UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

# Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

Visual Library

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

J. A. Schmoll g. Eisenwerth
von Pinders Tochter, Frankfurt

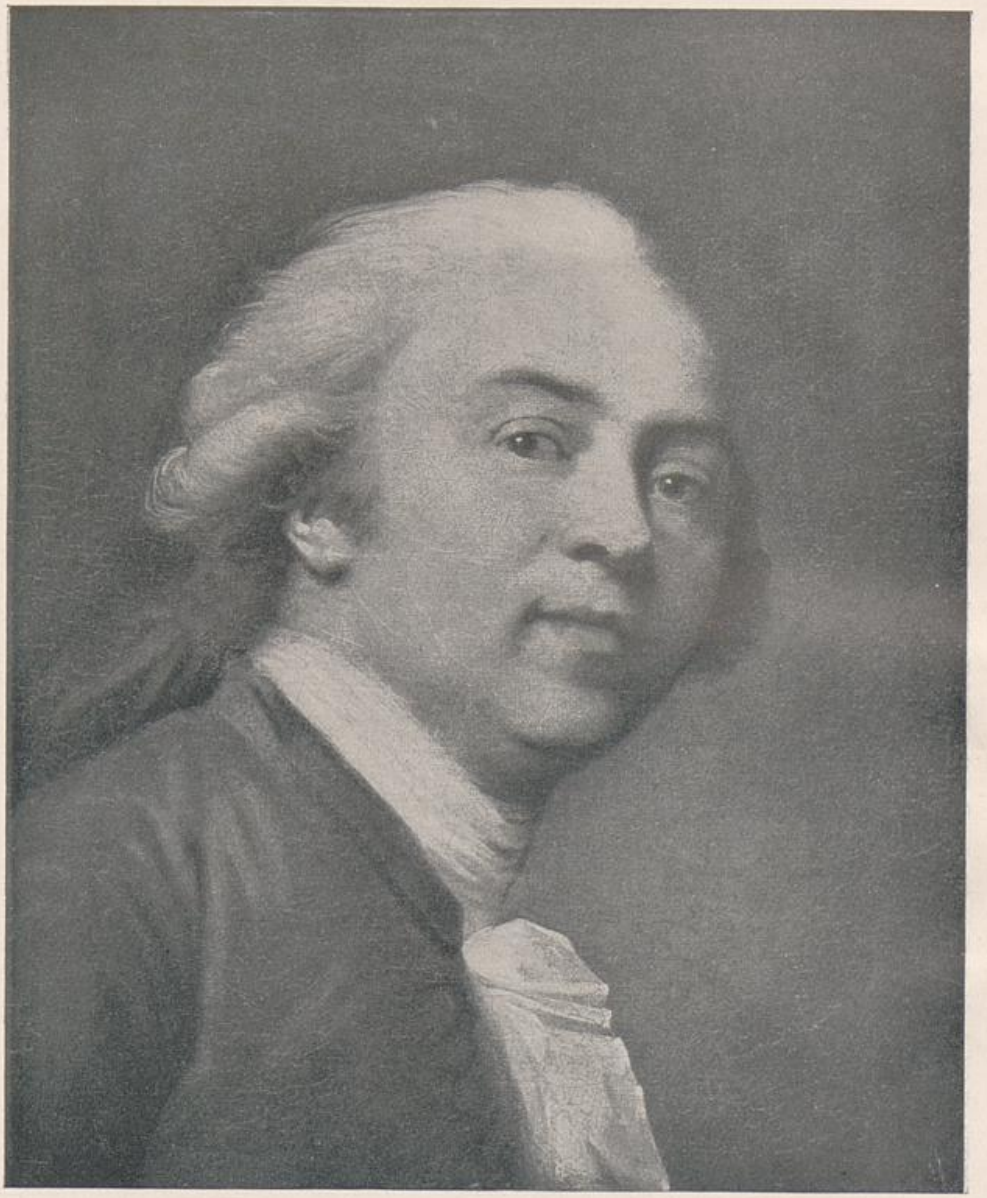
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Sammlung
J. A. Schmoll
gen. Eisenwerth
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

H. Pinder

S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Johann Friedrich August Tischbein
Selbstbildnis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Der Maler
# Joh. Friedrich August Tischbein
# und seine Familie

Ein Lebensbild
nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline

von
Professor Dr. h. c. Adolf Stoll
Cassel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mit dreiundzwanzig Tafeln

Verlegt von Strecker und Schröder
Stuttgart 1923

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder
Stuttgart 1923

02
SE
2086

Schmoll/3272

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meiner lieben Frau
Marie geb. Girshausen
zugeeignet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Inhalt


Seite

I. Einleitung ..... 1

II. Jugendzeit, Lehr- und erste Wanderjahre, 1750—1782 ..... 11

III. Arolsen, Niederlande, 1782—1795 ..... 31

IV. Dessau, Berlin, Weimar, Jena, 1795—1800 ..... 80

V. Leipzig, 1800—1806 ..... 122

VI. St. Petersburg, 1806—1808 ..... 140

VII. Ausgang. Leipzig, Heidelberg, 1808—1812 ..... 156

VIII. Die übrigen Familienmitglieder ..... 167

Bilderverzeichnis ..... 179

Stammtafel ..... 209

Anhang:

I. Das Bildnis Friederikens „Prinzeß Louis" von Preußen (nicht „Kronprinzeß Louise") ..... 217

II. Brief von Sophie Tischbein geb. Müller an ihre Tochter Caroline Wilken ..... 222

Personenverzeichnis ..... 231


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Verzeichnis der Tafeln


Gegenüber Seite

Titelbild: Johann Friedrich August Tischbein, Selbstbildnis

1. Friedrich Fürst zu Waldeck und Pyrmont ... 16
2. Johann Gotthard Müller ... 17
3. Frau Cornelia Lublink geb. Reisdenius ... 32
4. Johannes Lublink d. J. ... 33
5. Unbekannte holländische Familie ... 48
6. Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling ... 49
7. Königin Luise als Kronprinzessin ... 64
8. Herzogin Anna Amalia ... 65
   Aus „Kurzwelly, Das Bildnis in Leipzig"
9. Christoph Martin Wieland ... 80
   Aus „Kurzwelly, Das Bildnis in Leipzig"
10. Karl August Böttiger ... 81
11. Johann Gottfried Herder ... 96
    Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg
12. Friedrich Schiller ... 97
    Phot. F. Bruckmann A.-G., München
13. Christiane Vulpius ... 112
14. Auguste Böhmer ... 113
15. Sophie Tischbein und ihre Töchter Caroline und Betty ... 128
    Aus „Kurzwelly, Das Bildnis in Leipzig"
16. Johann Friedrich August Tischbein und seine Familie ... 129
    Phot. F. Bruckmann A.-G., München
17. Caroline Tischbein ... 144
18. Betty Tischbein ... 145
19. Großfürstin Katharina von Rußland ... 160
20. Friedrich Wilken ... 161
21. Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg und Familie ... 176
22. „Prinzeß Louis" von Preußen, Schwester der Königin Luise ... 177


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Abkürzungen

A. = abgebildet in
ADB. = Allgemeine Deutsche Biographie
Au. = Ausstellung
B. = Besitzer
Bi. = Georg Biermann, Barock und Roccoco, 1914
Br. = Brustbild
Bz. = Bezeichnung
Karoline = Karoline Schlegel, Ausgabe von Erich Schmidt, 2 Bände, 1913
E. = erwähnt in
GF. = ganze Figur
K. = Katalog
Kn. = Kniestück
Kz. = A. Kurzwelly, Das Bildnis in Leipzig, 173 Bildnisse, 1912
J.Kz. = Johannes Kurzwelly, in der Russischen Zeitschrift „Alte Jahre", 1913
Kö. = Könnecke, Bilderatlas zur Deutschen Literatur, 2. Aufl.
Michel = Edm. Michel, Etude biogr. sur les Tischbein, Lyon, 1881
lg. = lebensgroß
N. = Neubert, Goethe und sein Kreis, 651 Abbildungen, 1919
Osb. = Max Osborn in Velhagen und Klasing, Monatshefte, 1913
P. = Pastell
Rck. = Rechteck
St. = Stich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# I. Einleitung

Am 21. Juni 1912 war ein Jahrhundert vergangen seit dem Tode des Malers Johann Friedrich August Tischbein. In Heidelberg, bei seiner Tochter Caroline, der Verfasserin der nachstehenden Aufzeichnungen, die dort als Gattin des Geschichtsprofessors Friedrich Wilken lebte, ist er auf einer Reise gestorben, die er nicht nur um des Besuches der Seinen, sondern auch um der Ausübung seiner Kunst willen unternommen hatte.

Für jenen hundertjährigen Todestag war die Veröffentlichung dieser Schrift geplant, hat sich aber verzögert und ist durch den Krieg vereitelt worden.

Unter den deutschen Malern des achtzehnten Jahrhunderts nahmen drei Glieder der Familie Tischbein eine hervorragende Stellung ein: Johann Heinrich der Ältere, 1722—1789, Professor, dann Direktor der Casseler Akademie, und seine beiden Neffen, Johann Heinrich Wilhelm, 1751 bis 1829, der „Neapolitaner", und Friedrich August, 1750—1812.

Früher wurden nur die beiden ersteren, zuletzt Wilhelm, der „Goethe-Tischbein", den seine Darstellung Goethes, „wie er in weißem Mantel in der Campagna auf den Ruinen sitzet und über das Schicksal menschlicher Werke nachdenket", wohl auf der Höhe seines Schaffens zeigt, als die bedeutendsten Vertreter der Künstlerfamilie angesehen, so daß man beim Namen Tischbein immer nur an einen von diesen dachte. Auf vielen Stichen findet sich sogar die Bezeichnung „gemalt von Tischbein", als ob es nur einen gegeben habe[1]!

Aber in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat sich doch immer mehr die Erkenntnis durchgerungen, daß Johann Heinrichs Neffe, Wilhelms Vetter Friedrich August Tischbein den beiden nicht bloß ebenbürtig, sondern nach manchen Seiten, als Porträtist unbestritten, überlegen gewesen, überhaupt als der bedeutendste der ganzen ausgedehnten Malerfamilie anzusehen sei.

Friedrich August ist allerdings, abgesehen von einer Reihe auch historischer, mythologischer und allegorischer Versuche, ausschließlich Porträtmaler gewesen und hat auf dieses sein Feld seine ganze künstlerische Kraft verwandt. So hat er auch den zwar an sich genialer veranlagten, gedankenreicheren, aber sich

[1] Um bei der Unzulänglichkeit aller Angaben in Aufsätzen, in Künstler- und anderen Lexicis Klarheit über die Zusammenhänge der Familie zu geben, legen wir eine Stammtafel bei, die über die Grundlage aller Tafeln bei Strieder, Hess. Gel. Gesch. 16, 218 hinaus noch zwei vorausliegende und mehrere nachfolgende Geschlechter enthält.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zersplitternden, auch etwas phantastischen Vetter Wilhelm hinter sich gelassen; er hat, eine in sich geschlossenere, einheitlichere Natur, die Grenzen seines Könnens nicht verkennend, sich auf ein Gebiet beschränkt, es aber auch völlig, mit Beherrschung aller Kunstmittel, bewältigt. So hat er durch seine Kunst Freude in Hunderte von Familien getragen, die Bilder ihrer Angehörigen ihnen in meisterhafter Ausführung geschenkt, der Nation aber die lebensvollen Abbilder einer Reihe ihrer hervorragenden Männer erhalten. Er hat z. B. drei von unseren Klassikern, Wieland, Herder und Schiller, gemalt, und wie Wilhelm der Maler Goethes ward, so hat Friedrich August uns gerade das letzte Bildnis Schillers geschenkt, noch kurz vor dessen Tode, aus der Zeit seines schmerzvollen Leidens zwar, aber auch seiner höchsten geistigen Vollendung, ja schon fast überirdischen Verklärung.

Die nach der Renaissancezeit wieder erstorbene deutsche Malerei hatte nach dem Frankfurter Adam Elsheimer, 1578—1620, bis auf Raphael Mengs, der unter dem Einfluß Winckelmanns wieder zur Antike strebte, keinen hervorragenden Künstler hervorgebracht. Diesen letzteren Maler hat nun Tischbein in Rom gekannt und von ihm gelernt. Und neben Anton Graff, Edlinger, Ziesenis und C. D. Friedrich, Chodowiecki, Koch und Carstens, neben seinem Oheim Johann Heinrich dem Älteren und seinem Vetter Wilhelm hat auch Friedrich August Tischbein sich ein Anrecht erworben, zu den Erneuerern der deutschen Malkunst gerechnet zu werden, und zwar einer bewußt selbständigen, geradezu nationalen Kunst, welche die Antike ablehnte und nur die Natur zum Vorbild nahm. So hat der sonst nicht eben tiefgehende Edmond Michel die drei Tischbein nicht ohne Recht die Gründer einer deutschen Malerschule genannt, Vorläufer eines Overbeck und Cornelius[1].

Friedrich August Tischbein brachte zur würdigen Lösung seiner Aufgabe vor allem die Fähigkeit lebendiger Charakterisierung mit. Die notwendige Herstellung eines gewissen geistigen Verkehrs mit den Darzustellenden und die Ergründung ihres Wesens wurde ihm durch seine vielseitige und gute Bildung erleichtert; er sprach, las und schrieb noch drei lebende Sprachen, Französisch, Italienisch und Holländisch, verstand auch Latein, was er wohl in Hildburghausen in der Schule getrieben hatte[2]. Er hatte sie sich wohl meist

[1] Les Tischbein (Lyon 1881) S. 38. — Feinsinnig hat Friedrich Augusts Urenkel Prof. Wilhelm Pinder in Leipzig, die drei größten Künstler des Namens gewürdigt in der Besprechung des großen Gruppenbildes, auf dem Friedrich August 1801 seine eigene Familie darstellte (Tafel 16) — jetzt im Leipziger Städtischen Museum — in den Kunstwiss. Beitr. für Aug. Schmarsow, 170—178 (Leipzig 1907).

[2] Auch zu Versen fühlte er sich oft, bei Gefühlserregungen, getrieben, hat auch einen Operntext verfaßt, von dem noch ein Bruchteil vorhanden ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch Selbststudien erwerben müssen, wußte sie aber durch regelmäßiges Lesen guter Bücher, durch langen Aufenthalt im Ausland und seinen ausgedehnten Umgang mit geistig hoch- und gesellschaftlich oft höchstgestellten Menschen nebenbei und mühelos zu erweitern und zu vertiefen. Bei seinem hohen Können und seiner ununterbrochenen Übung arbeitete er rasch und leicht, was die Darzustellenden, die er bei seiner Welterfahrung und Menschenkenntnis auch gut zu unterhalten wußte, vor Ermüdung bewahrte.

Was zunächst das Äußere seiner Bilder anlangt, so gab Tischbein den kleineren öfter die Eiform, ließ diese aber dann gerne in rechteckige Rahmen fassen. Der Mehrzahl nach waren sie Brustbilder, in Holland hat er fast nur solche gemalt. Größere führte er meist als Kniestücke aus und gab ihnen mit Vorliebe eine schräge Stellung in der Fläche (Herder, Wieland, R. Z. Becker). Den Aufgaben gefälliger Gruppierung mehrerer Figuren, für die seines Freundes und Nebenbuhlers Anton Graff starkes und kraftvolles Talent nicht genügte, zeigte sich Tischbein durchaus gewachsen, wie er auch jenen in der Darstellung der Frauenschönheit zweifellos überholt hat. Seinen reizenden Familiengruppen — auch Einzelbildern, wie die Lautenspielerin in der Berliner Nationalgalerie, die Osborn „eine bezaubernde Symphonie in Blau und Schwarz, eines der schmeichlerischsten und zugleich malerisch interessantesten Bilder des ganzen deutschen achtzehnten Jahrhunderts“ nennt, und der Gräfin Fries — gibt er gerne Bewegung (s. sein Familienbild von 1801 u. a.), wenn es auch nur eine solche der Arme oder nur der Hände wäre, so daß die Dargestellten zu sprechen scheinen, setzt sie auch wohl in eine gewisse Beziehung zueinander, weiß sie gefällig hinzustellen und mit geistigem Leben zu erfüllen, ihnen auch einen passenden Raum anzuweisen und einen ihnen angemessenen Hintergrund zu geben. Seiner anmutigen Linienführung gesellt sich ein lebhaftes Gefühl für reizvolle, zusammenstimmende Farbengebung und ein fein ausgebildeter Geschmack, der in seinen durch Weichheit und duftige Lieblichkeit bestrickenden Figuren doch keine Süßlichkeit aufkommen ließ. Süß sind ja in ihrem Farbenschmelz viele seiner Frauen- und Kinderbilder, aber von Süßlichkeit so weit entfernt wie Mozartsche und Haydnsche Musik.

Er weiß Würde, Kraft und Gehaltenheit einem Schiller zu geben, gewinnende Güte einem Dalberg, Humor dem holländischen Dichter de Bosch, Mitteilungslust, die zu dem Beschauer sprechen möchte, einem Wilken, einem Böttiger, Freundlichkeit den Personen, die neben Kindern dargestellt werden, als wenn sie eben zu diesen so gesprochen hätten, so z. B. dem greisen Dufour mit seiner Enkelin.

Schmale Gesichter, müder Gesichtsausdruck, etwas hochmütig blickende Augen, wie man sie wohl auf einzelnen Bildern hat finden wollen, hat nicht

der Maler ihnen erst gegeben, sondern das war der vornehmen, in der Ausgangszeit des Rokoko noch sich allzusehr vergnügenden Gesellschaft eigen, die Tischbein, im Gegensatz zu seines Freundes Anton Graff mehr bürgerlicher Kundschaft, oft zu malen hatte. Auch nahm er aus dieser Zeit die aufgelockerten Haare der Damen in die neue Zeit mit. Er hat deshalb aber doch auch diesem festgegründeten, ehrenwerten, durch Bildung, Kunstinteresse und Familiensinn gehobenen Bürgerstand, wie ihn besonders das Klein-Paris Leipzig aufwies, Handelsherren, Bank- und Ratsherren, die sich durch vornehmen Gemeinsinn auszeichneten, mit Freuden seine Kunst gewidmet. Bilder solcher Personen, von frischer, gesunder, natürlicher Auffassung, stehen jenen also wieder in Menge gegenüber.

Auch seine Kinderbilder — und auf solche verstand er sich besonders — halten sich von Süßlichkeit fern, was man nicht von allen französischen, selbst englischen jener Zeit sagen kann; er weiß die Kleinen unaufdringlich den erwachsenen Personen anzugliedern und anzuschmiegen, so unter anderen auf seinem Familienbild und dem seiner Frau mit ihren beiden Töchtern, das doch wohl nur zufällig an das bekannte der Vigée-Lebrun in London erinnert.

Ein gewisses gedämpftes Licht, nicht das überraschende der holländischen Maler, nicht das greller Kerzen oder des Sonnenscheins, vielmehr das gebrochene des natürlichen Tages wußte er gleichmäßig über seine Figuren zu ergießen, und alle Farben, selbst Blau und Rot, sonst oft auffällig, zu anmutiger Zusammenwirkung auszugleichen und auszuglätten.

Soweit dies alles nicht persönliche, von keiner Schule abhängige Vorzüge waren, mag man es wohl als eine Frucht seiner Studien im Ausland ansehen, wo auch er, wie alle, die damals etwas lernen und gelten wollten, eine Reihe von Lehrjahren verbracht hat. Überall in den großen Städten, in denen er jahrelang lebte und arbeitete, in Paris, Rom, Neapel, Amsterdam und Haag, Berlin und St. Petersburg, betrachtete und studierte er so oft und so lange es nur möglich war, die Meisterwerke der Kunst — wenn er auch stets die Natur als die beste Lehrmeisterin ansah und seinen Schülern anriet — und die hervorragendsten seiner Zeit hat er mit eigenen Augen gesehen. Und durch sein stetes Reiseleben, auf dem er es ebenso hielt, bewahrte er sich davor, bei dem Erreichten sich zu beruhigen und stehenzubleiben, wie es seinem hochbegabten Oheim Johann Heinrich widerfuhr, der zu Zeiten seiner Blüte vorzügliche Porträts, so Lessings, Winklers, des Fräuleins von Wachenhausen, der Gräfin Stadion, malte, dann aber in Cassel, das er seit seiner Rückkehr aus Italien nicht mehr verließ, mangels Anregung nicht mehr fortschritt.

Solche Anregungen hat dagegen Friedrich August gesucht, nicht abge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wiesen. Aber jene französischen Vorbilder, wie namentlich der ihm befreundete David, nach dessen Beispiel er manche (Schiller und Voß) in antikem Kostüm dargestellt hat, waren doch so weit entfernt, ihn ausschließlich und dauernd zu bestimmen oder gar zu hemmen und zu binden, daß eine Reihe seiner Bildnisse an die großen englischen Porträtisten des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, mit deren besten Leistungen überhaupt seine Bildnisse einen Vergleich sehr wohl aushalten können. Dabei steht dahin, wieviel Bilder eines Gainsborough, Romney, Raeburn, Hoppner er überhaupt zu sehen bekommen — vielleicht waren es für längere Zeit nur die zwei des ersten im Schlosse zu Arolsen, die Georg III. von England und seine Gemahlin darstellen[1]. Übrigens dachte er bescheiden über sein Können, wie unter anderem auch die von Caroline berichtete Bemerkung von ihm über Grassi zeigt (s. S. 118), und unablässig, bis zu seinem Lebensende, war er noch auf Vervollkommnung bedacht.

Das Schicksal, erst lange nach dem Tode allgemein zutreffend und gerecht beurteilt zu werden, teilt Tischbein mit so manchem bedeutenden Manne.

Zwar sagt schon Gottfried Schadow von ihm (Kunstwerke und Kunstansichten [1849] S. 20): „Graff galt für den besten Porträtmaler; Tischbein hatte einen Rang neben ihm, er hatte die Geschicklichkeit, in Eskarpins und Manschetten zu malen“ (s. auch daselbst S. 152). Aber der Hinweis selbst aus solchem Munde ist auffallenderweise unbeachtet geblieben.

Eine gerechte Würdigung hat auch Tischbein, ebenso wie Ziesenis, Kupetzky und andere, erst im letzten Vierteljahrhundert gefunden, und dies ist eine Frucht der verschiedenen großen Ausstellungen, die sich in dieser Zeit rasch gefolgt sind und uns die erfreuliche Erkenntnis gebracht haben, daß wir in jener Zeit eine erhebliche Anzahl deutscher Porträtkünstler besaßen, die sich den besten des Auslands getrost an die Seite stellen dürfen.

Es waren dies die von 1896 und die „Jahrhundert-Ausstellung“ 1906 in Berlin, die „Porträtausstellung“ in Leipzig 1912, die in Heidelberg 1914 und im selben Jahre die „Ausstellung der deutschen Malerei von 1650—1800“ in Darmstadt, über die in der Kunstchronik 1914 von Gustav Kirstein berichtet wird, daß „Graffs und Tischbeins Werke wieder wahrhaft hervorgeleuchtet“ hätten[2].

Sie haben den Eindruck seiner Bilder immer wieder erneuert, gaben

[1] Bei Weinitz, Das Fürstliche Residenzschloß in Arolsen (1907), S. 36 und 37.

[2] In Leipzig waren 73, in Darmstadt 35 Bilder Tischbeins zu sehen; letzteren war mehr als ein Saal eingeräumt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinen Freunden eine späte, aber um so willkommenere Gelegenheit, seine Werke gründlich kennen zu lernen, und veranlaßten manchen anderen, sein Urteil über ihn abzuändern.

Hierbei mag das treffende in Darmstadt gewonnene Urteil von Karl Koch in der „Kunstchronik" 1914, Sp. 55, angeführt werden: „Tischbein erscheint als ein Maler von großem, ruhigem Stil. Die flüssig klare, sehr lichte Malerei, in der die Tiefen verlöscht sind, umkleidet seine Menschen mit einem schwärmerischen Schimmer. Doch geht in seinen besten Bildnissen eine schlichte Festigkeit nicht verloren. Hier lebt die letzte Natürlichkeit des Jahrhunderts. Durch die edelgebundenen Gesten und den Takt des Vortrags sind diese Bilder zugleich ein Ausdruck schönen Menschentums im Sinne der Klassik[1]."

Schon 1913, nach der Leipziger Ausstellung, hat Max Osborn[2] in ihm einen der besten deutschen Maler seines Jahrhunderts erblickt. Eine gleiche Bedeutung mißt ihm Georg Biermann zu, der Herausgeber des „Cicerone" und Leiter des Darmstädter Ausstellungsunternehmens. Über diese beiden günstigen Beurteiler ist aber der bekannte Kunstforscher Julius Vogel (Museumsdirektor in Leipzig) noch hinausgegangen.

Er ist nicht nur ein genauer Kenner Tischbeins, sondern auch A. Graffs, der bisher unbestritten den ersten Rang unter den deutschen Porträtmalern des achtzehnten Jahrhunderts einnahm. Obwohl er dem letzteren Meister ein großes Werk gewidmet hat und dieser ihm, wie er dem Herausgeber schrieb, sehr am Herzen liegt, so hat er doch jetzt rückhaltlos Tischbein den Vorrang vor jenem eingeräumt und vertritt so die Ansicht, daß Friedrich August Tischbein als der erste deutsche Porträtist jenes Jahrhunderts anzusehen sei.

Um diesem Meister daher die ihm gebührende Wertschätzung zu verschaffen, was er als seine Pflicht ansieht, hatte Vogel die Absicht, in einem groß angelegten Werk, das Tischbeins beste Bilder in schönster Wiedergabe dem deutschen Volke bekanntmachen sollte, diese seine Ansicht wissenschaftlich zu begründen.

Aber durch den vorzeitigen Tod seines zu allen Opfern bereiten Verlegers hat dies Werk höchst bedauerlicher Weise nicht erscheinen können und ist wahrscheinlich wegen der Nöte unserer Zeiten auch nicht mehr zu erwarten.

---

[1] Bezeichnend für das gesunkene Ansehen Johann Heinrichs des Älteren ist es, wenn es da weiter heißt: „Es sei noch auf den alten Johann H. T. hingewiesen, der, in großen Aufgaben sich nicht über eine lokale Bedeutung erhebend, seine Tüchtigkeit hier nur in dem Familieninterieur von 1774 offenbart."

[2] Velhagen und Klasings Monatshefte, Oktober, S. 199—212. Mit elf Abbildungen, darunter drei farbigen, Tischbeinscher Porträte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deshalb hat Herr Professor Vogel mehrere der von ihm schon beschafften Abbildungen dem Herausgeber in dankenswerter Weise zur Wiedergabe überlassen[1].

Trotz seiner nunmehr feststehenden hohen Bedeutung hat das Leben und der Werdegang des Meisters bisher noch keine Darstellung gefunden. Auch die Allgemeine Deutsche Biographie ist mit ihren Angaben[2] über ihn sachlich durchaus unzulänglich, was auch schon äußerlich daraus hervorgeht, daß sie zwar Wilhelm, dem Neapolitaner, sechs Seiten widmet, andere sieben Mitglieder der Künstlerfamilie aber, darunter auch Friedrich August, zusammen auf bloß drei Seiten abtut. Auch sämtliche Lexika und Kunstgeschichten bringen nicht nur Lücken-, sondern auch Fehlerhaftes über sein Leben und Wirken.

Eine eingehendere Darstellung dieses seines Lebens und Wirkens erscheint also gerechtfertigt und wird nicht nur manchem, der seine Werke kennt und schätzt, willkommen sein, um so mehr als die Persönlichkeit des Mannes, wie die nähere Betrachtung ergeben wird, überaus anziehend und liebenswert ist. Sagt doch sein Vetter Wilhelm in seiner eigenen Lebensbeschreibung von ihm: „Er war ein liebenswürdiger Mensch von Natur, dabei unterrichtet und gewandt in allem, was einem feinen Welt- und Hofmann wohl geziemt. Sein freundliches, geselliges Wesen, sein gutes Herz, die offene Stirn, das Liebliche, Humane, immer Gelassene in seinem Benehmen erwarben meinem Vetter Fritz überall Hochachtung und Liebe; das hörte ich von Jugend auf, und so habe ich es selbst gefunden.“ Und im Jahre 1807 schreibt Wilhelm an Friedrich Augusts Schwiegersohn Wilken, er habe sich diesen seinen Vetter in allem zum Muster genommen.

Wie wir uns aus dem Leben des Malers Gerhard von Kügelgen von keinem anderen lieber erzählen lassen als von seinem Sohne Wilhelm, so werden wir auch gerne der reizvollen Schilderung folgen, die Caroline Tischbein, ebenfalls eine Künstlerin, in schöner Unmittelbarkeit pietätvoller Anschauung vom Leben und Wesen und Wirken ihres Vaters gegeben hat, ohne daß ihre Liebe der Wahrheit Eintrag getan hätte. Dabei berichtet sie auch anziehend über die übrige Familie bis zum Tode des Vaters (1812).

Diese Aufzeichnungen der Tochter habe ich vor Jahren aus mehreren nicht durchweg gleichen Abschriften zusammengeschmolzen und bloß als einen Anhang dem letzten der drei Jahresberichte des Königlichen Friedrichsgymnasiums zu Cassel beigefügt, in denen ich das Leben und die Schriften

---

[1] Auch muß ich dankbarst die eifrige Hilfe von mehreren Seiten, besonders aber der Herren Dr. Tischbein in Dessau, Dr. Staring im Haag und Dr. Henkel in Amsterdam anerkennen.

[2] Sie sind verfaßt von dem Maler Louis Katzenstein in Cassel (1822—1905).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Geschichtschreibers und Orientalisten Friedrich Wilken behandelt habe. (Die Arbeit ist auch in Buchform erschienen, Cassel 1896, Th. G. Fisher und Co. Mit fünf Abbildungen.) Naturgemäß ist die Schrift fast nur in Fachkreisen bekannt geworden, und ihre kleine Auflage ist bald vergriffen gewesen. So erklärt es sich, daß die wertvollen Erzählungen Carolinens nicht in weitere Kreise gedrungen sind, was sich zeigte, als des hundertsten Todestags ihres Vaters gedacht wurde[1].

Möchten sie in dieser Ausgabe, ausgestattet mit Bildern und nach den Quellen wesentlich erweitert, dazu beitragen, auch persönlich den Mann seinem Volke näherzubringen, dessen Kunst sich inzwischen siegreich durchgesetzt hat.

Die Ausführungen Carolinens sind übrigens nicht bloß insoweit bedeutungsvoll, als sie ihren Vater betreffen, sie haben auch dadurch noch weiteren Wert, daß sie in einfacher, natürlicher Weise anziehend zu berichten weiß von vielen der bedeutenden Menschen, mit denen sie in ihrer Jugendzeit durch ihre Eltern in Berührung gekommen war. Ja, sie vermag sogar durch ihre ungesuchte, ansprechende Erzählung sich selbst und auch einfachere Persönlichkeiten uns nahezubringen und unsere warme Teilnahme für sie wachzurufen.

In manchen Teilen, wie z. B. in der Schilderung des romantischen Treibens in Jena oder des weimarischen Kreises, sowie einzelner Persönlichkeiten wie Auguste Böhmer, oder in dem Kabinettstück über K. Matthäi erheben sich die Erinnerungen der frühreifen Erzählerin sogar zu einer beachtenswerten Geschichtsquelle.

Sie selbst erscheint uns darin als eine verständige, nachdenkliche Natur, die aber doch mit offenen Augen in die Welt schaut und mit gesundem Urteil Näher- wie Fernerstehende und sich selbst bespricht. Trotz aller Huldigungen, die jüngere wie ältere Männer dem schönen, klugen und gebildeten, dabei heiteren und liebenswürdigen Mädchen entgegenbrachten, blieb sie bescheiden und zurückhaltend, wandte auch — was nicht etwa selbstverständlich ist — Mädchen und Frauen nicht weniger feste und treue Freundschaft zu als ihren männlichen Bekannten.

Es war eben der Familie trotz ihres unsteten Daseins und der lebhaften Geselligkeit, die ihr durch den Beruf des Vaters aufgenötigt wurde, bei aller Lebensfreudigkeit der anmutigen Mutter wie der beiden schönen Töchter doch auch der Sinn für die höheren Zwecke und die ernsten Pflichten des Lebens nicht abhanden gekommen, der allen neben der Liebe auch die hohe Achtung ihrer jeweiligen Umgebung sicherte. Mit Ernst trieb sie auch als junge Frau

[1] Zwei Ausnahmen sind uns allerdings bekannt, Hosäus, der in den „Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte“ 8, 1—20, und Fiebiger, der in den „Grenzboten“ von 1917 sie zur Grundlage eines Aufsatzes gemacht hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Heidelberg, im zweiten romantischen Kreise, ihre musikalischen Studien, und zwar besonders mit dem berühmten Juristen Thibaut und dem bekannten Übersetzer Gries. Am 21. Mai 1807 schrieb Joseph von Eichendorff in sein Tagebuch: „Abend gegen elf Uhr mit mehreren Studenten auf der Gasse der herrlichen Bravourarie der Madame Wilken im Haus des Gries zugehorcht." Auch ihre malerische Tätigkeit gab sie nie auf; mit beiden wollte sie nicht glänzen, sondern tat nur einem inneren Bedürfnis Genüge.

Wie einst durch die geistigen Interessen der Eltern, so blieb Caroline auch später durch die Teilnahme an den wissenschaftlichen und amtlichen Bestrebungen ihres Gatten wie durch den steten Verkehr mit hochstehenden Menschen vor jeder Verflachung bewahrt. Sie hat auch ein nicht gewöhnliches literarisches Interesse gehabt und, um ihrem inneren Drang zur Aussprache nachzugeben, ganze Bände mit Novellen und ähnlicher Schriftstellerei gefüllt, die vielleicht nicht sämtlich verdient haben unbekannt zu bleiben.

Dabei hat sie sich zu allen Zeiten ihren oft so schweren Lebenspflichten in einem Grade gewachsen gezeigt, wie es nach einer so sonnig und sorglos verbrachten Jugendzeit nicht ohne weiteres von ihr zu erwarten war.

Da die Erinnerungen Carolinens nur für ihre Familie bestimmt waren, jetzt aber als Grundlage einer vollständigeren Lebensbeschreibung des Künstlers dienen und einem größeren, mit diesen Dingen nicht durchweg vertrauten Leserkreise vorgelegt werden sollen, so mußten sie bei all ihren Vorzügen doch erheblich erweitert werden, wobei auch Einzelheiten im Berichte der immerhin sechsundfünfzigjährigen Frau richtiggestellt wurden. Bei dem Mangel an Urkunden mußte ihre Erzählung manche Lücken aufweisen; so ist sie über verschiedene wichtige Teile des Lebens ihres Vaters, z. B. auf seine Jugend und seine ersten Wanderjahre gar nicht, auf andere weniger eingegangen.

Meine Erweiterungen gründen sich außer gedruckten Hilfsmitteln auf Briefe, Familienpapiere und -aufzeichnungen, sowie andere Urkunden aus Archiven und Bibliotheken, besonders derjenigen Gegenden, in denen der Künstler seinen Wohnsitz gehabt hat, vereinzelt auch auf Kirchenbücher.

Weiter auszuholen war namentlich bei ihrer Erzählung von den Jenaer Romantikern. Die Familie Tischbein hatte dort ihren alten Freund August Wilhelm Schlegel wiedergefunden und war mit seinem ganzen Kreise in freundschaftlichen Verkehr getreten.

Aber der ganzen Tragweite dieser das deutsche Geistesleben umwälzenden Bewegung und der vollen Bedeutung dieser ihrer Führer konnte sich damals kaum jemand — selbstverständlich auch Tischbein und die Seinen nicht — bewußt werden. Caroline berichtet ihrem Zwecke entsprechend hier nur über das Persönliche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ebenso bedurfte ihr Bericht über die Beziehungen der Familie zu dem Weimarer und zu dem Körnerschen Kreise einer größeren Ergänzung. Die Zusätze des Herausgebers sind den verschiedenen Teilen der Erzählung vorangestellt und im wesentlichen auch für solche Leser bemessen, die sich mit jenen Zeiten und den hier erwähnten Personen und Verhältnissen nicht näher befaßt haben, wobei auch der Familienforscher, besonders in Hessen und Waldeck, Anhalt und Sachsen, manchen willkommenen Hinweis finden wird.

Jene Abschnitte des Herausgebers sind im kleineren Drucke gehalten; wer sich daher auf die unberührt gelassene Erzählung Carolinens beschränken will, kann diese Zusätze einfach übergehen.

Wer aber auch sie liest, wird in diesen Blättern ein annähernd vollständiges Bild von Tischbeins Leben finden, soweit es zur Zeit zu gewinnen ist.

Auch ein Bilderverzeichnis hat der Herausgeber hinzugefügt, das naturgemäß auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht und sich auf des Meisters Hauptleistungen, seine Öl- und Pastellbilder, beschränkt. Die von seinem Enkel Friedrich Franz Wilken sehr sorgfältig aufgestellte Liste umfaßte nur 125 Bilder, die hier gegebene etwa 440[1].

Wer endlich die erwähnten Personen gerne im Bilde kennen lernen will, wird die hier öfter gegebenen Nachweisungen von Porträts in leicht zugänglichen Sammlungen von Abbildungen nicht als überflüssig empfinden.

Ehe wir nun Carolinen selbst das Wort geben, müssen wir noch berichten, was sich über die Jugend des Meisters und seine künstlerischen Anfänge hat ermitteln lassen.

[1] Für freundliche Mitteilung weiterer Bilder würde der Herausgeber sehr dankbar sein. Hoffentlich veranlaßt diese Veröffentlichung weitere Forschung nach solchen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## II. Jugendzeit, Lehr- und erste Wanderjahre 1750—1782

Friedrich August Tischbein gehört der zweiten Geschlechtsfolge der ausgedehnten Familie an, die vom Klosterschreiner und -bäcker in Haina in Hessen-Cassel, Johann Heinrich Tischbein (1682—1764) und seiner Frau, der Schlosserstochter Margarethe Hinsing (1691—1772) aus Bingenheim in Hessen-Darmstadt abstammt. Diese Familie hat, was die Zahl ihrer malenden und zeichnenden Mitglieder anlangt, nicht ihresgleichen; haben sich doch nicht weniger als einundzwanzig, darunter vier Frauen, des Namens Tischbein und weitere fünfzehn anderen Namens, darunter zwei Frauen, dazu noch vier allerdings nur angeheiratete Mitglieder, zusammen also vierzig (s. Anm. zur Stammtafel) künstlerisch betätigt!

Die Heimat der Familie, das ehemalige Zisterzienserkloster Haina mit seiner schönen Klosterkirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, hat sich allmählich zu einem Dorfe mit zwölfhundert Einwohnern erweitert. Es liegt im kurhessischen Kreise Frankenberg, an der bei Kirchhain in die Lahn einmündenden Wohra, und wurde im selben Jahre, in dem zu Marburg die erste protestantische Universität Deutschlands von Philipp dem Großmütigen begründet wurde, 1527, von diesem verweltlicht und in ein Pflegehaus für männliche Sieche, Fallsüchtige und Irre umgewandelt; jetzt dient es nur für Unglückliche letzterer Art.

Friedrich Augusts Vater, Johann Valentin, war der zweite Sohn des Klosterbäckers; er ist der erste aus der Familie, der sich der Malerei zuwandte und auch allen seinen von ihm angeleiteten Brüdern und deren — wie seinen — Nachkommen die entscheidende Richtung auf diese Kunst gab. Vierzehnjährig wurde er 1729 von einem hessen-darmstädtischen Rat — die Hainaer Anstalt gehörte bis 1811 beiden Hessen —, der sein Talent entdeckte und seinen heißen Wunsch erfuhr, Maler zu werden, mit nach Darmstadt genommen und lernte zuerst in einer Tapetenfabrik, dann, vier Jahre lang bei seinem leider nicht mehr bekannten Wohltäter[1] wohnend, beim Hofmaler J. Chr. Fiedler, und endlich beim Hofmaler J. G. van Freese in Cassel.

---

[1] Vielleicht der Hessen-Darmstädtische Regierungs-, Konsistorial- und Samtrevisionsrat Zang, der wenigstens 1729 mit dem Amtmann Seidel aus Alsfeld die Anstalt besichtigte (1730, wo der Junge fünfzehn Jahre alt war, taten es Regierungsrat Schmitt und der Rechnungs-Justifikator C. Hermann, die beide aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachdem er einige Jahre in Holland gearbeitet hatte, wo er nach Wilhelm Tischbein (1, 120) „den Prinzen von Oranien und seine Familie" gemalt hat, nahm er eine Stelle als Hofmaler und Kabinettssekretär beim Herzog Eugen von Sachsen-Hildburghausen an, kam aber von da auch öfter nach Cassel, um Dekorationen für die Oper zu malen. Seine Absicht, sich dort wieder dauernd niederzulassen, wurde 1768 (24. April) durch seinen Tod vereitelt. Seine Witwe, die Stiefmutter seiner Söhne, blieb mit ihrer Tochter noch eine Zeitlang dort wohnen.

Auf einer Kunstreise seiner Eltern — seine Mutter war eine Predigerstochter aus der Gegend von Gießen — ist Friedrich August am 9. März 1750 in Maastricht geboren; auf solchen Reisen hat auch er drei Viertel seines künstlerischen Berufslebens verbringen müssen, ehe er 1800 in Leipzig, noch etwa für sein letztes Jahrzehnt, eine dauernde, aber auch nicht stets ihn festhaltende Stellung als Nachfolger Öfers in der Leitung der dortigen Malerakademie fand.

Und auf einer solchen Reise ist er auch 1812 in Heidelberg gestorben.

Über die ersten zwanzig Lebensjahre Friedrich Augusts ist nur wenig zu ermitteln gewesen; er war sieben Jahre jünger als sein Bruder, der Maler und Baukünstler Ludwig Philipp Tischbein, 1743—1806, über den weiter unten noch zu reden sein wird; wo und wann beider Mutter gestorben ist, weiß man nicht. 1765 bis wenigstens in den Mai 1766 lebte die Familie wohl in Cassel; denn dort hat in dieser Zeit Wilhelm Tischbein, wie er „Aus meinem Leben" S. 60 erzählt, wenigstens seine zwei Vettern Ludwig und Fritz zuweilen besucht und bei ihnen gezeichnet.

Da letzterer bei seinem ersten Besuch in Paris bei Wille (siehe unten), 1772, nach dessen Zeugnis gut Französisch sprach, so hatten sich die Auslandsreisen seiner Eltern wohl auf noch längere Jahre erstreckt, so daß er sich das Französische in dieser Zeit völlig aneignen konnte. Denn in Hildburghausen, wo er noch einige Jahre die Lateinschule besucht haben mag, wird er auf ihr nur wenig Französisch dazugelernt, eher im Elternhause und durch den Verkehr seines Vaters mit den Hofkreisen seine Sprachkenntnisse sich erhalten haben.

Zeichnen und Malen lernte er natürlich zuerst bei seinem Vater; aber durch dessen Tod 1768[1] wird wohl seine Rückkehr nach Cassel nötig geworden

---

Darmstadt waren). Allenfalls käme noch Fiedlers Busenfreund, der Geheime Rat von Löwenstern als jener Gönner in Frage. Die ihn und Fiedler betreffenden Akten im Darmstädtischen Archiv enthalten nichts über diese Frage.

[1] J. Valentins Witwe hat wenigstens 1779 noch in Hildburghausen gelebt, wo Wilhelm Tischbein sie besucht hat (1, 144). Dieser berichtet 1, 120, er habe bei einem

sein, wo sein Oheim Johann Heinrich der Ältere nunmehr sich seiner annahm.

Durch diesen, der viel für die fürstliche Familie in Arolsen arbeitete[1], ist er auch wohl dem Fürsten Friedrich zu Waldeck (regierte 1765 bis 1812) vorgestellt und empfohlen worden.

Dieser war 1743 geboren, trat in niederländischen Militärdienst und stand als Generalleutnant 1793 und 1794 in Holland gegen Frankreich zu Felde[2]. Er war ein geistreicher, gebildeter, aufgeklärter Fürst, liebte und unterstützte Kunst und Wissenschaft, sammelte Kunstwerke und zeigte sich immer gütig und freigebig, auch gegen die französischen Emigranten.

Dadurch wie durch die Nöte seiner Zeit stand es um seine und seines Landes Geldverhältnisse nicht eben gut, so daß die Wohltaten, die er unserm Künstler erwies, doppelt verdienstlich erscheinen[3].

Er hat diesen gewiß bei seinen Besuchen in Cassel öfter gesehen und nach des Oheims Auskunft über ihn besonderen Anteil an ihm genommen. Daß der junge Mann sich aber auch vor der Reise nach Paris in Arolsen

---

Tierhändler in Amsterdam „im blauen Jan" das oben erwähnte Gemälde dieses Oheims Valentin gefunden, „den Prinzen von Oranien und dessen Familie" darstellend. — In Hildburghausen sind deren wohl noch mehrere, verzeichnet finde ich allerdings nur in den Bau- und Kunstdenkmälern von Sachsen-Meiningen (S. 177) ein Bildnis des Herzogs Joseph „von Tischbein", unter dem man wohl nur Valentin verstehen kann. Über den naheliegenden Besuch der sogenannten „Gelehrten Schule" daselbst durch seine Söhne ist weder im dortigen Archiv noch in der Schule etwas zu ermitteln gewesen.

Das Kirchenbuch daselbst bietet über den Vater nur zwei Notizen: 1. daß er am 24. April 1768 dort gestorben ist, während sonst überall 1767 zu lesen steht, 2. daß er am 9. August 1765 mit der „Demoiselle bei der ältesten Prinzessin, Fräulein Elisabeth Faure", kopuliert worden ist.

[1] S. Weinitz a. a. O. S. 3, 14, 29 u. ö.

[2] Der Eintritt in fremde Dienste war bei der Geringfügigkeit des waldeckischen Truppenbestandes in seinem Hause üblich: Der letzte Graf aus der Wildunger Linie, Georg Friedrich, 1664—1692, bekämpfte rühmlich die Türken als Kaiserlicher und Reichsfeldmarschall, als Niederländischer die Franzosen (im dritten Raubkrieg); des Fürsten Friedrich eigener Bruder Christian stritt auch nicht ohne Ruhm als österreichischer Feldmarschall gegen Frankreich und starb 1798 in Cintra in Portugal, wo er das portugiesische Heer neugestaltete.

[3] Er starb unvermählt. Über sein Porträt von Friedrich Augusts Hand (Tafel 1) sagt Frank, E. Washburns Freund, in den „Grenzboten" 1914 (3. Vierteljahr) S. 126: „Dies Bild, in dem die Entwicklung des Hof- und Fürstenporträts zum bürgerlichen wie an einem Schulbeispiel abgelesen werden kann, was es in der ganzen, einfachen, fast puritanischen Aufmachung, im Hineinsprechen der heimatlichen Natur und sogar in der ganzen Tönung mit ihren milden, gedämpften Farben ist" usw. Ein solches von der Hand Johann Heinrichs des Älteren s. Bi. 463.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Zeitlang aufgehalten, auch wohl gearbeitet hat, wird wahrscheinlich durch die Grüße, die er von dort an die beiden „Demoiselles Müller und Scipio" gesandt hat.

Jedenfalls hat der Fürst an des jungen Künstlers Person und an seinen Leistungen Gefallen gefunden.

Denn vom Jahr 1770 ab wendet er dem Zwanzigjährigen zehn Jahre lang Wohltaten zu und hat ihn dann noch fünfzehn Jahre lang in seinen Diensten gehabt, also ihn ein Vierteljahrhundert lang erhalten. Er hat vollen Anspruch auf die Anerkennung, daß im wesentlichen er ihm den Aufstieg zur Höhe seiner Kunst ermöglicht habe.

Am 28. Juni 1770 setzt er „in Rücksicht der Uns bereits gezeigten Geschicklichkeit dem Maler Dischbein zu Cassel für 2 Jahre je 100 fl. jährlich zu desto mehrerer Aufmunterung" aus und fügt hinzu, daß „Wir bei seinem fortwährenden Fleiß und erlangten mehreren Wissenschaften gar nicht abgeneigt sind, ihn demnächst eine Zeitlang auf Unsere Kosten in Paris zu unterhalten". Am 7. April 1771 wird diese Summe sogar auf 100 Taler erhöht. Für dieses Jahr steht der Einundzwanzigjährige übrigens auch im Casseler Staatshandbuch als „Dessinateur" verzeichnet. Da im nächsten Jahr, 1772, Werner Kobold diese Stelle innehat, so wird Friedrich für dieses Jahr um seiner Studienreise willen sie aufgegeben haben.

Denn am 12. März 1772 sichert der Fürst ihm weiter zu, daß er ihn nach Beendigung seiner Reise nach Paris und Italien zu seinem dereinstigen Hofmaler bestimmt, auch ihm, solange er sich mit seiner Bewilligung auswärts aufhalten werde, 300 Taler hierzu aussetze[1]. Mit beginnender guter Jahreszeit 1772 muß sich der junge Mann auf die Reise nach Paris begeben haben; seinen ersten Brief von da aber hat, was freilich im September erst festgestellt ward, die Post verloren; er hatte darin von seiner Reise, die er von Mannheim aus sehr bequem mit einem Baron Wentzel zurückgelegt habe, und von den ersten zwei Wochen in Paris berichtet; am 21. Juni schickt er von Paris aus wohl sein erstes Probestück, die Kopie eines Porträts des Kardinals von Richelieu († 1642) — bei Weinitz im Schloß von Arolsen verzeichnet S. 41 —, das er zwar direkt aus dem Schlafzimmer des Herzogs von Richelieu (1696—1788), des Großneffen des Kardinals erhalten, aber nachher als trockene Nachahmung des im Palais Royal befindlichen erkannt habe.

Daß er also, wie Caroline erzählt, Zeuge des Unglücks bei der Hochzeit des Dauphins und Marie Antoinettens gewesen wäre, trifft bei ihm so wenig wie bei seinem neuen Freund Johann Gotthard Müller zu, der

[1] Marburger Staatsarchiv, Tischbein-Akten Nr. 4.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch vier Wochen nach Tischbein in Paris erschien: die Vermählung hatte schon im Jahr 1770 stattgefunden!

Über seine Studien berichtet er, daß er täglich in einer Privatakademie nach dem Leben und bei sich nach Gips zeichne, von den Kunstwerken aber mehr Nutzen zu ziehen hoffe als von den Meistern selbst, zu deren wirklichen Schülern man sich nur erklären könne, wenn man sich verpflichte, deren Manier anzunehmen, „von der ich mich bis auf diese Stunde noch nicht habe überreden lassen, daß sie die wahre und schöne Nachahmung der Natur sei". Mit Achtsamkeit betrachte er aber die Kunstwerke im Luxemburgischen Kabinett, in Kirchen und Klöstern.

Was ihn häufig beengte, war die Unregelmäßigkeit, mit der seine Bezüge von der Hofkammer in Arolsen eintrafen; schon im Juli des ersten Jahres beklagt er sich in einem seiner Briefe an den Regierungsrat Frensdorf, den Oheim seiner späteren Frau[1], dem er sich vertrauensvoll in allem erschließt, schon seit vierzehn Tagen erfahre er die unselige Wahrheit des Sprichworts «être gueux comme un peintre», und daß deshalb, während ihm über seinen Arbeiten die Tage zu Stunden, jetzt die Stunden ihm zu Tagen würden.

Das ist auch nicht besser geworden während aller seiner Reisen, ja während seines ganzen Dienstverhältnisses zu dem Fürsten, der ihm ja stets sehr freundlich gesinnt blieb, aber wegen eigener öfterer Geldverlegenheit mit seinen wiederholten Weisungen an die Hofkammer, in denen er ihr Ordnung in dieser Sache einschärfte, dies nicht durchsetzen konnte. Es hatte dies nur das eine Gute, daß er später den Urlaub seines Hofmalers öfter sehr ausdehnen mußte.

[1] Die Brüder Hof- und Kammerrat Karl Theodor (1725—1793) und der Wirkliche Geheime Rat und Kammerdirektor Georg August Frensdorf (1740 bis 1819), Söhne des Hof- und Kammerrats August Frensdorf (1693—1755), stellten schon die vierte akademisch (meist juristisch) gebildete Geschlechtsfolge der aus Anhalt zugewanderten Familie dar. Der ältere Bruder hatte elf Kinder, der hier genannte jüngere, der nach Caroline „sich im ledigen Stande gefiel", mag dies damals noch getan haben, heiratete aber dann später noch Dorothea Stückenbrück, scheint jedoch keine Kinder gehabt zu haben. Die im Alter zwischen beiden Brüdern stehende Schwester Dorothea Magdalena (1738—1809) war das achte unter zwölf Geschwistern und verheiratete sich mit dem aus Pattensen in Hannover zugewanderten Friedrich Hartwig Müller (1717—1789), dem sie zehn Kinder schenkte. Das fünfte von diesen war Sophie Fr. Joh. Augustine (1761—1840), die Tischbeins Gattin wurde. Das neunte war die von Caroline genannte Antoinette Maria, 1770 geboren. Das sechste und achte, Wilhelmine (geboren 1763) und Friederike, beide hier und im Anhang erwähnt, hielten am 23. Juli 1787 Doppelhochzeit mit dem Rentmeister Ludwig Schmidt in Schmalkalden und dem Bauverwalter (später Bausekretär) Georg Ludovici in Cassel. Der dritte unter den Geschwistern war der von Caroline hier genannte Oheim August Christoph, 1757 geboren, der ledig blieb.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trotz seiner Nöte besucht aber der bildungsdurstige junge Künstler auch die großen Theater und ist besonders von der Komödie entzückt; „nie hätte ich geglaubt, daß man mit so vieler Kunst, Wahrheit und Geschmack spielen könne!“

Ein billiges Vergnügen war es für ihn, mit seinen Maleraugen die „in ihrer Art einzigen Promenaden, die Spaziergänger, die schönen roten (geschminkten!) Wangen, die prächtigen Kleider, die kostbaren Equipagen zu betrachten“.

„Den berühmten Vestris sah ich tanzen und bewunderte ihn; nach ihm aber erschien Mademoiselle Allard, und ich — vergaß ihn.“ „Mit vieler Bescheidenheit spricht Vestris von sich: «il n'y a que trois grands hommes du monde: Vestris, le roi de Prusse et Voltaire»[1].“

„Unter der Statue des fünfzehnten Ludwig hat man mit goldenen Buchstaben geschrieben: «Ludovico optimo principi quod ad Scaldim, Mosam, Rhenum victor armis pacem et suorum et Europae felicitatem quaesivit.» Ich habe immer fragen wollen, warum man unter die neuesten Denkmäler lateinische Inschriften setze: bei dieser sehe ich den Nutzen ein.“

Er bittet auch damals schon, zwei junge Damen, die Demoiselles Müller und Scipio, bestens von ihm zu grüßen: es ist dies aber nicht seine spätere Frau, sondern die von Caroline genannte „Tante Nettchen Müller“ (siehe S. 15, Anm.); er hat also schon vorher in Arolsen gelebt und ist mit dieser Familie schon damals bekannt gewesen (vgl. S. 14).

Dem in Paris auch bekannten Frensdorf schildert er das neue Kolosseum[2] in den Champs Elysées nach seinem Bau, seiner Einrichtung und seinen Vergnügungen, seinen Schifferstechen (joutes), Pantomimen, Feuerwerken, die sich drängende Menge der Damen, die es mit ihren künstlichen Haargebäuden, roten Wangen, kleinen Hündchen, mit der Menge ihrer Anbeter und Bedienten einander zuvortun wollten, die „foire d'Ovide“ auf der Place Louis XV., bei der sich die schöne Welt zweimal wöchentlich treffe.

Er berichtet von seinen Besuchen in Versailles und Marli, mit ihren tausend Herrlichkeiten, von denen er noch träume. „Noch kann ich mich nicht entscheiden, ob ich durch die Ansicht der vortrefflichen Malereien Mut gewonnen oder verloren habe.“

„Malen und Zeichnen sind meine Geschäfte, Lesen und gute Sachen

[1] Gaëtano Vestris, das Haupt der berühmten Tänzerfamilie (1729—1808), nannte sich den „Gott der Tanzkunst“, hat auch das obenerwähnte Urteil oft ausgesprochen und die Konkurrenz der Allard dadurch beseitigt, daß er sie kurzweg heiratete.

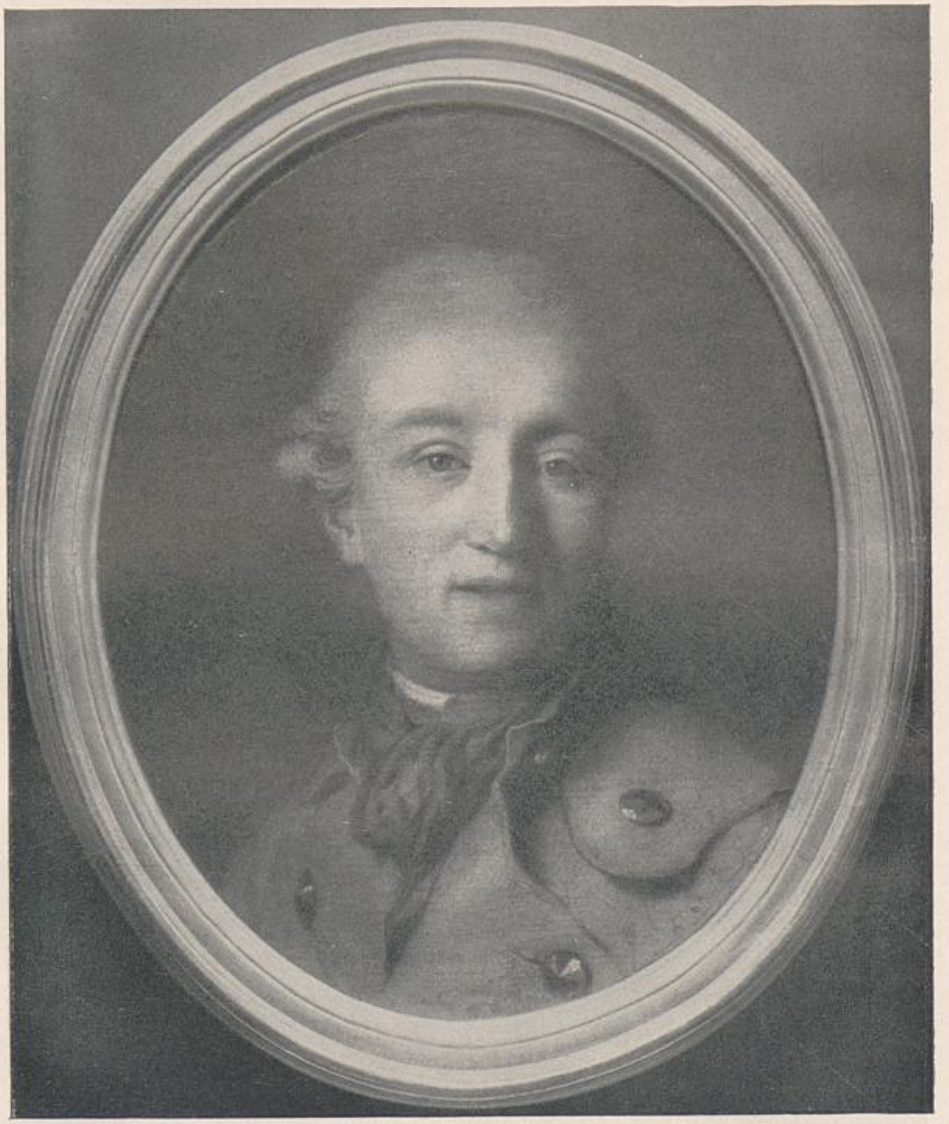
[2] Aus Mangel an Zulauf mußte es indessen nach zehn Jahren, 1780, wieder eingehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Friedrich Fürst zu Waldeck und Pyrmont



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Johann Gotthard Müller



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehen mein Zeitvertreib, 240 Livres auf drei Monate auszudehnen meine einzige Sorge!"

„«Fronte capillata est, post haec Occasio calva[1]» ist mein Wahlspruch,, sie flieht, ja sie flieht zu schnell, die unwiederbringliche Zeit', sind beim Eintritt der Nacht meine täglichen Seufzer!"

Zwei Jahre lang setzen nun die Briefe aus; aber in Paris ist er während dieser Zeit geblieben; dies bezeugt[2] der berühmte Kupferstecher Johann Georg Wille aus Gießen (1715—1808), der sich ganz in Paris niedergelassen hatte und in seinem gastlichen Hause neben seinem Schüler J. Gotthard Müller auch dessen Freund Tischbein öfter und gern empfing; Wille war ein fröhlicher, zu Lachen und Scherz aufgelegter Mann, und unter seinen Schülern und anderen, denen Tischbein auch bekannt wurde, Parizeau, Vangelisti, Weber (aus Bern), Baader, waren stets welche, die auf den tagelangen Zeichenpartien nach Longjumeau und anderen Orten der Umgegend, die Wille meist im Herbst mit ihnen unternahm, die Gesellschaft in fröhlichster Laune erhielten. Mit diesem Gotthard Müller (1747—1830) hat Tischbein in Paris wohl am besten gestanden, vielleicht gerade wegen ihrer von Caroline erwähnten Verschiedenheit; er war der Sohn des Schulzen von Bernhausen bei Stuttgart, und sein gewalttätiger Herzog hatte ihn, der Theologe werden wollte, nun gerade zum Kupferstecher bestimmt! Den unten erwähnten Besuchen Tischbeins, 1780 und 1782 in Stuttgart, 1781 in Paris, entsprachen solche Müllers bei ihm in Arolsen 1785 und in Leipzig 1801. — Müllers zweiter Sohn Karl, 1806 in Leipzig gestorben, war auch im Tischbeinschen Hause freundlich aufgenommen. Schon in Paris, 1773, hat Tischbein Müller gemalt (siehe Tafel 2[3]).

Wille selbst berichtet am 12. April 1772, daß ein junger, kürzlich dort eingetroffener Maler, Msr. Tischbein, ihn besucht und ihm Briefe von seinem Oheim J. Heinrich Tischbein in Cassel, einem Frankfurter, Kraus, und einem Graveur Kobell gebracht habe; er spreche gut Französisch und scheine ein sehr netter, junger Mann zu sein; er habe bei ihm zu Abend gespeist;

---

[1] Nur an der Stirne hat die Gelegenheit lange Locken, dahinter ist sie kahl (muß also an der Stirnlocke gefaßt werden). (Aus Catonis disticha, II, 62). —

[2] In seinen «mémoires et journal» 507 u. ö. (1857).

[3] Berühmter noch in seinem Fache ward sein Sohn Friedrich (1782—1816), der Stecher des Johannes und der Sistina; auch dessen Sohn Karl (1813—1881) ward Maler. — Von den zehn Kindern Gotthards leben ihm zahlreiche Nachkommen seines wie der Namen Hägelin, v. Sternenfels, Gmelin, Hartmann, Göz, von Schertlin, Pfeiffer; der letzte, Professor Berthold Pfeiffer (Sohn des Germanisten Franz Pfeiffer) hat des Urgroßvaters Leben beschrieben in den Schriften des Württembergischen Altert.-Ver. (1880/81).

am 30. August erwähnt er, daß Tischbein an einem der erwähnten Ausflüge teilgenommen habe, ebenso am 5. September 1772 und im August 1773. Auch für 1774 bezeugt er Tischbeins Anwesenheit in Paris durch die Erwähnung des Besuchs, den der hessische Gesandte von Veltheim mit Tischbein ihm abgestattet habe.

Ein Brief Tischbeins vom 15. Dezember 1774 begleitet denn wieder drei nach Arolsen gesandte Genrebilder eigener Erfindung mit einer Erläuterung: 1. „Dame N.", 2. „Hannchen, von einer Biene gestochen", und 3. „Der erwischte Abt".

Am 19. Januar 1775 schreibt der Negociant N. Gundelach in Cassel an Frensdorf, er habe von Paris, wo er sich drei Monate aufgehalten, von Herrn Tischbein in Paris zwei Schreiben mitgebracht und an ihn weitergeschickt; „Herr Tischbein befindet sich recht wohl", fügt er hinzu, „und ist besonders fleißig, beklagte sich aber, daß er seinem gnädigsten Fürsten nicht mehr seiner Arbeiten übersenden könne, indem die Modelle, um nach der Natur zu malen, in Paris zu sehr kostspielig wären, so daß er Nebenarbeit suchen müsse, um sich eine Beihilfe zu verschaffen, der ohnehin teuren Lebensmittel nicht zu gedenken; er hat aber verschiedenes für seinen gnädigsten Fürsten angefangen."

In einem — gut geschriebenen — französischen Brief vom 5. Dezember[1] 1775 dankt Tischbein dem Fürsten für ein Geldgeschenk, das dieser seinem letzten Vierteljahrsgehalt zugelegt habe, und entschuldigt die geringe Zahl der Proben seiner Fortschritte, die er habe einsenden können. Es fehle ihm dringend ein „Mannequin"[2], eines der nötigsten und nützlichsten Geräte für einen Künstler, die nur in Frankreich hergestellt würden und in mittelguter Beschaffenheit 25, in guter 100 Louisdor kosteten! Auch die geringste Sorte durch Ersparnisse sich zu erwerben sei er bis jetzt nicht imstande gewesen. Dabei erzählt er, er habe schon vor zwei Jahren für den Herzog von Zweibrücken[3] unverhoffter- und glücklicherweise ein kleines Bild malen dürfen, das dieser vorausbezahlt habe, und da es dem Besteller gut gefallen, noch ein zweites; sodann für einen französischen Präsidenten ein Kniestück in Lebensgröße, das ihm nicht nur den Beifall der größten Künstler eingetragen habe, sondern auch ein Geschenk von 30 Louisdor. Auch ein viertes Bild, eine französische Familie, drei Personen in halber Lebensgröße, im Kostüm

[1] Am 14. Dezember schreibt er noch ausführlicher über die folgenden Dinge an Frensdorf.

[2] Gliederpuppe; vom deutschen Männeken, Männchen.

[3] Christian IV., geb. 1722, regierte 1734 bis 1775. Er war der Großvater des bayrischen Königs Max Joseph, 1806—1825 (1799—1806 Kurfürst).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Henri IV., habe er malen dürfen, an dem er viel gelernt und zu dessen Ausführung ihm wieder, worauf er stolz sei, die Glückwünsche der Künstler zuteil geworden seien.

Aber zu solchen Bildern mußte er immer, wie er schreibt, weil er nicht bloße productions du génie schaffen wolle, sich Modelle verschaffen (wie man sie nur in Paris, London und Rom, aber an keinem kleinen Orte haben könne), um sich nach der Natur zu berichtigen, und das zehre alles Errungene auf.

Drei Bilder werde er aber doch demnächst schicken, 1. „ein Gegenstück zu der alten Frau", 2. eine „Nachahmung nach Rosalba" und 3. „Peter den Großen", und wenn er gar den Mannequin habe, so werde er sofort einige schon ausgewählte und skizzierte Sujets schicken.

Deutlicher noch schreibt er in dem unten erwähnten Brief an Frensdorf, die Künstler-, ja selbst die nötigen Lebensbedürfnisse hätten ihm gemangelt, er habe Not gelitten; erst habe er unentgeltlich Pariser Bürgern Porträte gefertigt, um nur etwas bekannt zu werden.

„Wie sehr man hier auf das Äußere sieht, ist Ihnen bekannt. Um also einigermaßen Zutrauen bei den zu malenden Personen zu verdienen, mußten Kleider und Wohnung verbessert werden. Erst seit fünf Wochen bin ich in eine eingetreten, die ich auf ein Jahr habe mieten müssen, was ich tat in der Hoffnung, der Fürst werde mir bis dahin vergönnen, hier zu bleiben und zu einiger Entschädigung zu kommen."

Sein Plan war nun, die Wintermonate (1775/76) auf „Unkosten einiger Pariser", die er malen wolle, zur Tilgung seiner kleinen, durch Zwang verursachten Schulden und zur Erwerbung eines Mannequins zu verwenden, und er ersucht Frensdorf, den Fürsten um einen Beitrag dazu zu bitten; ein Jahr der soeben ihm verheißenen hinreichenden Unterstützung werde ihm drei Jahre und mehr wert sein. Habe er erst das Nötigste und erhalte er es regelmäßig, so solle der Fürst ihn mit der größten Strenge richten dürfen. Bis zur ersten Post, die ihm melde, was er zu erwarten habe, werde er Stunden und Augenblicke zählen!

Er schließt: „Ob ich die Reise nach Italien noch für nötig halte! Diese Frage hat etwas Grausames! Mein Fürst bestimme dessen Kürze, er streiche sie aber ja nicht ganz aus dem entworfenen Plan aus!"

In der Nachschrift verspricht er die begehrten Kopien im Januar 1776 mit einer sicheren Gelegenheit einzusenden.

Am 10. Januar 1776 hat er denn wirklich die durch Dekret vom 30. Dezember 1775 erteilte Erlaubnis zur Verlängerung seines Pariser Aufenthalts und eine Zulage zu seiner Pension erhalten und strömt nun über von Danksagungen. Er freue sich ja selbst auf die Heimkehr nach Arolsen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bittet aber erneut, daß die italienische Reise diesem frohen Augenblicke für ihn vorangehe! „Sie haben einen Künstler in Ihrer Nachbarschaft" — er meint seinen Oheim in Cassel —, „dem ich nicht eher unter die Augen treten möchte, als wenn er nicht mehr Ursache haben wird, sich seines Schülers zu schämen!" Er bittet, ihm dasjenige Geld, das seine Rückreise nach Deutschland gekostet haben würde, 15 oder 16 Louisdor, für den Mannequin zu bewilligen, wozu er die noch nötigen zehn mit der Zeit aus seiner Pension zu ersparen gedenke. Diese Bitte „sei ihm nur durch das heißeste Verlangen abgezwungen, seine Progressen zu des Fürsten Genugtuung zu beschleunigen". Nach der Benützung dieses Gerätes für Gemälde, die der Fürst wünsche, werde er sie im September „mit einigen Gipsen" nach Arolsen schicken, und dann, wenn der Fürst es genehmige, die Reise nach Italien antreten. „Wahr ist es," schließt er, „meine Reise wird das im Anfang gesetzte Ziel überschreiten, mein hoher Gönner wolle aber die Schuld davon einzig auf die Hindernisse werfen, die ich im Laufe meiner Studien angetroffen habe. Ich beteure bei meiner deutschen Ehre, daß ich mich unermüdet beeifern werde, mich in dem Dienste meines Wohltäters zu erhalten und nur seine Gnade und sein Zutrauen zu verdienen!"

„Sie fordern mir eine Versicherung bei meiner Ehre ab, daß ich nach Verlauf der Reisen wirklich in die Dienste Sr. Durchlaucht treten wolle! und zwar zu Arolsen. Sie haben mich dadurch erschreckt! Hat mein Fürst, haben Sie vergessen, daß ich ein Deutscher bin? Da ich dankend hochdessen Unterstützung annahm, tat ich damals nicht zugleich die heiligste Versicherung, daß ich es als ein wahres Glück ansehen würde, ihm dereinst brauchbar zu werden und ihm Fleiß, Mühe und Gaben weihen zu dürfen? Ich müßte es als ein Unglück ansehen, wenn man mich fähig glaubte, durch die Aussichten gewisser Vorteile in Paris verführt, die Pflicht der Erkenntlichkeit und Rechtschaffenheit zu verkennen!"

Wir wollen hoffen, daß er den Mannequin doch noch bekommen hat — aus Rußland hat er später, nach dreißig Jahren, zwei französische nach Leipzig mitgebracht, und er erklärt, sie nicht lange entbehren zu können, und das läßt allerdings fürchten, er habe seinen Wunsch nach einem solchen doch früher nicht befriedigen können.

Aus all diesen Mitteilungen Friedrichs selbst geht nun endlich hervor, daß er nicht bloß, wie man mehrfach, selbst bei seinem Enkel, Friedrich Franz Wilken, lesen kann, zwei Jahre, 1770—1772, sondern daß er fast fünf Jahre hintereinander, vom Frühjahr 1772 bis Januar 1777, in Paris studiert hat und von da unmittelbar nach Italien gereist ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Januar 1777 trat er diese Reise an, und sein erster Brief aus Rom, vom 29. April 1777 datiert und an Frensdorf gerichtet, lautet wie folgt:

„Wünschen Sie mir Glück, nun bin ich zu Rom und nicht mehr zu Paris, wo mir der Eigensinn des Schicksals nur diejenigen Vorteile darbot, die ich glaubte ausschlagen zu müssen, und diejenigen versagte, um derentwillen ich hingekommen war.

Was mir nun am empfindlichsten bei der Sache ist, ist, daß daselbst der Zweck unseres gnädigsten Herrn nicht hat erreicht werden können, folglich auch der meinige nicht. Doch hier in Rom kann und wird vielleicht alles beigebracht werden. Kein vortrefflicherer Aufenthalt für einen jungen Künstler! Läuft meine kleine Besoldung richtig ein, so steht mir nichts im Wege, und mein Fürst, Sie und die ganze Welt sollen recht mit mir zufrieden sein. Alle Augenblicke werden meinen Studien und meine Studien meinem Fürsten geweiht sein.

Es schien sich alles zusammen verschworen zu haben, meine Abreise von Paris weiter hinauszusetzen und mir den Abschied schwerer zu machen.

Noch zum Beschluß, da ich im Monat Oktober (1776) zur Reise fertig war, überfiel mich eine hartnäckige Gelbsucht. Hierüber kam der unfreundliche Winter herein, das Wetter ward immer schlimmer. Allen Abratens ohnerachtet machte ich mich im Monat Januar (1777) auf die Reise. Wie sehr habe ich für diese Unklugheit büßen müssen! Die ganze Natur hatte Trauer angelegt, das Wetter war beständig, aber abscheulich. Unannehmlichkeiten und wirkliche Gefahr in Menge, aber wenig Vergnügen! Es ist nur ein Monat Zeit mehr und 14 Louisdor bar Geld mehr daraufgegangen als dazu bestimmt war!

Diesen einzigen Artikel abgerechnet, so ist schon alles davon vergessen, und ich schätze mich sehr glücklich, wohlbehalten hier angekommen zu sein. Zu Bologna und Florenz habe ich eine Menge vortrefflicher Kunstsachen gesehen. Ich übernehme aber nicht, Ihnen zu schildern, wie mir zumute gewesen sei, als ich meinen Einzug durch die Porta del Popolo gehalten! Ich bin noch zu sehr berauscht von der Menge für mich so sehr interessanter Gegenstände, die ich zu schnell aufeinander gesehen. Nur im Vorbeigehen muß ich Ihnen sagen, daß unter anderen Kunstsachen auch hübsche Mädchen hier sind. Doch scheinen sie weder das Sanfte und Empfindsame unserer Schönen, noch den mutwillig tändelnden Reiz der Französinnen zu haben. Die schönen Züge der Römerinnen sind gewöhnlich durch eine stolze Miene oder verächtlichen Blick verfinstert; Elastizität und kleine Füße sollen selten unter ihnen sein. Von Lesen und Küssen und Seufzen sollen sie auch

nicht viel machen. Mit einem Wort, die deutschen Mädchen sollen leben!

Was übrigens die hiesige Gesellschaft angeht, soll nicht viel Vergnügen für den Fremden darin zu holen sein. Hierüber bin ich vollkommen getröstet. Denn die meinige wird bestehen in einigen lebendigen Künstlern, toten Statuen und Bildern und in einigen gedruckten Büchern.

So gerne ich hier bin, so leugne ich nicht, daß ich mit Freuden an meine sich nähernde Rückkehr nach Arolsen denke, und in diesem Gedanken suche ich Rom so schnell als möglich zu nutzen ..."

Nur noch ein Brief ist aus Rom und Italien überhaupt erhalten, vom 12. Dezember 1777, auch an Frensdorf gerichtet. Es heißt darin unter anderem: „Was soll ich Ihnen wünschen (denn gewünscht muß sein)? Gesundheit und Reichtum und Ehre ist ein allzu allgemeiner Wunsch und versteht sich am Rande. Ich will Ihnen also zur Veränderung Negatives wünschen, und das ist, daß Sie nichts Böses, nichts Unangenehmes im Genuß des Glückes je stören möge! Das versteht sich mit einiger Einschränkung: denn ein bekannter Dichter sagt:

Picciol martire
avrebb' il desire
del dolce et caro
senza l'amaro[1].

Ich leugne nicht, daß es mir ein wenig Mühe kostet, dem Dichter gänzlich Beifall zu geben, und das zwar gegenwärtig darum, weil ich wieder im Artikel l'amaro bin; ob das dolce bald nachfolgen wird, wird sich zeigen. Dieses zu erklären muß ich sagen, daß in wenig Tagen wieder drei Quartale meiner Pension rückständig sind! Daß ich zu unklug gewesen bin, dies nicht zu befürchten, vermehrt meinen Verdruß.

Übrigens wird mir Rom von Tag zu Tag interessanter. Zu meinem größten Vergnügen sind meine Augen gegenwärtig in einem weit besseren Zustand als sie jemals in Paris gewesen, ohnerachtet daß ich ihnen nicht wenig zumute. Denn die Menge der vortrefflichsten Kunstwerke, die ich alle während meines Hierseins benutzen möchte, hat mich in eine Hitze gejagt, die sich nicht schildern läßt. Auf diese Art werden mir die Tage zu Stunden. Den deutschen Raphael, das heißt den cav. Mengs, habe ich den Vorteil zu kennen und zu benutzen. Ich bin versichert, daß nicht ein Künstler

[1] So mögen die ähnlich noch in Italien zu hörenden Verse gelautet haben, die Tischbein unrichtig wiedergibt; ihr Sinn ist etwa: nicht übel wäre es, sich Angenehmes und Liebes wünschen (zu dürfen), ohne daß (unter der Bedingung, daß nicht) Bitteres mit diesem verbunden wäre.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewesen, der die Theorie der Kunst in eine so gute systematische Ordnung gebracht hat, folglich nicht so nützlich wie Mengs im Umgang ist. Was das Malen selbst anlangt, so ist bekannt und unleugbar, daß derselbe den ersten Rang wenigstens unter den lebenden Künstlern hat. Aber von seinen Hervorbringungen, sowie von vielen schönen andern Sachen wird es am besten sein, sich einst mündlich zu unterhalten."

Diese Bemerkung über Mengs ist somit das einzige, was wir von seinem Verhältnis zu andern Künstlern, die etwa auf ihn eingewirkt haben könnten, vernehmen.

Auch für theoretische Kunstbetrachtungen hat Tischbein, wenn auch weniger in jenen Jahren, lebhafte Teilnahme gehabt und sich da, keiner Berühmtheit sich fügend, bestimmte eigene Ansichten gebildet. Als der Dessauer Geh. Rat Rode ihm im Februar 1798 drei Aufsätze über Laokoon, einen von Goethe und zwei vom Archäologen Aloys Hirt aus Weimar mitbrachte, schreibt er an Böttiger: „Sehr geneigt, alles gut zu finden, was Goethe sagt und schreibt, las ich den seinigen zuerst. So schön ästhetisch und methodisch er auch immer sein mag, so gestehe ich dennoch frei, daß er mir im wesentlichen bei weitem nicht so treffend erschienen ist, als die beiden des Herrn Hirt es gewiß jedem Künstler sein müssen. Wahrheit und die größte Deutlichkeit sind unverkennbare Vorzüge der beiden letzten, und seine Urteile sind nicht bloß aus dem Umgang mit Künstlern noch aus Büchern, sondern aus den Kunstwerken selbst herausgesehen und erlernt. Alles zeugt von dem richtigsten Kunstgefühl, durch helle Überzeugung befestigt. Alles was er über den höchsten Zweck der Kunst sagt, ist, so sehr es zwar von Lessings, Winckelmanns und Goethes Behauptungen abweicht, nach meinem Bedünken unumstößlich." (Es folgen noch drei Seiten weitere weniger wichtige Urteile.)

Wie er in Paris außer mit dem ihm freundschaftlich nahestehenden David wohl auch in Berührung stand mit Greuze, Fragonard, der Vigée-Lebrun, und von ihnen, wie von den damals so berühmten Bildern eines Boucher, Vanloo[1] und anderen gewiß zu lernen suchte, auch, trotz seiner schon zu Beginn seiner Pariser Studien geäußerten (s. o. S. 15) Absicht, keines Meisters Manier anzunehmen, sich nicht jeder Beeinflussung durch sie entziehen konnte, so sind wahrscheinlich nun auch in Italien die englischen Bildnismaler in seinen Gesichtskreis getreten; schon in Rom lernte er englische Kreise kennen; er hat da am 13. Mai 1778 das schöne Bild der Lady Hervay-Foster (s. Verzeichnis) gemalt, und in Neapel, wohin er noch in diesem oder im folgenden Jahre übersiedelte und andert-

[1] Er nennt freilich keinen einzigen dieser Namen.

halb bis zwei Jahre gearbeitet hat, konnte er der englischen Kunst nicht fremd bleiben; denn diese war am Hofe von Neapel, für den auch Tischbein arbeitete, in jenen Jahren obenauf und fand auch durch den englischen Gesandten, Sir William Hamilton, der später Wilhelm Tischbein für seine archäologischen Studien ganz in Beschlag nahm, eine feste Stütze; in diesem Jahre war auch der große englische Porträtist Romney in Italien. Von dieser englischen Kunst, die unter Verzicht auf Rokoko-Manieren und Klassizismus frisch und in gesunder Natürlichkeit an ihre Aufgaben herantrat, konnte nur ein guter Einfluß ausgehen, und wie er auf Anton Graff nicht ohne Wirkung blieb, so hat ihn auch Tischbein erfahren. Deshalb steht aber doch fest, daß weder Franzosen noch Engländer seinen Charakter als selbständiger deutscher Künstler haben ändern können.

Während Friedrich in Neapel war, erschien sein Vetter Wilhelm, gegen Ende 1779, in Rom, ging sofort zu Friedrichs Hausleuten[1] und fand da einen Brief von ihm für sich vor, worin er ihm seine Wohnung bis zu seiner Rückkehr nach Rom überließ. Was er weiter erzählt, zeigt so recht, wie Friedrich Augusts liebenswürdige Freundlichkeit auf die einfachen Gemüter seiner römischen Hausgenossen gewirkt hatte.

„Ich zog gleich ein", heißt es da (1, 163), „und fand bei den Leuten ein Porträt meines Vetters, das sie zu sich hinaufgenommen hatten[2], und vor dem ebenso eine Lampe brannte wie vor den Bildern der heiligen Maria. Mit Freuden stürmten sie auf mich zu und schätzten sich glücklich, einen Verwandten von dem Engel il Signor Federigo zu sehen[3]. Ich war sehr begierig, seine Zeichnungen und Studien zu sehen. In der Arbeitsstube stand ein angefangenes Bild vom fröhlichen Anakreon, wie er mit Rosen und Lilien umkränzt war. Zwischen den Zeichnungen, welche ich durchsah, fand ich zu meiner großen Verwunderung Figuren von Tänzern, schwarz und rot koloriert. Das kontrastierte sehr mit meinen Erwartungen von den Künstlern in Rom, sowie mit meinem Vorsatze, hier allen Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt zu entsagen." — Am 24. Januar 1783 kam Wilhelm zum zweitenmal nach Rom. „Ich bezog meine alte Wohnung in der Strada Babuina[4],

[1] Es war das spießbürgerliche, aber kreuzbrave alte Ehepaar Collina, s. Frdr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, 1907, S. 110; doch nimmt Noack auch da an, daß Tischbein seit 1771 in Rom gelebt habe. Bei den Alten lebten auch einige Jahre die Maler Fr. Bury und J. G. Schütz.

[2] Sie hatten ein Loch im Fußboden ihres oberen Zimmers, um sofort auf jeden Ruf ihren Mieter bedienen zu können.

[3] Die folgenden Zeilen s. o. S. 7.

[4] del Babuino, Nr. 51, im Norden der Stadt, links des Tibers, mündet von Süden auf die Piazza del Popolo.

und fand hier noch alles, wie ich es verlassen hatte: die Lampe brannte noch ebenso vor dem Porträt des Signor Federigo wie vor dem Bilde der santissima vergine madre Maria. Ebenso unerschöpflich war sie in dessen Lobe; sie benannte ihn nach wie vor: ‚un puro angelo, garbato ed amabilissimo, un Santo della prima classe, gentile, polito, nobilissimo e di buon cuore e delle più scelte qualità, come un christiano può essere[1]'. Da ich nun fratello carnale[2] del Signore Federigo war, und die guten Leute auch die Ähnlichkeit der Blutsfreundschaft in mir zu finden glaubten, so ward ich bei ihnen auf die nämliche Art aufgenommen und mit aller erdenklichen Dienstfertigkeit und Gutmütigkeit behandelt. — Hier kamen mir nun all die Vorteile zugut, die jemand genießt, wenn er vortreffliche Verwandte hat, die bei den Menschen in Liebe und Achtung stehen; dies erfuhr ich sehr oft in meinem Leben. Wo meine Oheime und Vettern gewesen waren, fand ich überall eine gute Aufnahme; ja, oft wollten die Wirte von mir gar keine Bezahlung nehmen, weil sie, wie sie sagten, noch Schuldner wären für so viel Vergnügen, welches Kunst und Freundschaft meiner Vettern ihnen gewährt hätte[3]."

Aber auch hochgestellte Personen wurden durch Friedrich Augusts Wesen ganz für ihn gewonnen: das Urteil des geistreichen Erbprinzen August von Gotha sei hier vorausgenommen (in einem Briefe, wohl von 1795, an den Fürsten zu Waldeck), wo es heißt: «cet habile artiste, dont la rare modestie et les mœurs douces, simples et honnêtes lui ont acquis une estime aussi générale que bien meritée.»

Daß Friedrich 1779 in Neapel war, zeigt ein Brief nach seiner Rückkehr nach Deutschland, vom Jahr 1780; daß er 1780 von Neapel kam, als er nach Wien reiste, wird wahrscheinlich durch die naheliegende Annahme, er habe nur ein kürzlich fertiggestelltes Porträt der Königin Caroline ihrer Mutter nach Wien bringen sollen. Er hat in Neapel auch die Prinzessinnen gemalt und manche Personen des Hofes, darunter auch den österreichischen Grafen von Lamberg (siehe Verzeichnis), einen Hauptschützen aus der nächsten Umgebung des jagdlustigen Königs. Überhaupt müssen noch viele Bilder von ihm in Italien vorhanden sein, sind aber, wie Professor Vogel meint, nur durch den Augenschein festzustellen.

Daß Tischbein in Wien eine Weile bei seinem Freunde Friedrich Hein-

---

[1] Ein reiner Engel, artig und höchst liebenswürdig, ein Heiliger ersten Ranges, freundlich, höflich, von vornehmstem Sinn und gutem Herzen und von den erlesensten Eigenschaften, wie ein Christ nur sein kann.

[2] Leiblicher Vetter.

[3] Daselbst 2, 34f.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rich Füger, aus Heilbronn (1751—1818), geblieben sei, ist wohl anzunehmen; er hat ihn aber schon in Italien, wo jener acht Jahre studierte, zum Freund gewonnen. Auch Füger war ein guter Bildnismaler, seine Glanzleistung besteht aber in seinen Miniaturen, die seinen etwas verblaßten Ruhm wieder erneuert haben[1]. Daß Tischbein sich dort besonders vervollkommnet habe, wie Caroline meint, ist dagegen nicht sehr wahrscheinlich; Füger war ein Schüler Ösers, konnte ja auch als Akademieprofessor ihm ein Führer zu den dortigen Kunstschätzen sein, aber dem eigensten Fach des Freundes blieb Tischbein doch fern.

Wertvoller noch als sein erneuter Verkehr mit Füger, der, wenn er auch seine Farbengebung beeinflußt hat, dies länger und wirksamer schon vorher hat tun können, ward für Tischbein zur richtigen Ausnutzung seines Wiener Aufenthalts sein hochgebildeter, liebenswürdiger Gastfreund in Wien, der ihn in seine Familie aufnahm und ihn am besten über alle österreichischen Dinge belehren konnte.

Dieser hervorragende Mann war der Wirkliche Rat in der Akademie der bildenden Künste von Birkenstock, und der Auftrag der Königin, der den Künstler über Wien führte, hat ihn wohl mit diesem in Berührung gebracht, mehr noch als sein Freund Füger, der auch viel und vertraut in dessen Hause verkehrte.

Johann Melchior Birkenstock entstammte dem Nachbarland Hessen-Cassels, dem Eichsfeld, wo er 1738 in Heiligenstadt geboren war. Nach dem Studium der Philologie in Göttingen und Erfurt fand er schon 1763 in Österreich erst einen diplomatischen, 1768 einen staatsmännischen Wirkungskreis, in dem er der Kaiserin Maria Theresia und später ihren Söhnen Kaiser Joseph II. und Leopold II. für die geistige Hebung ihrer Länder im Sinn der Aufklärung der verdienstvollste Helfer wurde. Er ward Wirklicher Hofrat im Generaldirektorium, besonders Referent der Studien- und Zensurkommission, wurde auch geadelt, aber, als die Reaktion wieder Macht gewann, in den Ruhestand versetzt, so daß er wieder ganz den Wissenschaften leben konnte. Ein emsiger Sammler von Kunstschätzen und Büchern, bewohnte er mit seiner Gattin, einer Schwester des Bischofs Hay — was ihn zum Schwager des gleichgesinnten berühmten Joseph von Sonnenfeld machte —, ein stattliches dreistöckiges Haus im Südosten der Kaiserstadt, in der Erdberger Gasse, in deren Nähe einst Herzog Leopold den heimkehrenden Richard Löwenherz in Haft nahm; er hatte es sich 1777 auf dem Rebengelände neben dem Donaukanal selbst erbaut und geschmackvoll besonders nach der Garten-

[1] Siehe dieselben bei M. v. Bohn, Miniaturen, 1920, und besonders bei Laban, Preußische Kunstsammlungen Bd. 26, Heft 1.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seite hin ausgestaltet. Es ward ein Mittelpunkt erlesener Wiener Kreise, und Tischbein verlebte dort mehrere angenehme Frühlingswochen. Besonders befreundete er sich auch mit dem kleinen Söhnchen des Paares, das aber früh starb. Daher boten beide, als ihnen, bald nach des Gastes Abreise, am 28. Mai 1780 eine Tochter geboren ward, im Scherze ihm deren Hand an, was ihn veranlaßte, im zweiten Briefe ausführlich auf diesen Spaß einzugehen. Das Mägdlein, Johanna Antonie, ward aber am 12. August 1798 die feingebildete, später auch mit Goethe schöne Briefe wechselnde Gattin des Frankfurter Handelsherrn Franz Brentano (1765—1844), der mit ihr seine zahlreichen jüngeren Geschwister — es waren zwanzig aus drei Ehen — Clemens und Bettine, Gundel und Meline treulichst versorgte und zusammenhielt. Nach Birkenstocks Tod (1807) zog das Brentanosche Paar sogar selbst für mehrere Jahre in „Tonis" ererbtes Vaterhaus, wo Clemens und Bettine und Gundels Gatte, Friedrich Karl von Savigny, wiederholt ihre Gäste waren, Bettine auch Beethoven den Geschwistern zuführte[1], der ein häufiger Gast des Hauses und ein inniger Freund des liebenswürdigen Paares ward.

Das Haus, das von Bettine reizend in ihrem Briefe vom 15. Mai 1810 an Goethe geschildert ward, mit seinen schönen Räumen und seinen künstlerischen Schätzen wurde 1832 verkauft; auch diese letzteren wurden dabei abgegeben, und das Haus selbst verlor allmählich sein Aussehen und Ansehen — sonderbar, daß ein Neffe des Paares, der Philosoph Franz Brentano, noch 1874 ohne Kenntnis seiner Vergangenheit darin Wohnung nahm! — und hat 1912 einem großen Miethause Platz machen müssen[2].

Ende Mai 1780 reiste Tischbein dann bei schlechtem Wetter, immer allein im Postwagen sitzend, in ununterbrochener anstrengender Fahrt nach München. Als er von da einen Ausflug nach dem drei Stunden entfernten Isarstädtchen Schleißheim machte, voll Begier, im dortigen kurfürstlichen Lustschloß die Bildersammlung zu sehen, fand er zu seiner unangenehmen Überraschung die Wände der Galerie leer: die Bilder waren fünf Tage vorher nach München weggeführt worden, da aller kurfürstliche Bilderbesitz damals aus den Schlössern in Stadt und Land zu einer großen Sammlung dort vereinigt werden sollte. Einige der besten sah er dann in München doch noch.

---

[1] Bettine an Goethe, Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, 28. Mai 1810.

[2] Siehe den stimmungsvollen Aufsatz von Hermine Cloter in ihrem Buche „Zwischen Gestern und Heute", Berlin 1912, S. 157—172, und daselbst das Porträt Birkenstocks S. 160 und eine Abbildung des Hauses S. 156.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachdem er dann noch den „König Lear“ hatte von Fr. L. Schröder in der „Comödie“ darstellen sehen, fuhr er noch am selben Abend „in Gesellschaft einer artigen Französin“ nach Stuttgart.

Dort war er Zeuge des schönen Glücks seines „Herzensfreundes Gotthard Müller und seiner Müllerin“, wodurch „mein Cölibatsgedanke einen starken Stoß bekam. Diese Leutchen leben schon ganze drei Jahre mit-, neben- und füreinander und haben sich noch freßlieb!“

Er blieb gerne mehrere Wochen bei dem Paare und hat außer Müller selbst die junge schöne Frau mit ihrem Kind, „la tendre mère“, damals auch gemalt, ein besonders anziehendes Bild!

Auf der Weiterreise besuchte er auch Cassel wieder, das er „ungemein zu seinem Vorteil verändert fand“, und langte Mitte Juli 1780 glücklich in Arolsen an, wo er im September den dritten seiner Briefe an die gütigen Wiener Gastfreunde schrieb, die diese Reisenachrichten enthalten; beiden muß er recht gut gefallen haben, denn Birkenstocks Gattin sandte ihm eine selbstgefertigte Stickarbeit zum Andenken nach.

„Nun bin ich zu Arolsen“, schreibt Tischbein dem Paare, „bei meinem liebenswürdigen Fürsten. Er überhäuft mich mit Merkmalen seiner besonderen Gnade. Ich hoffe hier recht glücklich zu leben, besonders wenn in der gefährlichen Lotterie des heiligen Ehestands ich auch nur einen kleinen Gewinn davontragen sollte. Ich bin übrigens zu einer guten Zeit hier angekommen. Bei zwanzig hübscher Mädchen, just im rechten Alter, auch alle vom besten Willen, sind hier: ob aber das meinige darunter ist, fühle ich noch nicht. Es ist mir so, als wenn ich einen innerlichen Brand fühlte. Ich komme mir eben vor (sans comparaison) wie ein Häufchen Zunder, worauf in einem Schlag mehr als zwanzig Funken fallen; der Zunder fängt an, zu glimmen, wer aber kann entscheiden, welcher oder welche von diesen Funken haben gezündet?

Sobald ich etwas Näheres davon wissen werde, werde ich es Ihnen mitteilen.

Ich habe einstweilen ein kleines Haus einbekommen, bis das meinige, auf Kosten des Fürsten, aber nach meinen Angaben zu bauende, wird fertig sein. Meine Bedingungen sind 500 rh. fixum, die Arbeiten werden besonders bezahlt, freie Wohnung, Holz, Korn, Fourage für zwei Pferde 2c. 2c. Hierfür bin ich gehalten, sechs Monate im Jahre hier zu leben, die andere Hälfte des Jahres ist ganz mein. Die besonders gnädige Begegnung des Fürsten aber ist mir der wichtigste Punkt meiner jetzigen Verfassung.

Meine Haushaltung besteht gegenwärtig aus meiner Mutter, meiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwester[1], einem Schüler, einer Magd, einem Bedienten, einem Pferd, einer Kuh, einem Hund und anderen niedlichen Tieren.

Der Ort selbst ist seiner schönen umliegenden Gegenden wegen recht für meinen philosophischen Sinn. Aber mich däucht, ich müsse nun auch eine Philosophin haben."

Das war in der Tat ein stolzer Anfang für den bisher so unsteten dreißigjährigen „Herrn Rat"!

Den vorstehenden brieflichen Mitteilungen fehlt auch die Bestätigung von der Gegenseite nicht[2].

Denn am 20. Juli 1780 heißt es im Dekret des Fürsten Friedrich: „Wir haben unserm Kabinetsmaler Tischbein einen jährlichen Gehalt von 500 Thlrn. in Gnaden ausgesetzt, und zwar soll er ihm vom 1. Juli d. J. ab richtig und ordentlich ausgezahlt werden." Und weiter im Dekret vom 14. August, daß „Wir Unserem Kabinetsmaler Joh. Friedrich August Tischbein in Ansehung seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, besitzenden Kunsterfahrenheit und anderer löblicher Eigenschaften den Charakter Unseres Rates in Gnaden beigelegt haben. Wir deklariren dieses hiedurch und ersuchen zugleich jedermänniglich, den Unsrigen aber befehlen wir, gedachtem Unserm nunmehrigen Rat Tischbein diesen Charakter zuzuerkennen und zu achten."

Zugleich wurden ihm noch ausgeworfen an Naturalien: „12 Mütte[3] Korn, 24 Malter[4] Holz, frei aus dem Magazin geliefert, 30 Mütte Hafer, 50 Zentner Heu, 180 Gebund Stroh."

Im Jahr 1781 hat er schon gleich einen Urlaub angetreten: denn am 26. Juni schreibt der (unten von Caroline erwähnte) Prinzenerzieher Euler aus dem Haag an den ihm in Pyrmont bekannt gewordenen Frensdorf, es sei ihm nicht gelungen, Tischbein Aufträge des Hofes zu verschaffen, da die Kinder schon mehr gemalt worden seien und die Eltern keine Lust hätten zu sitzen. So werde er denn nächsten Montag nach Paris abreisen. Dort lebte wieder Müller mit seiner jungen Frau, die er aber damals verlor; Tischbein ist dann nach dem Haag zurückgekehrt und den Winter über da geblieben; denn das Selbstporträt, das dort gemalt wurde und heute dem Rijksmuseum angehört (s. Titelbild), ist mit „1782" bezeichnet. Von da

[1] Stiefmutter und -schwester nahm der gutmütige Mann also — wohl aus Hildburghausen — sofort in sein Haus. Letztere (1766—1840) heiratete noch 1802 den Kaufmann J. G. Wolf in Hamburg und ist kinderlos dort gestorben. Sie wird als Malerin und Kunststickerin genannt in Naglers Kunstlexikon.

[2] Marburger Archiv a. a. O. Nr. 15ff.

[3] Zu je 220 Liter.

[4] Zu je 187 Liter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging er wieder nach Stuttgart, wo Müller sich inzwischen wieder verheiratet hatte, und malte auch die zweite Frau[1] und ihn selber.

So kam er wohl im Herbst 1782 nach Arolsen heim; seine Werbung um die jüngere Demoiselle Müller, Sophie, Tochter des Fürstlichen Kammerrats, nahm doch gewiß ein paar Wochen in Anspruch: Sophiens Oheim Frensdorf hatte sich bei Tischbein ihr Bild bestellt, und bei den Sitzungen dazu fand sich das junge Paar zusammen. Und da die Zweiundzwanzigjährige ihre bräutliche Ausstattung, wie damals üblich, schon fertig hatte, so konnte die Hochzeit schon am 5. Januar 1783 erfolgen.

Um dies letztere zu ermöglichen, hatte der Fürst freilich am 3. Januar (er schreibt noch 1782 statt) 1783 dem Konsistorialrat und Hofprediger Steinmetz mitgeteilt, er habe erlaubt, daß der Rat Tischbein ohne vorherige Aufrufung im Haus priesterlich getraut werde. Und am 29. September bekundet er, „daß er das unter dem 9. Mai durch Frensdorf erstandene Beckſche Haus dem Rat Tischbein zu seinem beständigen Eigentum und zu seiner freien Disposition geschenkt, auch bereits unlängst habe übergeben lassen[2].

Dieses Haus hat Tischbein wohl bis 1791 bewohnt und dann verkauft, da der Fürst am 20. August 1791 den Kammerrat Winterberg beauftragt, das Thonsche Haus auf fürstliche Rechnung für den Rat Tischbein zu mieten. — Und nun mag uns Caroline selbst von den fünf nächsten Jahren erzählen!

[1] Ihr Bild von Walch s. Bi. 723.

[2] Es hat vor vierzig Jahren noch gestanden und dann dem Posthause Platz gemacht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## III. Arolsen, Niederlande
### 1782—1795

Ich soll, sagt Fritz[1], meine stets bereite Feder benutzen, um meine Memoiren niederzuschreiben, von denen er voraussetzt, daß sie reichhaltig sein dürften. Viel allerdings, liebe Kinder, habe ich erlebt, aber von den interessantesten und zugleich schrecklichsten Begebenheiten seid ihr Zeugen gewesen, und aus meiner früheren Vergangenheit weiß ich eigentlich von anderen mehr als von mir selbst zu berichten und möchte auch nicht immer für die Treue meines Gedächtnisses, besonders hinsichtlich der Zeitfolge, einstehen. Doch will ich anfangen zu schreiben und es machen so gut ich kann.

Ich beginne mit eurem Großvater.

Was die äußere Erscheinung meines guten Vaters angeht, so war er von mittlerer Größe und, seit ich ihn mir vorstellen kann, etwas wohlbeleibt, was in seinen späteren Jahren noch zunahm. Doch zeigte sich in seiner Gestalt eine sehr gefällige Gewandtheit, er war, insofern der Ausdruck für einen Mann paßt, graziös in allen seinen Bewegungen und konnte auch an anderen ungefüge Bewegungen nicht wohl leiden; so erinnere ich mich, daß er bei uns Kindern genau darauf achtete, wie wir Hände und Arme hielten, ob wir uns gerade trugen und auswärts gingen. Der Mensch, behauptete er, könne sich gewöhnen ohne alle Ziererei stets in anmutiger und würdiger Haltung zu erscheinen. Denn wie jeder wahrhaft gebildete Mensch die Sprache in seiner Gewalt haben müsse, so vermöge man auch seinen Körper zu beherrschen, daß er sich schicklich füge nach unserm Willen, und ich meine, er hatte recht.

Der Vater hatte tiefblaue, schöne Augen, sein Blick war bedeutend, in der Regel ernst, konnte aber ebenso in gewinnender Freundlichkeit wie in strengem Eifer aufleuchten. Seine Züge waren

---

[1] Friedrich Franz Wilken, ihr älterer Sohn, † 1883 als Geheimer Regierungsrat in Kösen, begraben in Cassel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht schön, aber angenehm und trugen das Gepräge echter Herzensgüte. Sein eigenes Haar hatte er schon in der Jugend durch schwere Krankheit eingebüßt, weshalb er stets eine zierlich gepflegte und nach der Mode der Zeit frisierte Perücke trug, die aber doch gepudert sein mußte. Sein Anzug, der allerdings immer etwas hinter dem neusten Schnitt zurückblieb, war ungemein sauber und fein; selten trug er Stiefel, meist schwarzseidene Strümpfe und zierliche Schuhe. Sein Anstand war vornehm, man hätte ihn, wenn er in Gesellschaft erschien, für einen Prinzen halten können.

Seine Laune und Gemütsstimmung hingen leider zu sehr von seinem körperlichen Befinden ab und waren daher, weil er sich oft krank fühlte, sehr wechselnd. Er konnte furchtbar heftig werden, bei dem geringsten Anlaß. So riß er einst in einer solchen Aufwallung plötzlich seine Nachtmütze vom Kopf und warf sie nach der Mutter. Diese, gewohnt, seiner Heftigkeit mit großer Ruhe zu begegnen, hob sie auf und reichte sie ihm freundlich wieder hin, worauf er herzlich lachte. Sein Zorn verrauchte überhaupt bald, und auch in der Hitze hatte sein Benehmen nichts eigentlich Rohes; er war, möchte ich sagen, anmutig im Zorn, und niemals entschlüpfte ihm ein gemeines, häßliches Wort[1].

Ein Hauptzug seines Charakters war Großmut im allerweitesten Sinne. Nach dem Tode seines Vaters, des Hofmalers und Kabinetts-Sekretärs des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, Johann Valentin Tischbein, unterhielt er dessen Witwe und Tochter, seine Stiefmutter[2] und Stiefschwester, aus eigenen Mitteln, und beide, nicht gerade bescheiden in ihren Ansprüchen, leerten nicht selten seine Kasse bis auf den Grund. Diesem Mißbrauch steuerte er zwar später, indem er ihnen ein bestimmtes Jahrgeld aussetzte, behandelte sie aber fortwährend mit derselben Güte und Schonung. Überhaupt schien es, wenn er jemand verpflichtete, als werde er selbst verpflichtet. Viele schöne Züge, welche dies beweisen, erzählte uns öfters die Mutter. Nach dem Tode der

[1] Diese Heftigkeit zeigte sich aber erst in höherem Alter bei ihm stärker, seitdem sein langwieriges Leiden ihn oft quälte.

[2] Elisabeth Faure aus Cassel, 1733—1796. Ihre Tochter Luise Henriette siehe S. 29, Anm.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frau Cornelia Lublink geb. Reisdenius



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Johannes Lublink d. J.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stiefmutter (1796) bezog die Schwester Luise Tischbein nach wie vor dies Jahrgeld von ihm, bis sie sich endlich spät, in ihrem sechsunddreißigsten Jahre, mit einem Kaufmann und Rat in Hamburg, J. G. Wolf, verheiratete.

Der Vater war im Jahre 1750 am 9. März in Maastricht geboren und hatte seine ersten Studien als Künstler unter seinem Oheim Johann Heinrich Tischbein in Cassel gemacht. Von seinem achtundzwanzigsten Jahre an[1] stand er in Diensten des Fürsten von Waldeck, der ihm Urlaub zu mehreren Kunstreisen erteilte und ihm namentlich einen ziemlich langen Aufenthalt in Italien verstattete[2]. Dort, sowohl in Rom wie in Neapel, erwarb ihm seine liebenswürdige Persönlichkeit viele Gönner und Freunde, nebenbei galt er auch bei den Damen für einen sehr flinken, trefflichen Tänzer. Vielleicht hätte er in Italien sich mehr und vielseitiger in seiner Kunst ausbilden können ohne diese geselligen Talente, welche zu sehr in Anspruch genommen wurden und ihn weiter verlockten, als sich mit einem ernsten Ziele verträgt. Doch bildete sein Geist sich auf seinen Reisen bedeutend aus; auch verstand er den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten und berühmten Männern so gut zu benutzen, daß er auf diese Art sich vielleicht mehr Kenntnisse aneignete als mancher, der mühsam jahrelang studiert. In Neapel[3] fand er seinen Vetter Wilhelm, den später unter dem Namen des Neapolitaners Tischbein berühmt gewordenen Künstler. Der Vater erzählte uns viel von diesem höchst genialen Manne, dessen reiche schaffende Phantasie er bewunderte, dem er aber den eigentlichen Sinn für das Kolorit absprach, was allerdings einige Porträts, die ich von ihm sah, beweisen.

Dieser Tischbein stand in hoher Gunst bei der Königin Karoline von Neapel[4], die sich auch dem Vater sehr gnädig erwies. Beide Vettern durften bisweilen teilnehmen an den zaubergleichen Festen, welche die Fürstin zu veranstalten wußte.

[1] Berichtigt oben S. 29.

[2] Siehe die Berichtigung S. 21 f.

[3] Es war in Rom, siehe oben S. 24.

[4] Caroline Marie, die siebente Tochter Maria Theresias, 1752—1814, ward 1768 mit König Ferdinand IV. von Neapel vermählt; sie riß, während der König bloß seinen Liebhabereien lebte, die Regierung alsbald an sich und stützte sich

In Wien war der Vater, dünkt mich, zweimal und befreundete sich dort besonders mit dem bekannten Historienmaler Füger[1], dem nachmaligen Direktor der Malerakademie daselbst, welchem er nach seinem Ausspruch viel verdankte in bezug auf den Farbenton; überhaupt vervollkommete er sich in Wien bedeutend in der Kunst.

Mit dem Kupferstecher Johann Gotthard Müller aus Stuttgart verband den Vater schon früh die innigste Freundschaft, was insofern merkwürdig war, als schroffere Gegensätze unmöglich gefunden werden konnten, als beider Charaktere bildeten. Müller, in hohem Grade phlegmatisch und prosaisch, war ein Mann von tüchtigem praktischen Lebensverstand, aber weit entfernt von aller Genialität. Der Vater dagegen, voll Geist und Laune, sanguinischen Temperamentes, aufbrausend, weich und reizbar, wurde leicht von dem Eindruck des Augenblicks übermannt, während Müller alles doppelt und dreifach überlegte, bevor er sich entschließen konnte zu handeln. Müller war sparsam, um nicht zu sagen geizig, der Vater freigebig und wohl noch über diese Grenze hinaus. Trotz dieser Verschiedenheit dauerte beider Freundschaft ununterbrochen fort. Beide waren gleichzeitig in Paris, als Marie Antoinette[2] dort zuerst in königlicher Herrlichkeit erschien. Von dem ihr zu Ehren von der Stadt Paris veranstalteten Feste, welches in übler Vorbedeutung ein so unseliges Ende nahm, hat der Vater, als Augenzeuge davon, oft erzählt.

Als der Vater 1782 in seinem dreiunddreißigsten Jahre von einer zweiten Reise nach Paris und Italien[3] zurückkehrte und sich

---

auf den Iren Acton als Minister und auf den englischen Gesandten Hamilton, dessen schöne, aber berüchtigte Frau Wilhelm Tischbein 1787 gemalt hat. Verhaßt durch ihre Härte, stürzte sie durch ihre Feindschaft gegen Frankreich das Land, sich und ihre Familie in wechselvolle Schicksale.

[1] Siehe oben S. 26. Das zweite Mal, 1808, war er auf der Heimreise aus Petersburg nur ganz kurz in Wien.

[2] Die Hochzeit war am 16. Mai 1770 in Versailles. Als Marie Antonie mit dem Dauphin, nachmals Ludwig XVI., vor dem Altar stand, brach ein Gewittersturm los, und in Paris kamen im Gedränge und durch Einsturz der Schaugerüste zwölfhundert Menschen um. — Daß aber beide Freunde erst zwei Jahre später in Paris erschienen, siehe oben S. 14 f.

[3] In Italien war er nur einmal, 1777—1780, siehe oben S. 21 f.

in Arolsen einrichtete, lernte er die Mutter, die Tochter des fürstlichen Kammerrats Müller[1], kennen, welche bald seine Liebe gewann. Sophie Müller war das schönste Mädchen in der Stadt und nicht unempfindlich gegen die Bewerbungen des gefeierten, interessanten Künstlers. Oft hat uns die Mutter von des Vaters Bewerbung um sie erzählt, wovon ich nur die Hauptsache anführen will, nämlich seine endliche bestimmte Erklärung. Sie waren beide auf einem Ball in Arolsen. Der Vater tanzte mit der Mutter ein Menuett. Als sie nach der Eingangstour sich wieder vereinigten, benutzte der Vater den kurzen Moment, um die Mutter zu fragen, ob sie geneigt sei mit ihm durch das Leben zu tanzen. Zeit zur Antwort gestattete die Figur des Tanzes nicht, als sie aber in der Schlußtour sich wiederfanden, antwortete die Mutter: „O ja!", und der Bund war geschlossen.

Der am 16. Dezember 1782, dem zweiundzwanzigsten Geburtstage der Mutter, geschlossenen Verlobung folgte nach einigen Wochen, am 5. Januar 1783[2], die Hochzeit. Mehrere Gedichte und Briefe des Vaters an seine schöne Braut zeugen von großer Zartheit der Empfindung und tiefer Neigung. Auch durfte man diese Ehe zu den glücklichsten zählen. Der Mutter lebensfroher Sinn und ihr festes, stets gleichmäßiges Benehmen eignete sie vor vielen anderen zu einer passenden Lebensgefährtin des Vaters.

Der Kammerrat Müller, mein Großvater, gehörte mit seiner Familie zu den schlichten, einfachen Menschen der guten alten Zeit, welche sich gegen die Einflüsse der neuen wahren, so gut sie können. Seit längerer Zeit wegen Krankheit pensioniert, bewohnte er in dem eine kleine halbe Stunde von Arolsen gelegenen Städtchen Mengeringhausen[3] ein kleines ihm gehöriges Haus, dessen Beschreibung ich hier zugleich mit einer Schilderung der Familie versuchen will.

---

[1] S. S. 15, Anm.

[2] In Füßli, Künstlerlex. 2, S. 1896 und bei Mangner, Schr. der Leipzig. Gesch. V. 5, 113, ist Sophie irrig als Tischbeins zweite Frau bezeichnet.

[3] Das etwa vierzehnhundert Einwohner zählende Städtchen südlich von Arolsen enthält auch die unten erwähnte ehemals feste „Burg", die zuweilen von der Fürstlichen Familie bewohnt wurde und eine Zeitlang Sitz der Verwaltungsbehörde war; 1729 hat sie Fürst Karl (1728—1763), Vater des Fürsten Friedrich, für tausend Taler an die Stadt gegeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die äußere Einfachheit des Hauses stimmte mit der inneren Einrichtung desselben genau überein. Rechts vom Eingang durch die niedrige Haustür führte eine andere Tür in das Wohnzimmer der Großeltern, an welches ihr Schlafgemach, ein mit grünen Vorhängen verdeckter Alkoven, stieß. Zimmer und Alkoven waren äußerst sauber gehalten, aber von jeder Zierde entblößt. Im Wohnzimmer, zwischen den glänzend geputzten Fenstern, hing ein schmaler kleiner Spiegel, unter welchem ein kleiner Tisch mit einer bunten wollenen Decke stand. Längs der Wand, dem Eingang gegenüber, reihten sich einfache Stühle von Eichenholz, vor welchen ein blankgebohnter Tisch stand, den stets eine schneeweiße Damastserviette bedeckte. Eine Kommode und ein Schrank, ebenfalls von Eichenholz, und kurze weiße Fenstervorhänge vollendeten das Ameublement des niedrigen, weiß getünchten Gemachs. Links von der Haustür war das Speisezimmer, an welches eine Vorratskammer und die Küche stießen. In ersterem, das ziemlich geräumig war, stand am oberen Ende ein kleiner Webestuhl, auf welchem das im Hause gesponnene feine Garn zu gewissen bestimmten Zeiten im Jahr von einem geschickten Leineweber verarbeitet wurde. In dem oberen Stock des Hauses befand sich rechts von der Treppe ein ziemlich langer, schmaler Saal, wo man außergewöhnliche Gäste empfing; aber auch hier zeigten sich nur weiße Wände, die in oft erneuter Auffrischung die Augen blendeten, ein kleiner Spiegel, ein schmaler, länglicher Eßtisch und zu beiden Seiten eichene Stühle und Sofas, ungefähr unseren jetzigen Gartenbänken ähnlich, mit tüchtig harten Polstern und mit buntem Glanzkattun überzogen. Links am Flur lagen die kleinen Zimmer für den Sohn und die Töchter des Hauses und etwaige Gäste. In den Kammern für letztere befanden sich hochaufgetürmte Betten, deren ein Prinz sich nicht hätte schämen dürfen. Alles im Hause, auch die mit Kupfer-, Zinn- und Messinggerät reich gefüllte Küche, zeugte nicht von Reichtum, aber von wohlgehaltenem, aufgespartem Eigentum.

So sah es im großelterlichen Hause in Mengeringhausen aus, und die Bewirtung, welche man da fand, glich der äußeren Einrichtung, sie war einfach und geordnet, aber gastfrei und bequem. Der Großvater, den ich mich nicht erinnere anders als im

Schlafrock, mit einer weißen Zipfelmütze, die ein grünseidenes Band schmückte, gesehen zu haben, war ein großer, hagerer Mann, trotz seiner Kränklichkeit von ungebeugter Haltung und einem sanften, heiteren Antlitz, das recht bezeichnend die edle, milde Richtung seines Charakters ausdrückte, der ihm allgemeine Achtung erworben hatte. Er mochte zu der Zeit, wo meine Erinnerungen beginnen, wohl über siebzig Jahre alt sein. Die Großmutter[1], wohl zwanzig Jahre jünger, war von mittlerer Größe, trug sich ebenso gerade wie ich es oft an meiner Mutter bewundert habe, und war auch wie diese mehr hager als stark. Sie hatte wunderschöne schwarze Augen, belebte, aber etwas strenge Züge und wenig Farbe. Ihre Toilette war äußerst sauber, aber weit hinter der damaligen Mode zurück. Sie trug einen Rock und eine Kartusche[2] von dunkelgeblümtem Zitz — ein feineres Zeug als gewöhnlicher Kattun —, eine blendend weiße Schürze von Leinwand, ein gestärktes Halstuch kreuzweiß über die Taille gesteckt, und eine Backenhaube mit feinen Brabanter Spitzen besetzt, unter der ihre noch glänzend schwarzen Haare ungepudert und schlicht gekämmt sich zeigten. Mir kam sie in diesem Anzug wenn nicht hübsch, so doch sehr ehrwürdig vor. Das Hausregiment führte sie gerecht, aber scharf, indem sie selbst mit dem Beispiel unnachlassender Tätigkeit und Pünktlichkeit denen voranging, von denen sie dasselbe forderte. Die noch unverheiratete Tante Antonette oder Nette, wie sie genannt wurde, war ein munteres junges Mädchen von besonders zierlichem Wuchs, schönen Zähnen und unerschöpflich guter Laune. Flink und fleißig bewegte sie sich den Tag über rüstig umher, den Abend aber spann sie, und zwar ein Fädchen, so fein wie die guten Feen im Märchen.

Noch muß ich des ebenfalls unverheirateten Oheims erwähnen, der im Hause wohnte. Onkel August war ein hübscher, ernst blickender, sehr sanfter Mann von etwa dreißig Jahren, seinem Vater adjungiert, dessen Titel er aber, wie ich glaube, damals noch nicht führte.

Zu dieser einfachen Familie paßte mein Vater, welcher auf

[1] Sie starb am 20. Dezember 1809 „im Arm der Nettchen" (Brief von Sophie an Caroline).

[2] Wohl eine Jacke. Als Kleidungsstück kann ich Kartusche sonst nicht nachweisen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinen Reisen und durch seinen Aufenthalt in Paris, Rom, Neapel und Wien eine ganz andere Welt hatte kennenlernen, allerdings nicht besonders. Die altbürgerlichen, derben Formen der guten Leute verletzten seinen verwöhnten Geschmack, während sie wiederum an seiner verfeinerten Art und Weise manchen Anstoß nahmen, woraus dann ein nicht sehr behagliches Familienverhältnis entstand. Selbst die Mutter hatte als Braut, so zärtlich der Vater sie liebte, unter Anforderungen desselben zu leiden, die sie vermöge ihrer Erziehung nicht befriedigen konnte, obwohl ihre Anmut und Gefügigkeit sie bald fähig machten, in den vornehmsten Kreisen ohne Anstoß aufzutreten. Solange die Mutter als Braut noch im elterlichen Hause lebte, behauptete die Großmutter ihr Ansehen ohne alle mildernde Rücksicht auf des Bräutigams Gegenwart, der, wenn seine Braut „die Woche hatte", das heißt kochen mußte, entweder genötigt war, sie bei seinen Morgenbesuchen in der Küche aufzusuchen oder zu warten, bis alles fertig war. Derselbe Fall trat bei der Wäsche ein, welche von den Töchtern des Hauses meist allein besorgt wurde. Sehr bezeichnend für die Sitte des Hauses ist es auch, daß die Mutter selbst an ihrem Hochzeitstag um drei Uhr des Morgens aufstehen und eigenhändig den Festkuchen backen mußte, zum äußersten Verdruß ihres Verlobten; aber hier half kein Einreden, kein Bitten, es mußte nach dem Willen der Großmutter gehen.

Mein Vater war in Arolsen angestellt[1], wohnte aber nicht gern dort, da er als Künstler in der kleinen Stadt so gut wie alles entbehrte, und die Mutter konnte sich trotz ihrer gefälligen, leicht verträglichen Natur nicht wohl mit der Stiefmutter und der Stiefschwester des Vaters befreunden, welche im Hause mitwohnten. Tante Luise haßte die Mutter, und ein besonderer Anlaß verstärkte noch ihre böswillige Gesinnung. Sie verstand zu gefallen, wenn sie wollte; in Cassel erzogen, hatte sie sich alle Formen des feinen, geselligen Umgangs und den Grad von Zeitbildung erworben, welcher dem Vater zusagte und ihr einen besonderen Grad von Auszeichnung in der kleinen Residenz verschaffte. So glückte

[1] Seine Tätigkeit in Arolsen soll den Höhepunkt des künstlerischen Interesses der Stadt dargestellt haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es ihr, auch in den Gesellschaften des Onkels Frensdorf die Aufmerksamkeit des Fürsten, der nie dort fehlte, in einer Art auf sich zu ziehen, die sehr folgenreich hätte werden können ohne die Einmischung des Onkels. Auf welche Weise der kluge Oheim hinter das beginnende Verhältnis seines regierenden Herrn mit der Tante kam, ist mir nicht erzählt worden. Genug, er fand sich veranlaßt, mit möglichster Schonung einige warnende Winke in der Sache zu geben, und der Vater, im höchsten Grade empfindlich in allen Ehrensachen, hatte eine Erörterung mit der Schwester, durch welche die entstandene Annäherung plötzlich ein Ende fand. Die Tante schrieb nun diesen ihr keineswegs behagenden Dienst der Mutter zu, wahrscheinlich mit dem besten Vorsatz, ihn nach Kräften auf ihre Weise zu vergelten.

Der einzige Verwandte in Arolsen, welcher dem Vater genügte, indem er seiner eigenen Bildung entsprach, war der Regierungsrat Frensdorf, ein Bruder der Großmutter und als rechte Hand des Fürsten ein wichtiger Mann im Ländchen. Er wohnte im Schlosse, prächtig eingerichtet, wie der Fürst selbst, und gefiel sich im ledigen Stand. Die Familie hatte vor diesem Oheim den tiefsten Respekt, er seinerseits liebte die Verwandten von Herzen und zeigte sich deshalb nachsichtiger gegen ihren Mangel an Weltbildung, der weniger aus Unvermögen, das Fehlende sich anzueignen, als vielmehr aus entschiedener Abneigung dagegen entstand, eine Abneigung, die auf Grundsätzen beruhte, welche man jedenfalls achten mußte.

Die Mutter war des Onkels Frensdorf Lieblingsnichte, er sah ihre Verbindung mit einem so geachteten Künstler und wackeren Mann, wie der Vater war, sehr gern und benutzte seinen Einfluß auf Schwester und Schwager, um sie derselben geneigt zu machen. Doch gelang es ihm nicht, ein behagliches Einverständnis zwischen den Seinigen und dem Vater herbeizuführen. Die Hartnäckigkeit der ersteren in vorgefaßten Meinungen und die Reizbarkeit des neuen Familienmitglieds vereitelten jeden Versuch der Art. Mehr aber als alles andere trug zu der bestehenden Disharmonie zwischen den Parteien ein heimlicher Einfluß bei, der von der Tante Luise Tischbein ausging. Seine Heftigkeit abgerechnet, deren Ausbrüchen

die Mutter stets mit Gelassenheit begegnete, wodurch sie ihn am leichtesten entwaffnete, war er aber der beste Ehemann und Vater.

Des Vaters Dienstverhältnisse in Arolsen waren nicht eben bindend; der gute Fürst[1], stets in Geldnot, blieb ihm meist das Gehalt schuldig, war froh, wenn dieser ihn nicht mahnte, und gestattete ihm gern unbedingten Urlaub, den der Vater dann zu mehreren Reisen nach Holland benutzte.

Was ich über euren Großvater für euch niederschrieb, enthielt auch schon manches über meine Kindheit und Jugend. Die erste war nicht besonders glücklich und legte, glaube ich, den Grund zu manchen Fehlern in mir, die ich später mühsam bekämpfte und niemals ganz beseitigte.

Soviel mir erinnerlich, war ich ein sehr kräftiges, heiteres Kind, lenksam und dabei gewiß gutmütig, welche Eigenschaft späterhin nur zu sehr in Schwäche ausartete.

*

Für das Jahr 1783, wo am 5. November dem jungen Paare seine erste Tochter, Caroline, geboren wurde, wie auch für 1784 und 1785 ist ein zusammenhängender Aufenthalt Tischbeins in Arolsen anzunehmen; es ist auch kein Bild in fremden und ausländischen Sammlungen mit diesen Jahreszahlen festzustellen. Dadurch erwarb er sich auch ein Anrecht auf Verlängerung seines Urlaubs in den nächsten Jahren.

Aber im Jahre 1786 ist er vom Februar ab wieder im Haag[2], wohl mit seiner Frau und seinem vierjährigen Töchterchen[3]; er hat den Bürgermeister de Poll und Madame Lestevenon damals gemalt, wird aber spätestens im Herbst 1787 heimgekehrt sein, da ihnen dort am 17. November 1787 ihre zweite Tochter geboren ist.

Im Jahre 1788 ist das Paar mit dem älteren Kinde abermals im

[1] Übrigens hätte Tischbein 1785 nach einem Briefe des Bildhauers Döll an den Herzog von Gotha (bei Beck, Ernst II, S. 260), vom Fürsten das ansehnliche Gehalt von 800 rh. erhalten, in das aber wohl die Naturalien eingerechnet sind.

[2] Der „Kunstschilder Tischbein" zahlt am 18. Juli 1786 seine 18 fl. Meistergeld an die Haager Malerzunft „Pictura" (Archiv d. Nederl. Kunstgeschied 5, 165).

[3] Caroline erwähnt nicht, daß sie mitgenommen worden sei; sie kann auch zu Hause gelassen worden, auch Sophie zu Hause geblieben sein. Dann muß Tischbein aber im Januar oder Februar 1787 heimgekehrt sein. Auch die zwei alten Bediensteten waren mit auf der Reise.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Haag, wo es bis zum Herbst 1789 blieb; sie müssen aber am 13. oder 14. September zurückgekehrt sein, denn am 15. September ist Sophiens Vater gestorben, und dazu kamen seine Kinder, nach Carolinens Erzählung, ja gerade noch rechtzeitig nach Hause.

Beiläufig ist dies die einzige Bekundung, die das Kirchenbuch von Mengeringhausen über die ganze Familie Müller gibt, so daß man anzunehmen hat, diese, an die sich jetzt niemand dort mehr erinnert, müsse einst von irgendeinem anderen Orte dort zugezogen sein[1].

Das Jahr 1790 wird Tischbein in Arolsen verbracht haben; damals traf ihn der Schlagfluß, von dem Caroline erzählt.

Aber im Jahre 1791 ist das Ehepaar, ohne die Kinder zunächst, aber wieder mit „dem alten Philipp" und seiner Frau als Bedienten, nochmals nach Holland gereist, erst nach Amsterdam, dann auch wieder nach dem Haag; an ersterem Ort hat er den Prediger Kuyper 1791 gemalt. Die Typhuserkrankung war im Sommer dieses Jahres, denn am 20. November spricht er von seiner fortschreitenden Genesung.

Die Kinder sind dann wohl noch vor dem Winter 1791/92 von dem Ehepaare Bunsen ihnen nachgebracht worden.

Diese Reise war ihre letzte und zugleich auch die längste, denn sie dauerte bis zum 7. November 1794, wo die Familie sich in Amsterdam einschiffte, so daß sie um die Mitte des Monats wieder in Arolsen angelangt sein wird[2].

✦

Meine ersten Erinnerungen führen mich weit zurück, in mein fünftes Jahr, wo ich mit der Mutter den Vater auf seiner dritten Reise (1788) nach dem Haag in Holland begleitete, während meine kleine Schwester der Fürsorge der Stiefgroßmutter und Stieftante überlassen blieb. Im Haag genoß ich den ersten Schulunterricht, dessen ich mich so genau erinnere, daß die Gestalt einer sehr bejahrten Schullehrerin mir noch ganz deutlich vorschwebt. — Wahrscheinlich war ich was man ein artiges Kind nennt, denn ich genoß die als Belohnung geltende Auszeichnung, bisweilen an dem Tisch der alten Großmutter des Hauses speisen zu dürfen, wo es immer

[1] S. S. 15, Anm.

[2] Es sind wohl mehr Schriftstücke als die hier angegebenen im Waldecker Archiv in Marburg vorhanden, im ganzen sogar 46, aber die Briefe sind vielfach leider nach Ort und Zeit nicht bezeichnet, so daß sie zur Feststellung solcher Angaben nicht zu verwerten sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

besondere Leckerbissen gab, die mir sehr wohl behagten. Ich war auf halbe Pension in der Schule; ein alter Bedienter, Philipp, brachte mich morgens hin und holte mich abends wieder heim.

Wie dem Vater im Haag als Künstler die erfreulichste Anerkennung zuteil wurde, ebenso gewann der Mutter blühende Schönheit und Anmut ihr alle Herzen, und mit wahrem Triumph führte der Vater sie dort in die Kreise der vornehmen Welt ein, die sich ihm öffneten, sowie bei vertrauten Freunden, die er während seines ersten Aufenthalts dort sich erworben hatte. Zu letzteren gehörte die Familie des Buchhändlers Sander, der Erzieher des Erbprinzen Geheimrat von Euler[1], und der dänische Gesandte Baron von Schubart[2] mit seiner Frau, einer Base von Scherenbergs. In diesen vertrauten Kreisen verlebten die Eltern ihre genußreichsten Stunden; alle Annehmlichkeiten des Lebens, welche Reichtum gewähren kann, fanden sich hier vereinigt mit gemütlicher und geistiger Befriedigung; es mag ein wahres Feenleben gewesen sein, und die Eltern genossen es mit freudigem, geweckten Sinn.

Die Mutter hatte eine wunderschöne Stimme, was den Vater bewog, ihr Unterricht im Gesang geben zu lassen, und sie machte bald so glänzende Fortschritte, daß sie mit Sicherheit in Gesellschaft sich hören lassen durfte und mit Beifall überschüttet ward. Besonders ein portugiesischer Gesandtschaftsattaché, Marquis d'Aghiri, näherte sich ihr; er sang selbst einen schönen Tenor, und dies gab Anlaß zu gemeinsamen musikalischen Übungen, welche dem jungen Mann Eintritt in das Haus der Eltern verschafften. Er benützte die erhaltene Erlaubnis nur zu eifrig auf Kosten seiner Ruhe, indem heftigste Leidenschaft für die reizende Mitsängerin

[1] J. F. Euler aus Zweibrücken war «précepteur de l'Académie noble» in Berlin und wird 1776 précepteur (nicht Erzieher) der vier- und zweijährigen Prinzen Wilhelm, späteren Königs, und Friedrich, mit 2000 fl. Gehalt. 1792 war dieses Amt zu Ende, und er wurde dem Namen nach „Rat in der Justizkanzlei zu Dillenburg". Er scheint ebenfalls in der Revolution Holland verlassen zu haben, so daß weiteres über ihn nicht anzugeben ist. (Haager Stadt- und Kgl. Hausarchiv.)

[2] Hermann Freiherr von Schubart war 1788—1799 dänischer Gesandter im Haag, später in Neapel, und ist durch seine Beziehungen zu Thorwaldsen bekannt. Dieser fertigte 1814 für Frau von Schubart das schöne Denkmal an, welches Thiele, Leben und Werke Thorwaldsens, Tafel 84, gibt. Seit 1789 war er mit Jakobe Elis. Willing verheiratet, wohl einer reichen Bürgerstochter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich seiner bemächtigte. Feurig, jung, und wie seine bisherigen Erfahrungen ihn gelehrt haben mochten, durch eine liebenswürdige Persönlichkeit unwiderstehlich, hoffte er auch hier auf einen günstigen Erfolg. Bald aber mußte er einsehen, daß „die schöne Deutsche", wie man die Mutter bezeichnete, völlig unzugänglich für Huldigungen war, die nach seiner Meinung den Eindruck nicht verfehlen konnten. Der erste Schritt der Mutter, als sie die Leidenschaft des gefährlichen Fremden erkannte, war, ihm auf eine feine Weise jedes Alleinsein mit ihr unmöglich zu machen, indem sie die Musikstunden, welche meist an Vormittagen stattfanden, wo sie allein war, aufhob und so viel Zurückhaltung in ihr Wesen legte, wie ihre natürliche Munterkeit nur gestatten wollte. Dieser Widerstand entflammte den Marquis nur noch mehr, und einst wagte er es bei einem Balle, wo er mit der Mutter tanzte, ihr geradezu seine Gefühle zu gestehen und zu fragen, ob er je Erhörung zu finden hoffen dürfe. Die Antwort der Mutter war ein kaltes, trockenes Nein, während sie den Tanz abbrach und sich von ihm entfernte. Doch fand er Gelegenheit, sich ihr nochmals zu nähern und seine Frage zu wiederholen, welche durch eine ebenso feste Verneinung beantwortet wurde. «C'est donc votre dernier mot, madame?» «Oui, mousieur,» war die Antwort, «pour toujours», und der verzweifelte Liebhaber enteilte der Gesellschaft in einer Aufregung, die von vielen bemerkt wurde. Er schien eine Zeitlang völlig verschwunden, in keinem seiner Zirkel sah man ihn mehr, hörte aber bald, daß er sich in den wüstesten Strudel von Genüssen gestürzt habe, und später, daß er tödlich erkrankt sei. — So vergingen Monate; eines Morgens war die Mutter allein in ihrer Stube, als die Türe heftig aufgerissen ward und d'Aghiri, bleich, entstellt, mit sichtlichen Spuren von Verwüstung in seinen sonst so kräftigen, schönen Zügen, eintritt und sich der Mutter mit den Worten nähert: «Eh bien, madame, voilà votre ouvrage, regardez-moi bien!» Das heftigste Entsetzen befiel die Mutter, sie wendet ihre Blicke von der verwüsteten, geisterähnlichen Gestalt ab, und d'Aghiri verließ das Zimmer ebenso schnell wie er gekommen war. Wenige Tage nachher vernahm man, daß er abgereist sei.

Dieser Vorfall konnte die Mutter nicht unberührt lassen und

verleidete ihr den ferneren Aufenthalt im Haag; es kamen auch traurige Nachrichten von dem Gesundheitszustand des Großvaters, dessen Ende man erwartete und der sich unbeschreiblich danach sehnte, die Mutter noch einmal zu sehen. So reisten meine Eltern schneller ab, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten.

Von dieser Rückreise ist mir wenig erinnerlich, desto lebhafter aber hat sich mir die Stunde eingeprägt, wo wir in Mengeringhausen ankamen.

Es mochte Mittag sein, als wir zu Fuß — denn der Wagen konnte in der schmalen, zu beiden Seiten mit ansehnlichen Pfützen versehenen Straße nicht vorfahren[1] — das großelterliche Haus erreichten und das Wohnzimmer betraten. „Tretet sacht ein, lieben Kinder," sagte die Großmutter, „der Vater schläft." Plötzlich aber rief es aus dem Alkoven, wo der Großvater lag: „Nicht doch, ich bin wach und weiß, daß Fiekchen (so nannte er die Mutter) gekommen ist, laßt sie gleich zu mir." Die Vorhänge des Alkovens wurden jetzt zurückgezogen, und die Mutter eilte jetzt mit mir an das Bett des sterbenden Großvaters. So viele Jahre auch schon seit jener Zeit dahinschwanden und so jung ich damals noch war, bewahrt mein Gedächtnis doch noch den Eindruck, welchen meine kindliche Seele in jenem feierlichen Augenblicke empfing. Ich erinnere mich deutlich der beinah schon verklärten Züge des Großvaters, wie er dalag und die verwelkte, zitternde Hand auf das Haupt der Mutter legte, die vor ihm kniete. „So hat denn Gott mein Gebet erhört," sagte er, „ich sehe dich noch einmal, mein Fiekchen, und sterbe nun gern." Dann winkte er mich zu sich, und ich empfing seinen Segen, worauf er Gott in frommem Gebet unsere Zukunft empfahl. — Warum der Vater nicht gegenwärtig war, kann ich mich nicht entsinnen, ich weiß nur, daß er fehlte.

In der Freude des Wiedersehens schwand des Sterbenden klares Bewußtsein; er legte sich still zurück und phantasierte bis

[1] Das Müllersche Haus steht noch: die sogenannte „Alte Apotheke" am östlichen Ausgang des Ortes, ein zweistöckiges, hochgiebeliges Haus am Ende der Langen Straße; diese ist an sich nicht so sehr schmal, hatte aber vor den breiten, hohen Bürgersteigen noch die üblichen breiten Dungstätten aller Häuser, so daß ein größerer, breiter Reisewagen, anstatt sie von ihrem Westende zu durchfahren, besser da haltmachte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu seinem letzten Augenblicke, der am Abend dieses Tages eintrat. Nur von den lieben Engeln, welche sein Lager umschwebten und ihn seinem Vater im Himmel zuführen wollten, sprach er und rief oft aus: „O wie herrlich! O wie schön!“ So starb der Großvater, und Besseres kann ich mir und den Meinigen nicht wünschen, als dereinst auch so einen sanften, seligen Tod[1].

In Arolsen lebten die Eltern, wie erwähnt, nicht gerade unter den angenehmsten Verhältnissen; daran war teils des Vaters mehrgenannte Stiefschwester Luise schuld. Tante Luise war ebenso häßlich, wie meine Mutter schön; sie hatte scharfe, männliche Züge, die Nase von besonderer Häßlichkeit, langgebogen und kupferig, kolossale Gliedmaßen, eine rauhe Stimme, kurz alles an ihr war abstoßend, bis auf ihre Arme und Hände, welche, recht im Kontrast mit ihrer sonstigen Bildung, zart gerundet und blendend weiß waren. An Geist und Klugheit fehlte es ihr jedoch nicht, und sie verstand, wenn sie wollte, zu gefallen und zu imponieren. Mein Vater, dem sie artig zu schmeicheln wußte, hatte viel Neigung zu ihr und glaubte, da er [im Jahre 1791] eine dritte Reise nach Holland unternahm, mich und meine kleine Schwester unbedingt ihrer Liebe und Sorgfalt anvertrauen zu dürfen.

Aus der Zeit kurz vor der Abreise der Eltern erinnere ich mich eines Vorfalls, der tiefen, erschütternden Eindruck auf mich machte und uns beinahe den Vater raubte. Die Eltern erwarteten Gäste, unter andern den damals berühmten Schauspieler Großmann[2] und seine Tochter, die nachmalige Unzelmann. In den oberen Zimmern war alles festlich geschmückt, einige Gäste waren schon angekommen, und die Mutter stand am Klavier, mit Ordnen einiger Musikstücke beschäftigt, wobei ich zusah; sie hatte den Vater gebeten,

[1] Es war der 15. September 1789. Friedrich Hartwig Müller war zweiundsiebzig Jahre sieben Monate alt; s. S. 15, Anm.

[2] Gustav Friedrich W. Großmann (1746—1796), Schauspieler, Theaterdirektor und Dichter, war auch ein guter Bekannter der Frau Rat Goethe; seine Stieftochter Friederike geb. Flittner (1766—1844) heiratete 1785 den Komiker Unzelmann, so daß Caroline statt „nachmalige“ hätte „damalige“ schreiben müssen; nach Scheidung von diesem, 1793, wurde sie die Gattin des Schauspielers H. E. Bethmann und als klassische Schauspielerin hochberühmt. Ihr Bild bei N. 133 und Kö. 346. Daselbst 341 Großmanns Bild.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihr aus einem anderen Zimmer ein Notenbuch zu holen, und indem er damit zurückkehrte, schwankte er plötzlich und fiel besinnungslos nieder. Ein Schlag hatte die rechte Seite getroffen. Der laute Angstschrei der Mutter zugleich mit diesem Anblick drang tief in meine Seele. An die Stelle der behaglichen Erwartung eines heiteren Festes trat grenzenlose Verwirrung und Jammer.

Sehr langsam erholte sich der Vater wieder, aber sein rechter Arm blieb längere Zeit gelähmt; die beabsichtigte Reise erlitt einen Aufschub von mehreren Monaten, bis der Vater endlich imstande war sie anzutreten, ein Unternehmen, das in jeder Beziehung nicht wohl überlegt war und gebüßt werden mußte, wie es sich später erwies.

Seine früheren Reisen nach dem Haag und die günstige Aufnahme, welche er dort gefunden, hatten dem Vater Holland lieb gemacht; diesmal beschloß er in Amsterdam sein Heil zu versuchen, in guter Zuversicht auf Erfolg. So kam er mit einigen Empfehlungen und eben nicht reichlicher Kasse versehen in Amsterdam an. Bevor er aber noch irgendwo Besuche machen konnte, warf ihn ein böses Fieber nieder, und ein Arzt mußte gerufen werden. Dieser Arzt, Dr. Mitchel, zeigte sich als ein höchst einsichtsvoller, verständiger Mann; der Vater konnte in keine besseren Hände fallen [1].

Die Eltern hatten einen alten Bedienten, den schon genannten Philipp, und dessen Frau mitgenommen; dieses bejahrte Ehepaar nebst einem holländischen Mädchen, das gleich gemietet wurde, besorgte die Geschäfte des Hauses. Kaum aber hatte der Vater sich gelegt, dessen Fieber noch keinen völlig entschiedenen Charakter zeigte, als der alte Philipp von einem bösartigen Nervenfieber befallen wurde und nach wenigen Tagen starb. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verdeckte die Mutter dem Vater das Nichterscheinen seines alten Dieners, den er ungern entbehrte. Unter die Eigenheiten des Vaters gehörte eine Art Scheu vor Schwererkrankten und Toten, ein Gefühl, das er niemals zu

[1] Dr. Janus Petersen Mitchel, Sohn des Johann Mitchel und der Anna Bollard, war getauft in Amsterdam 1760, studierte in Leiden 1777, ward Arzt in Amsterdam 1781 und starb daselbst schon 1795. Seit 1783 war er verheiratet mit Johanna Jacoba Kips.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bemeistern vermochte. Es galt nun, ohne Lärm und Aufsehen die Beerdigung des Toten zu bewerkstelligen, wozu die Sitte in Amsterdam günstige Gelegenheit bot, indem sich dort sogenannte Leichenbesorger fanden, die für ein bestimmtes Honorar die Leiche übernahmen, in der Stille aus dem Hause schafften und für das Weitere sorgten. Dr. Mitchel empfahl der Mutter einen solchen Mann, und alles ging so in der Stille ab, daß der Vater nichts merkte. An demselben Tage aber, wo die Überreste des treuen deutschen Dieners in holländischer Erde gebettet werden sollten, erkrankte dessen Witwe an dem nämlichen Übel und wollte als Pflegerin nur die Mutter um sich dulden. Es gehörte eine Natur dazu, wie die Mutter sie glücklicherweise besaß, um zu ertragen, was in dieser Zeit ihr zu leisten oblag; vom Krankenbett des Vaters zu dem der Dienerin eilend, Tag und Nacht ohne Ruhe, mußte sie auch diesen Fall dem Vater noch verheimlichen. Sie ließ ihn die alte Lore mit der Pflege ihres Mannes beschäftigt glauben, und der Vater ahnte die Wahrheit noch nicht. Auch hier zeigte die Krankheit sich tödlich, und nach wenigen Tagen folgte die arme Frau ihrem Manne. Jener nützliche Besorger wurde abermals ins Haus beschieden, und als er das Geld für die Beerdigung auch dieser Toten, hundert Gulden, einstrich, schmunzelte er behaglich, rieb sich, vergnügt die Mutter ansehend, die Hände und sagte: „Mefrow, ich rekommandiere mich." Diese Worte trafen die Mutter, wie sie später oft erzählte, wie ein Blitzstrahl; unsägliches Grauen befiel sie, und einer Ohnmacht nahe erreichte sie das Bett des Vaters, den sie sanft schlafend fand. Geistig wie körperlich völlig erschöpft, im gewissen Glauben, sie selbst werde nun wohl die nächste Beute des Todes sein als Opfer der ansteckenden Krankheit, fällt sie auf ihr notdürftig bereitetes Lager neben dem des Vaters hin und versinkt bald in tiefen Schlaf. Eine sanfte Berührung erweckt sie endlich, und die Augen aufschlagend erblickt sie den Vater über sie hingebeugt; die gute Mutter hatte von morgens zehn Uhr bis zum späten Nachmittag geschlafen, und der Vater hatte trotz seines Bedürfnisses nach Erquickung nicht gewagt, sie früher aus dem ersten Schlummer, dessen sie seit fast vierzehn Tagen genoß, zu wecken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Indessen hatte er Zeit gefunden, Betrachtungen über das so gänzlich verschwundene alte Ehepaar anzustellen, die ihn zu dem Schlusse führten, es müsse doch mit ihnen eine ernstere Bewandtnis haben, als die Mutter eingestand. Seine erste Frage, als diese sich ermuntert hatte, war also: „Was macht der Philipp und die Lore? sag mir die Wahrheit!" Die Mutter, rasch entschlossen, erwiderte: „Lieber Mann, sie sind beide begraben." Völlig vertraut mit dem Ideengang des Vaters, wußte sie, das Wort „begraben" werde zwar eine plötzliche Erschütterung, zugleich aber auch eine nachwirkende Beruhigung herbeiführen, dahingegen die Vorstellung, beide krank oder tot im Hause zu wissen, ihn nachteilig aufgeregt haben würde.

Des Vaters Krankheit, welche bisher einen noch unentschiedenen Charakter zeigte, löste sich endlich in ein kaltes Fieber auf, das der verständige Dr. Mitchel als eine wohltätige Krisis betrachtete und absichtlich nicht gleich unterdrückte, indem er die Natur wirken ließ. Erst nach drei bis vier Wochen wandte er China (wohl Chinin, das nimmt man zur Unterdrückung des Fiebers) an, und diesem Mittel folgte die vollständige, wenngleich langsame Genesung des Vaters, wobei auch jede Spur von Lähmung im Arm verschwand.

Die Dankbarkeit der Eltern gegen den teilnehmenden Arzt war groß, sie nannten ihn ihren sichtbaren Engel in der geprüftesten Zeit ihres Lebens. Seine Frau war aber kein Engel, sondern eine häßliche kleine Figur mit einem vergrämten gelben Gesicht und von einer Eifersucht beseelt, welche ein näheres Freundschaftsverhältnis zwischen dem Doktor und den Eltern sehr erschwerte, da meine Mutter der Frau Doktorin viel zu schön und liebenswürdig war[1]. Später erst lernte ich diesen Mann kennen und erinnere mich seiner Züge sehr genau; er hatte ein edles, würdiges Aussehen und ein höchst sanftmütiges, einnehmendes Benehmen.

Mit der Genesung des Vaters stellten sich indessen andere Sorgen ein; die Kasse war fast erschöpft, noch keine Aussicht zu Arbeiten zeigte sich, und an Rimessen aus der Heimat war, da die

[1] Tischbein hat sie trotzdem gemalt.

Unbekannte holländische Familie



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stiefmutter die Hälfte des Gehalts bezog, nicht zu denken. — In dieser wirklichen Bedrängnis machten die Eltern die Bekanntschaft eines jungen Mannes namens von Scherenberg; er war der einzige Sohn eines unermeßlich reichen Kaufmanns, vollkommen eigener Herr hinsichtlich seiner Ausgaben und ein enthusiastischer Verehrer der Kunst. Ob der Vater an ihn eine Empfehlung hatte, weiß ich nicht genau; vielleicht lernte er ihn durch den Doktor Mitchel kennen[1]. Der junge Mann schloß sich aber bald mit ungemeiner Herzlichkeit dem Hause an, bestellte große Arbeiten bei dem Vater, und dieser erlag der Versuchung, eine Summe von zweitausend Gulden als abschlägige Zahlung im voraus anzunehmen. Diese Aushilfe war allerdings damals den Eltern sehr nötig, wenn sie sich nicht der äußersten Beschränkung unterwerfen wollten, und Scherenbergs feines, anhängliches Benehmen konnte allenfalls die Annahme einer solchen Gefälligkeit rechtfertigen; doch war die Mutter damit nicht völlig einverstanden, und wie richtig ihr natürliches Gefühl sie hier leitete, erwies sich in der Folge nur zu klar.

Mit Mut und neuen Kräften begann jetzt der Vater zu arbeiten, und bald erhielt er von allen Seiten so viel Bestellungen auf Porträts, daß er ihnen kaum zu genügen vermochte; außerdem verschaffte Herr von Scherenberg den Eltern Zutritt in die vornehmsten Kreise der großen Stadt, wo beider persönlicher Wert lebhafte Anerkennung und Auszeichnung fand.

Zu dieser Zeit lebte auch August Wilhelm von Schlegel[2] in Amsterdam als Erzieher eines vornehmen jungen Holländers und wurde sehr genau mit den Eltern bekannt, infolgedessen sie die Familie seines Zöglings, deren Name mir entfallen ist, häufig besuchten.

---

[1] Wohl durch Schubart, s. o. S. 42.

[2] A. W. von Schlegel (1767—1845), weit größer als Kritiker und Übersetzer denn als Dichter, hatte nach Vollendung seiner Studien in Göttingen 1791 diese Stellung bei dem Bankier Muilman in Amsterdam angetreten und blieb in ihr bis zum Sommer 1795. Auch mit seinem jüngeren Bruder Friedrich (1772—1829), der ihn an Begabung noch überragte und der eigentliche Begründer der Romantischen Schule ward, wurden Sophie Tischbein und ihre Töchter 1799 noch bekannt (siehe unten).

Während des Aufenthaltes der Eltern in Holland erlebten wir Kinder in der Heimat wenig erfreuliche Tage; besonders ich hatte von der Unliebenswürdigkeit, Härte und Abneigung der Stieftante so viel zu leiden, daß ich völlig verschüchtert und fast schwermütig wurde, auch körperlich verfiel.

Nie habe ich eigentlich begreifen können, warum die Tante Luise mich nicht leiden mochte, aber es war nur zu gewiß, daß sie mich quälte und unterdrückte, wo sie es immer vermochte. Jeder Erguß meiner kindlich frohen Laune wurde bekrittelt, gescholten und nicht selten mit schweren Ohrfeigen gestraft. Man zwang mich in die strengsten Formen sklavischer Unterwürfigkeit; was ich sagte, hieß dumm; mit der kleinen Schwester sollte ich nicht spielen, weil ich ungeschickt sei; meine Kleidung mußte schlecht sein, und ich erinnere mich, daß die Tante einst ein schönes Stück Musselin und eine breite rosa Schärpe, welches beides die Eltern mir geschickt hatten, beim Auspacken der Großmutter, die es mir reichen wollte, aus der Hand riß, als viel zu gut für ein so schmutziges, dummes Ding, und den Staat für sich behielt. Die Folgen dieser Behandlung waren, daß mein von Natur offenes, mitteilendes Wesen sich änderte; ich wurde wortkarg und scheu, indem zugleich meine sehr reizbare Phantasie, für den äußeren Zwang sich entschädigend, mich in eine Traumwelt versenkte, die mir Ersatz für die harte Wirklichkeit bot. Daraus entstand denn freilich ein neuer Fehler, Zerstreuung, welcher, obgleich schwer bestraft, immer mehr Nahrung fand, indem ich nach jedem erlebten Verdruß mich nur schneller und begieriger den phantastischen Bildern zuneigte, die mich erfüllten und, so klein ich war, eine ziemlich romanhafte Richtung nahmen.

Ich erhielt im Lesen und Schreiben Unterricht bei einem Herrn Magister Reiß, den ich trotz seiner ausnehmenden Häßlichkeit sehr liebte; täglich ging ich auf ein paar Stunden zu ihm und zeigte mich so gelehrig, daß ich meinem Lehrer bald für ein kleines Wunder galt. Es waren ruhige, angenehme Stunden, die ich in der kleinen, wohnlichen Stube des „Herrn Magister“ zubrachte, wo er mich denn gewöhnlich mit recht süßem Reisbrei bewirtete. Ich hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, und mein Herz, der Mitteilung

bedürftig, schloß sich allmählich wieder auf, als ein dummer Scherz des guten Mannes mich für immer von ihm abwandte. Ich hatte bei ihm gegessen, und nach Tisch bereitete er sich zum Ausgehen vor. Als ich ihn frug, wohin er gehen wolle, antwortete er mit ernsthaftem Gesicht, er wolle mich in die Kirche führen, wo ich mit ihm getraut und seine kleine Frau werden solle. Meine Antwort auf diesen Scherz war ein lautes Aufschreien und so rasches Entfliehen, daß weder er noch die dicke Haushälterin mich einholen konnten. Mehrere Tage vergingen, ehe ich mich beruhigte, und der gute Magister war genötigt, der Tante den Scherz und meinen Schrecken zu entdecken. Sie zankte mich trotz aller Fürbitten des gutmütigen Lehrers tüchtig aus und zwang mich wieder zu ihm zu gehen. So wurde der Unterricht fortgesetzt, doch meinerseits nicht mehr mit dem früheren Eifer. Der Herr Magister hatte mein Zutrauen verwirkt, und niemals ließ ich mich wieder bereden, sein Mahl zu teilen.

Zu Hause übte ich mich dagegen um so fleißiger und fand bald großes Vergnügen daran, meine Gedanken mit der Feder auszudrücken; die beschriebenen Blätter aber wanderten nach kurzem Ergötzen daran aus Furcht vor der bösen Tante ins Feuer.

Ganz in mich zurückgezogen in der Überzeugung, niemand meine es gut mit mir, verfiel ich in eine Schwermut, welche den nachteiligsten Einfluß auf meine bis dahin kräftige und gesunde Natur ausübte. Ich schlief nachts wenig oder gar nicht, hatte keinen Appetit und weinte viel, wenn ich allein war.

Im Wohnzimmer der Eltern hing ein lebensgroßes schönes Bild, vom Vater gemalt, welches beide in täuschender Ähnlichkeit darstellte[1]. Vor diesem Bilde habe ich oft stundenlang gekniet in heißen Tränen und Gott um Erlösung von meiner Qual gebeten. Einmal erwischte mich die Tante dabei, und es regnete Ohrfeigen. Endlich kam ich auf den Einfall, das Herz der zürnenden Tante erweichen zu wollen; ich faßte Mut und ging auf ihr Zimmer, wo sie saß und malte. In der Tür schon fand ich Anlaß, mein Unternehmen zu bereuen. „Was willst du hier?“ fuhr sie mich barsch

[1] Es ist leider verschollen.

an. „Ach, liebe Tante," erwiderte ich, vermutlich kläglich genug, „ich wollte Sie nur bitten, mir zu sagen, warum Sie immer auf mich böse sind, da ich doch nichts Böses tue!" Wütend, ohne mich nur eines Wortes zu würdigen, sprang sie auf, und eine tüchtige Ohrfeige war das einzige Ergebnis dieses mißlungenen Versuchs.

Eine Quälerei, die die Tante unter anderen gegen mich übte, war, mich zu zwingen, Speisen zu essen, die mich ekelten. So gab es im Winter einen eingemachten Kohl — Kumpus hieß, glaube ich, das abscheuliche Zeug[1] — den ich nicht essen konnte ohne mich zu erbrechen. Sowie Tante Luise dies merkte, bekam ich mehrere Tage hintereinander nichts weiter als diesen Kohl und ein Stück Brot; es galt, ihn hinunterzuwürgen oder Ohrfeigen zu erhalten, eine böse, aber unvermeidliche Wahl!

Eine Cousine der Mutter, Marianne Giesecken, die Braut des Justizrats Bunsen in Arolsen[2], klug und scharf beobachtend, durchschaute die Tante, machte zunächst die Verwandten auf meine Kränklichkeit aufmerksam und erbot sich, als genaue Freundin der Mutter, ihre Wahrnehmungen dieser mitzuteilen und es den Eltern eindringlich zu sagen, daß eine Änderung in bezug auf mich und meine Schwester unerläßlich sei, da so letztere moralisch, ich physisch zugrunde gehen müsse. Betty wurde nämlich im schärfsten Gegensatze zu mir wie ein Schoßhündchen gehalten und gehätschelt und dadurch zu einem recht verzogenen, eigensinnigen Kinde gemacht. Sie durfte mit mir umgehen nach Gefallen, mich kratzen, beißen und schlagen, und ich dagegen war angewiesen, ihrem kindischen Willen in jeglichem Verlangen Genüge zu tun. Sehr viel Böses hätte bei einer längeren Dauer dieses Zustandes entstehen können, aber noch zeitig genug für unsere schwesterliche Liebe und Bettys Heil sollte die schwerste Zeit meines kindlichen Lebens ihr Ende finden. Der Zorn des Vaters, als er die Mitteilungen der Cousine Marianne erhielt, soll fürchterlich gewesen sein. In der ersten Aufwallung wollte er von der bösen Stiefschwester und der schwachen Stiefmutter ganz seine Hand abziehen, aber auf der Mutter gut-

[1] Kumpes, Kumps, Kumst, eingesäuerter ganzer Kohlkopf.

[2] Tischbein hatte schon 1790 Bildnisse der beiden Brautleute gemalt (siehe Verzeichnis).

mütige, eindringliche Bitten ging er doch von diesem Vorsatz ab und sann nur auf Mittel, uns von ihnen zu entfernen, wozu ein sehr geeigneter Einfall der Cousine das Mittel bot, indem sie den Eltern vorschlug, sie und ihr Gatte wollten nach ihrer Hochzeit, die nahe bevorstand, uns auf ihrer beabsichtigten Reise nach Holland mitnehmen. So geschah es denn auch, und ich vermute, die Tante geriet in nicht geringe Bestürzung über dies völlig unerwartete Ereignis. Ich dagegen war trunken vor Freude und konnte kaum die Zeit der Abreise erwarten. Die acht Tage, die bis dahin noch verliefen, wurden von der Tante benutzt, um mich noch mit heuchlerischen Zärtlichkeiten zu überhäufen, ein Benehmen, das mich mehr in Verwunderung versetzte als rührte, denn ich bestieg den Wagen ohne eine Träne zu vergießen.

Unsere Reise ging glücklich vonstatten. Das junge Ehepaar, von Lust und frohem Mut beseelt, machte auch uns Kindern die Reise so angenehm wie möglich; aber je näher wir dem Ziele kamen, je bänglicher schlug mein Herz. Nach dem ersten Freudenrausch über die Aussicht, der bösen Tante zu entkommen, mußte ich doch oft daran denken, daß sie mir bei ihren Züchtigungen versichert hatte, es werde damit noch ganz anders kommen, wenn ich erst wieder bei den Eltern sei, die noch viel weniger Nachsicht mit mir haben würden, als sie mir bewiese. Mein Selbstvertrauen war so gering, daß ich in der Tat fürchtete, die Eltern könnten viel an mir auszusetzen finden, und als wir die uns entgegenkommenden Eltern treffen sollten, stieg meine Befangenheit so, daß ich fast ohnmächtig in die Arme des Vaters fiel, der am Wagenschlag uns in Empfang nahm. Die lebhaften Liebkosungen der Eltern schienen mir ein schöner Traum, aus dem ich doch immer zu erwachen fürchtete. Wir hatten das kleine Städtchen — wie es hieß, weiß ich nicht — schon am Vormittag erreicht, und ein von den Eltern bestelltes Mahl sollte das Fest des Wiedersehens verherrlichen; aber ich konnte zuerst nicht essen, und als beim Dessert einige Näschereien vorkamen, die ich mir wohl hätte gefallen lassen, überkam mich die Erinnerung, wie die Tante mir stets verboten hatte, dergleichen anzunehmen, so beängstigend, daß ich dankte, als die Mutter mir davon geben wollte. Auf ihre Frage, ob ich dergleichen

nicht essen möge, antwortete ich: „Doch! aber ich darf ja nicht“, und zugleich brach ich in heftiges Weinen aus. „Was ist nur dem Kinde?“ sagte der Vater; aber ich weinte immer heftiger statt zu antworten, bis die Mutter mich in ein Nebenzimmer führte und es ihren liebevollen Fragen gelang, meine Zurückhaltung zu überwinden. Ich bekannte ihr meine Angst und bat sie mich ja immer zu lieben, da ich ganz gewiß den Vorsatz habe, immer artig zu sein. Diesem ersten Auftauen, wie ich es nennen möchte, folgte aber bald wieder ein scheues Zurückziehen, und nur allmählich konnte ich mich in ein Glück finden, das mir fast zu groß schien. Es dauerte lange, bis ich meine ursprüngliche Heiterkeit auch nur zum Teil wiedergewann. In der ersten Zeit entlockte eine liebkosende Benennung der Eltern mir immer Tränen, und wenn der Vater, ungeduldig darüber, sagte: „Ich begreife nicht, was die Line will“, erschrak ich, und die Furcht, ihm mißfallen zu haben, warf mich in meine alte Blödigkeit zurück.

Meine Schwester war jetzt [1792] fünf, ich neun Jahr; Betty war ein bildschönes Kind; wie ich aussah, weiß ich nicht, wohl aber, daß die Eltern sich über meine zunehmende frische Farbe und Rundung freuten. Herr von Scherenberg, unser täglicher Gast, gewann mich lieb und wußte mir stets eine kleine Freude zu bereiten. So beschenkte er mich unter anderem mit einer vollständigen kleinen Kinderbibliothek, worunter Weißes „Kinderfreund“ und Campes Reisebeschreibungen, vor allem aber der Robinson mich unbeschreiblich anzogen. Die lieben Bücher eröffneten mir einen Himmel voll Entzücken; ich konnte nicht davon kommen, und die Mutter sah mir wohl zu sehr diesen Hang zum Lesen nach, wie sie denn überhaupt mit ihrem praktisch tätigen Sinn durchaus nicht vermochte in meinen Ideengang einzugehen; ich fühlte bald, daß sie mich nicht verstand, und meine Mitteilungen über das Gelesene, besonders wenn es rührende waren, ihr nicht ans Herz gingen. „Linchen, das ist dummes Zeug,“ pflegte sie zu sagen, „es ist ja nur erfunden, wer wird so närrisch sein und darüber weinen!“ — Daß so manche rührende Dinge, die ich las, bloß sollten erfunden sein, wollte mir gar nicht in den Sinn, so etwas, dachte ich, müßte sich auch erleben lassen. Ich ahnte damals noch nicht, wie viel Erheblicheres noch

als das, was meinem Kindersinn Tränen entlockte, ich später in der Wirklichkeit zu erleben bestimmt war.

Die Eltern gingen in Amsterdam viel in Gesellschaft, und wir Kinder blieben oft des Abends der Aufsicht einer Art von Kammerfrau überlassen, welche dazu eigentlich nicht recht paßte; sie gab sich wenig mit uns ab; ich saß in meine Bücherwelt vertieft, und Betty war leicht durch irgendein Spielwerk genügend beschäftigt. Gemeinsame Spiele trieben wir damals noch nicht; ich war zu ernst und Betty ein stilles Kind, das mit einer Puppe im Arm oder einem Bilderbuche oft stundenlang spielte, ohne meine Teilnahme daran zu wünschen.

Es war im Herbst [1792], wie ich meine, daß Betty und ich nach Amsterdam kamen[1], und im Frühjahr [1793] bezog der Vater ein kleines in der Nähe der Stadt gelegenes Landhaus, welches zu einer sehr weitläufigen Besitzung gehörte, die Scherenberg in der Gegend gekauft hatte. Das Herrenhaus, nach Scherenbergs Plan erbaut, war neu und auf viele Gäste eingerichtet, die sich denn auch dort zusammenfanden. Unser recht elegant eingerichtetes Häuschen war nur klein und lag mitten in einem großen, wohlgehaltenen Garten, in dem wir Kinder manche Ergötzung fanden. Außer Scherenbergs Schloß befand sich vielleicht hundert Schritte von unserm Landhaus die Villa Eemenes eines Landedelmannes, eines Herrn van der Rott, der vier Kinder hatte, mit denen ich bald ziemlich vertraut wurde. Frau van der Rott, eine große, majestätische, sehr berühmte Frau, hielt ihren Kindern eine französische Gouvernante, und nach einer Übereinkunft mit meinen Eltern durfte ich an den Lehrstunden, welche nachmittags gehalten wurden, teilnehmen. Auf diese Weise lernte ich Französisch, und mit verdoppeltem Eifer, da man mir versicherte, es gebe ganz prächtige französische Bücher für Kinder. Die Gouvernante war mir vorzugsweise geneigt; sie hatte weniger Not mit mir als mit ihren Eleven. Ich wurde den Kindern immer als Muster dargestellt. Das freute mich nun wohl, aber ich mochte niemand gern gekränkt sehn und hatte immer, wenn die Gouvernante die Kinder

[1] Die Familie bewohnte ein Haus in der Keisersgracht (= Kaiserkanal).

zankte, eine Entschuldigung für sie bereit oder gab ihnen vor der Stunde so gute Worte, daß sie mir zuliebe sich oft zusammennahmen. Dieser Landaufenthalt befestigte die Gesundheit des Vaters, wie er auch uns Kindern gedeihlich war, und wir kehrten im Spätherbst vergnügt nach Amsterdam zurück, wo viele Aufträge den Vater erwarteten. Die Bekanntschaften der Eltern hatten sich vermehrt, man drängte sie mit Einladungen, sie mußten dem Strom nachgeben, was allerdings für den Vater als Künstler manchen Vorteil hatte, aber auch die nachteilige Folge, daß wir Kinder mehr allein blieben als uns taugte.

## August Wilhelm Schlegel und Karoline Böhmer

Da August Wilhelm Schlegel und seine Gattin Karoline wohl die geistig am höchsten stehenden Persönlichkeiten sind, mit denen das Tischbeinsche Ehepaar in so enge, auch des literarischen Interesses nicht entbehrende Beziehungen getreten ist, so möchte der Herausgeber nicht unterlassen, der Erzählung Caroline Tischbeins noch etwas ausführlichere Bemerkungen voranzuschicken.

Karoline Böhmer (1763—1809), die begabteste der damaligen „vier berühmten Göttinger Professorentöchter" — die anderen sind Therese Heyne, Philippine Gatterer, Dorothea Schlözer —, war die Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis; 1788 verlor sie nach vierjähriger glücklicher Ehe ihren Gatten, den Bergarzt Böhmer in Clausthal. Nachdem sie zu den Ihrigen zurückgekehrt war, zwei Jahre in Marburg gelebt, auch ihre Jugendfreundin Therese Heyne (die zweitbegabte jener vier, die mit Georg Forster verheiratet war) für einige Wochen in Mainz besucht hatte, siedelte sie mit ihrer siebenjährigen Tochter Auguste Böhmer 1792 im Frühjahr dahin über, wohnte zwar nicht, lebte aber viel in Forsters Hause. Nicht sie hat sich aber zwischen das Paar gedrängt, sondern L. F. Huber, der seinen Bund sprengte; obwohl er mit Dora Stock, Theodor Körners Tante (siehe unten) verlobt war, hat er auch Therese ein Jahr später geheiratet. Karoline hat auch Forster nicht in die Revolution hineingetrieben, der in seiner Schwärmerei für diese ganz seinem eigenen Triebe folgte. Auch mit ihrem Schwager Böhmer, dem Sekretär des Generals Custine, der Mainz am 21. Oktober 1792 eingenommen hatte, unterhielt sie keinerlei Beziehungen. Trotzdem wurde sie Mitte April 1793, als sie eben die von den preußischen Truppen schon eingeschlossene Festung verließ, in Frankfurt verhaftet und mit ihrem fünfjährigen

Töchterchen auf das kleine feste Schloß in Königstein, dann in das vom nahen Cronberg gebracht und neun Wochen lang unter unwürdiger Behandlung festgehalten.

Wohl war ihr Verhalten in Mainz auffällig und etwas abenteuerlich, wird aber der „Kurfürstlich Maynzschen Regierung" nicht sehr gefährlich und schädlich gewesen sein! Trotzdem hat die Hannoversche Regierung sie verbannt, wie auch Forster von Kaiser und Reich geächtet ward.

Schlimmer war, daß sie in jenem Treiben in ein leidenschaftliches Verhältnis zu einem viel jüngeren, erst neunzehnjährigen französischen Leutnant, Dubois-Crancé, trat, das, wie sie in ihrer Haft — nicht zu ihrer Verzweiflung, denn sie verzweifelte nie, aber doch — zu ihrem größten Schrecken inne ward, nicht ohne Folgen blieb.

Wer sie befreite, war übrigens nicht August Wilhelm Schlegel, wenngleich auch er, gleich bei ihrer Verhaftung von ihr angerufen, sich eifrig, besonders bei Wilhelm v. Humboldt, der als Student in Göttingen mit Therese Heyne beinah verlobt war, für sie bemühte: es war mehr als alle ihre anderen Fürsprecher — Humboldt, Dalberg, die Professoren Schlözer und Böhmer in Göttingen, der Kurfürst von Mainz und andere — ihr Bruder Philipp, Arzt in Marburg, der sie durch seine von weiblicher Seite unterstützte Anrufung des Königs von Preußen befreite.

Aber Schlegel wurde nun in weit höherem Maße ihr Retter: er war zwar am 19. Juni noch in Amsterdam, muß aber dann bald zu der am 11. Juli Befreiten abgereist sein. Er traf sie in Frankfurt und geleitete sie nun nach Leipzig, wo auf seine Fürsprache der Buchhändler Göschen zunächst sie in sein Haus aufnahm und sie dann bei einem alten Arzt im drei Meilen entfernten altenburgischen Städtchen Lucka unterbrachte. Damals erhielt Schlegel von der seit Jahren vergeblich Umworbenen eine bestimmte Zusage zu einer Vermählung; aus Dankbarkeit, nicht aus Liebe, nur um sich und ihre Kinder zu versorgen, tat sie den Schritt, den sie nicht hätte tun dürfen, wenn sie sich selber treu bleiben wollte — was sie sonst in ihrem Leben unwandelbar tat. Innerlich haben sich beide daher auch nie gefunden.

In Lucka nahm sich Wilhelms Bruder Friedrich, von Leipzig aus oft bei ihr erscheinend, auf Wilhelms Bitte der Einsamen treulichst an, indem er seine rasch aufspringende eigene Liebe zu ihr aus Bruderliebe niederhielt.

Am 3. November 1793 genas sie eines Knaben, der auf Kosten seines Vaters und seines Großvaters, des auch von Goethe wie von ihr gerühmten Generals d'Oyré, zwar bei guten Pflegeeltern untergebracht ward, aber 1½ Jahre alt am 20. April 1795 starb.

Friedrich Schlegel, vor dessen Geist ein Schleiermacher ehrfürchtig

verstummte, sah wiederum an ihr in steigender Bewunderung ihres glänzenden Geistes hinauf und hatte nach seinem eigenen Geständnis es ihr zu danken, daß er einen Halt im Leben gewann. Sechs Jahre dauerte die treue Freundschaft beider und wurde erst im Winter 1799/1800 zerrissen, nachdem Friedrich mit Dorothea Veit in Wilhelm und Karolinens Haus in Jena gezogen war, beide Frauen sich aber nicht vertrugen.

Karoline Böhmer ging Februar 1794 von Lucka zu ihrer Freundin Gotter nach Gotha und im April 1795 nach Braunschweig zu ihrer Mutter. Dorthin kam Wilhelm im Sommer nach Lösung seiner Erzieheraufgabe in Amsterdam mehrmals zu ihr und führte sie nach ihrer Vermählung am 1. Juli 1796 nach Jena, wo sie nun für sieben Jahre eine Heimat fand, geradezu den Mittelpunkt des genialen Ersten romantischen Kreises bildete, den sie besonders zu Goethe hinzuführen wußte, und in allseitiger, selbsttätiger Teilnahme an ihres Mannes wissenschaftlicher, besonders kritischer und Übersetzungstätigkeit dessen unentbehrliche Beraterin und Mitarbeiterin war.

Aber noch vor dem Tode ihrer fünfzehnjährigen Tochter Auguste — von der Caroline Tischbein unten ausführlicher erzählt — erkaltete ihr Verhältnis zu Schlegel, von dem sie sich weg zu Schelling wandte. Am 17. Mai 1803 geschieden, ward sie mit diesem am 26. Juni von dessen Vater in Murrhardt in Württemberg getraut und lebte mit dem großen Philosophen noch sechs Jahre lang in Würzburg und München in glücklichster Ehe bis zu ihrem Tode am 1. September 1809, der auf einer Reise mit ihm in Maulbronn bei dessen sie auch aufs höchste schätzenden Eltern erfolgte.

Sie war eine der begabtesten Frauen ihrer Zeit: „Ein eignes, einziges Wesen", wie Schelling schreibt, „das man ganz oder gar nicht lieben mußte, ein Meisterstück des Geistes, das edelste Herz", hätte sie nach Schlegels Zeugnis als Schriftstellerin glänzen können, wenn ihr Ehrgeiz darauf gerichtet gewesen wäre.

Am schärfsten ist mit der „Kulturdame" Johannes Janssen[1] ins Gericht gegangen; aber trotz aller Anklagen werden viele die milde Auffassung der geistreichen Ricarda Huch teilen, die in ihrem schönen Buch „Die Blütezeit der Romantik" sie ihren Lesern lieb zu machen weiß. Sie ist nach keinem anderen als ihrem besonderen und eigenen Maßstab zu beurteilen.

Karolinens wunderschöne Briefe hat kein Geringerer als Georg Waitz zuerst herausgegeben, 1871, unter dem einfachen Titel „Karoline", unter dem auch wir fortab anführen, mit einem Nachtrag von 1882. Die Bilder der Mutter wie der Tochter von Tischbeins Hand sind darin zu finden, in Jena

[1] Zeit- und Lebensbilder, 2. Aufl., S. 156—233.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gemalt 1798 (s. auch Tafel 6 und 14 dieses Buches). Das Buch ist von Erich Schmidt 1913 vermehrt und sorgfältigst erläutert und mit Register versehen worden, wodurch es erst recht erschlossen und noch wertvoller geworden ist. Den beiden, auch verbesserten, Bildern ist dasjenige Schellings nach Friedrich Tiecks Büste zugefügt worden.

## „S." (Sophie Tischbein)

Es hat mehr als hundert Jahre lang, von Friedrich und Karoline Schlegels Tagen an bis zur neuesten Zeit die Neugierde der Freunde August Wilhelm Schlegels und später der Literarhistoriker gereizt, hinter das von ihm jahrelang sorgfältig gehütete Geheimnis zu kommen, wer „die Sophie" in Amsterdam war, der dieser seine glühende Verehrung gewidmet habe.

Erst vor vier Jahren hat nun Otto Fiebiger[1] aus meiner Veröffentlichung vom Jahre 1896 richtig herausgefunden, daß Sophie Tischbein deren Gegenstand gewesen ist!

Gewiß, alles stimmt zusammen! Friedrich Schlegel spricht in seinen Antworten[2] auf die leider verloren gegangenen Briefe Wilhelms, in denen dieser seine Angebetete — gewiß auch aus Schonung für das Tischbeinsche Paar, aber auch aus den unten erwähnten Gründen — immer nur als „S." bezeichnet, nur so lange von ihr, wie die letztere in Amsterdam war, nämlich vom Juli 1792 bis zum 7. November 1794; — sie wohnte ferner 1794 „auf dem Lande", was Caroline Tischbein hier mitteilt; sie war „eine Deutsche, keine Holländerin"; — sie „sang vorzüglich"; „ihr Mann gehörte zu Schlegels Freunden"; sie war „eine schöne Frau von wahrer Weiblichkeit".

Und noch im selben Monat, in dem Tischbeins Amsterdam verließen, entschließt sich Wilhelm Schlegel, der doch vor den Franzosen nicht die Angst wie Tischbein hatte, Holland zu verlassen.

So ist es denn Sophie Tischbein, auf welche die vier schönen Sonette Schlegels gehen, die zueinander gehören und deshalb in Wilhelms Sämtlichen Werken 1, 333—336 zusammengestellt sind, obwohl nur das erste „Gesang und Kuß", das 1799 in Schillers Musenalmanach erschien (nicht die drei folgenden „An Doris", „Auf die Arme der Geliebten", „Flucht der Stunden"), durch Friedrich Schlegels Brief vom 4. Juli 1792 diesem Jahre zugewiesen werden kann.

[1] Grenzboten 1917, S. 302—313, 332—341, s. auch S. 8, Anm.
[2] Schöne Ausgabe von Oskar F. Walzel, Berlin 1890.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Überraschend ist nur die Selbsttäuschung des als eitel und selbstgefällig schon bekannten vierundzwanzigjährigen Dichters, die ihn sich einbilden ließ, er habe das Herz der fast sieben Jahre älteren, im schönsten Familienglück lebenden, dazu pflichttreuen Frau im Sturme erobert, die sich in ihrem Leben ohne jeden Tadel erhalten hat und von keinem Verdacht je berührt wurde!

Ein so verwerfliches Entgegenkommen hätte diese, ohne sich zu entwürdigen und wegzuwerfen, einem jungen Mann gegenüber, den sie noch obendrein in den Fesseln der „genialen Hexe" wußte, niemals zeigen können, einem Mann, der zwar durch Liebenswürdigkeit gefallen konnte, aber auch nie eine *starke* Leidenschaft selbst weder empfunden noch erregt hat.

Freundlich und gütig war sie ja gegen jedermann, mag sie auch dem sie Verehrenden, dessen Gefühle ihr bald sichtbar wurden, ihrem Sprachlehrer, dem sie in vielen Dingen dagegen, als die sieben Jahre Ältere, als Weib, überlegen war, sich so erwiesen haben; sie mag ihm auch dauernd von Herzen gut gewesen sein, wie ja auch ihre späteren, ihm mit ihrem Gatten zusammen geschriebenen schönen Briefe (bei Fiebiger a. a. O. 308f., 310, 332—337, 341) bekunden; aber harmlos, nie das Maß des Erlaubten überschreitend, sind ihre Freundschaftserweisungen zweifellos immer gewesen.

Wie vertrugen sich überhaupt *tiefe, heiße* Gefühle Schlegels für diese Frau in seinem Sinn mit denen, die ihn für *Karoline Böhmer* seit Jahren erfüllten, um die er unter den Augen des Tischbeinschen Paares kämpfte und rang mit mahnenden Briefen nach Mainz, wo sie ihm untreu war, und für die er gleichzeitig seinem Bruder gegenüber so ähnliche Gefühle äußerte, daß man in dessen Briefen ab und zu zweifelt, welche der beiden Frauen denn eigentlich gemeint sei!

*Diese* Frau, Karoline Böhmer, hat er sich um jeden Preis erringen wollen, selbst um den seiner Mannesehre, und hat sie sich auch gerade in jenen Zeiten, im Sommer 1793, durch ihre feste Zusage gewonnen!

Und da sollte Sophie sich dazu hergegeben haben, sich mit ihm, neben der Böhmer, auf ein Liebeseinverständnis einzulassen? Für seine jahrelangen Schmerzen um Karoline Böhmer hat er sich durch diese dem Bruder offen gezeigte, durch seine Geheimnistuerei nur noch mehr anreizende Schwärmerei für eine andere *entschädigen*, hat er sich vor Friedrich ein Ansehen geben, hat er seine Geliebte selbst eifersüchtig machen wollen, indem er in dichterischer Freiheit bei Sophie Erfolge zu haben sich einredete und vorgab! Und das letztere hat er erreicht, wie Friedrichs Briefe zeigen, in denen er Wilhelm mit Bitten um Schonung der gerade damals so schwer Bedrängten bestürmt!

Diese angeblichen Erfolge, durch die er dem Bruder imponieren will

und die er zu seinen Gunsten bei Karoline Böhmer verwerten soll, reizen den zynisch gesinnten, damals ein lockeres Leben führenden Bruder Friedrich zu einem unbegründeten Frohlocken, wodurch er aber vielleicht auch Wilhelm zu den ersehnten, immer neu geforderten weiteren Mitteilungen über das Verhältnis zu „S." antreiben will.

Und so hat Wilhelm dann auch ihm gegenüber seine „Erfolge" übertrieben, anstatt jeder Mißdeutung zu steuern.

Welch gemeinen Undanks mußte sich Schlegel nun gar bewußt werden, als er seinen gastlichen, gütigen — angeblich von ihm betrogenen — Freund Tischbein um ein Porträt von sich bittet, das er Karoline Böhmer auf ihren Wunsch schickt und wohl nicht teuer — wenn überhaupt — bezahlt hat! Und dies Bild hat Tischbein an Friedrich Schlegel nach Lucka geschickt, und dieser hat erst etwas versetzen müssen, um es unter Erlegung von 7 Talern 16 Gr. Postporto ausgeliefert zu erhalten; — und dieses Bild hat die Böhmer in ihrer schweren Stunde verlangt und alsbald nach derselben sich geben lassen, und nur bedauert, „daß es ihr die Hand nicht geben könne[1]"! — Und er, Friedrich, auch ein „anmutiger, würdiger Lump" (wie Karoline den Freund Ludwig Tieck nennt), der lebenslang nicht aus den Schülden kam, und dem ein Heinrich Heine vorwerfen konnte, „er habe das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt", der drängt den Bruder immer vorwärts in seinem vermeintlichen „Verhältnis zu Sophie" und wünscht Schilderung seiner „Erfolge"! Eine ekle Vorstellung in der Tat!

Es ist doch sehr zu fürchten, daß diese „Erfolge" recht mager geblieben sein werden, und daß die in den Sonetten erwähnten „schönen Arme der Geliebten", wenn er von ihnen „gehegt werden" und in ihnen „den Himmel finden und dem Sekundenschlag an ihrem Busen lauschen, jeden Odemzug nach Küssen zählen, Lust und süße Gunst genießen" wollte, „dem Lauscher" eine derbe Ohrfeige und dem Kußlustigen eine saftige Maulschelle versetzt und daß die Besitzerin jener Reize jeden weiteren Verkehr mit ihm schroff abgebrochen und sich zu ihrem Gatten geflüchtet haben würde!

Hätte die reife Frau und Mutter durch ein Liebeseinverständnis mit dem fast sieben Jahre jüngeren, dessen nicht sämtlich durchaus edlen Eigenschaften sie mit ihrem sicheren weiblichen Instinkt gewiß richtig zu werten verstand, sich dazu hergegeben, „die Wunden, die dies Herz kaum überstanden" (von Karoline Böhmer herrührend!), zu heilen?

[1] Es ist seitdem leider verschollen! — Ein Bild des zweiundzwanzigjährigen Friedrich gerade aus dem Jahr 1794 siehe bei Neubert 139, beide Brüder und Tieck bei Kö. 350.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hätte sie sich aus der ebenen Bahn ihres Lebens von der Seite eines so zu ihr passenden, sie hegenden und pflegenden, anschwärmenden, von ihr selbst geliebten und verehrten Mannes, des Vaters ihrer Kinder, durch den noch ungeklärten jungen Mann, der ihr nichts, auch rein nichts zum Ersatz zu bieten hatte, auf einen wirren Taumelweg locken lassen?

Konnte dieser, der das Kurmachen liebte und nacheinander die Böhmer, die Unzelmann, Sophie Tieck, die Staël, zuletzt Sophie Paulus umflatterte, nicht auch zwischendurch einmal Sophie Tischbein anhimmeln, ohne daß an eine Liebschaft zwischen beiden zu denken wäre?

Er war aber so wenig ein fester Mann, noch nach Jahren nicht und damals noch weniger, daß er sechs Jahre später noch nicht einmal seine erste angetraute Frau, eben jene Karoline, die ihm zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet war, ihn zwar nicht tief liebte, aber doch, geistesverwandt, ihm hohe Achtung zollte, nicht in ihrer Bahn zu halten wußte!

daß er ihrem Liebhaber, seinem eigenen Freund, nicht einmal entschieden entgegentrat, sondern ihn nur durch seinen Bruder Friedrich[1] von ihr zu entfernen suchte!

daß er seine zweite Frau, die nicht mehr ganz junge und daher gewiß zu einer glücklichen Häuslichkeit durchaus gestimmte Sophie Paulus, zwanzig Jahre später, trotz aller Bemühungen wieder seines Bruders Friedrich, nicht dazu bringen konnte, ihm in sein Haus zu folgen, sondern diese lieber bis zu ihrem Tode im freudelosen Hause ihrer alten Eltern blieb!

Der Mann hätte sofort über Sophie Sieger sein sollen? Nein, ein solcher Herzensstürmer war er nicht!

Hätte sie, so wie wir sie hier kennen lernen, einem reinen, lauteren Hause entstammend, eine solche nie versagende Helferin ihres Mannes, ihren blind ihr vertrauenden edlen Gatten jahrelang in so nichtswürdiger Täuschung erhalten sollen?

Hätte sie, mit schwer belastetem Gewissen, ihrem einstigen „Versucher" mit ihrem Gatten zusammen noch freundliche, harmlos liebe Briefe schreiben können?

Hätte sie ihn nach seiner damaligen Rückkehr von der Böhmer, 1793, noch mit derselben Freundlichkeit aufnehmen und weiter behandeln sollen, ihn später in ihrem Hause aufnehmen, ihn, mit ihren Kindern, wochenlang in seiner Familie in Jena besuchen können, ohne von Scham über einstige Schuld erdrückt zu werden? Hätte sie wohl jahrelang mit seiner Frau, Karoline, in freundschaftlichstem Verhältnis gelebt?

Diese selbst hat, als beide sich kennen lernten, mit ihrem unvergleich-

[1] Karoline 1, 746.

lichen Scharfsinn blitzschnell erkannt, daß zwischen Sophie und ihrem Mann nichts vorlag, was zugedeckt werden mußte, und hat sie deshalb wirklich lieb gehabt, was bei ihrer Aufrichtigkeit sonst nicht möglich gewesen wäre.

Die Leichtfertigkeit der Romantiker, die um eines Witzes, eines blendenden Einfalls willen es mit der Wahrheit nicht streng nahmen, sondern je nach Laune sie auch spöttisch zu verzerren bereit waren, hat sich hier schon bei Schlegel gezeigt, ist aber vom Tischbeinschen Hause ferngehalten worden. Da herrschten streng sittliche Auffassungen, die solche schwere Entgleisung der wackeren Frau und Mutter einfach ganz unmöglich machten.

Der Herausgeber kann sich nicht helfen: Trotz aller Hochachtung vor allem, was Großes und Tüchtiges in Wilhelm war, muß er angesichts des undankbaren Verhaltens des Fünfundzwanzigjährigen — Dankbarkeit war überhaupt beider Brüder Sache nicht, was damals schon Bürger und etwas später Schiller erfuhr, der beiden Brüdern das Gemüt abspricht — gegen das untadelige Ehepaar an Schillers Scheltwort über Friedrich „den Laffen" denken, glaubt es auch Karolinen nicht, daß sie selbst, als sie diesem berichtet, Wieland spreche von ihnen als „den beiden Götterbuben", im Ernste daran zweifle, „ob er dabei mehr Akzent auf das Göttliche als auf das Bübische gelegt habe" [1].

## Letzte Jahre in Holland

Schlegel besuchte die Eltern oft, unterwarf seine poetischen Versuche ihrem Urteil und gab der Mutter Unterricht in der englischen Sprache[2]. Der Vater erfreute sich an dem Talent des jungen Dichters, an dem er immer größeren Anteil nahm, so daß er sich über dessen Neigung zu seiner nachherigen Frau, der damals in Mainz lebenden Witwe Böhmer, wirklich kränkte. Es bestand schon damals zwischen dieser Witwe und Schlegel ein Verhältnis, welches eigentümlich genug war. Schlegel liebte die geistreiche Frau ungeachtet ihres mehr als zweideutigen Rufs leidenschaftlich, sie dagegen hatte ihm mehrmals offen erklärt, daß sie ihn durchaus nicht liebe, aber ihn heiraten wolle unter der Bedingung, sich wieder von ihm scheiden zu dürfen, sobald sie der Vereinigung müde sei. Diese seltsame

[1] Karoline 1, 456.

[2] Schlegel las auch mit dem Paare englische Bücher. — Er fühlte sich einsam, weil abgeschnitten vom deutschen Geistesleben, mit dem ihn vier Jahre lang nur die Briefe seines jüngeren Bruders Friedrich in Berührung erhalten haben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bedingung blieb den Eltern kein Geheimnis, und sie wandten alles an, dem Freunde das Unmoralische derselben anschaulich zu machen. Vielleicht wäre es ihnen auch gelungen, Schlegel aus den Schlingen dieser „genialen Hexe", wie der Vater sie nannte, zu befreien, wenn sie nicht plötzlich in große Bedrängnis geraten wäre, woraus sie zu erlösen Schlegel für eine heilige Pflicht hielt. Frau Böhmer war in Mainz wegen politischer Intrigen verhaftet worden und wußte es einzuleiten, daß Schlegel die Nachricht davon erhielt. Jetzt war kein Halten mehr, er gab seine vorteilhafte Stellung auf, um der Geliebten zu Hilfe zu eilen; auch glückte es ihm, sie zu befreien, und er wurde unter vorerwähnter Bedingung später ihr Mann. Wann er aber Holland verließ, vor oder nach der Eltern Abreise, das weiß ich nicht mehr[1].

Das Verhältnis mit Scherenberg wurde indes von meinen Eltern immer herzlicher fortgesetzt. Seine äußere Erscheinung ist mir ganz gegenwärtig. Er war sehr klein und infolge einer bösen Gliederkrankheit von schwächlicher Gesundheit. Seine Züge trugen deutlich das Gepräge früherer Leiden, matte blaue Augen und rötliche Haare verschönerten ihn eben nicht, aber ein wohlwollendes Herz sprach sich in allem aus, was er sagte und tat, und machte seinen Umgang angenehm. Nur gehörte er leider zu den Menschen, welche meist das sind, wozu ihre Umgebungen sie machen. Für meine Eltern schwärmte er. Der höhere und edle Sinn des Vaters, wie die kräftige, heitere Natur der Mutter übten großen, wohltätigen Einfluß auf seinen bisher durch Krankheit und eine ver-

[1] Die Familie verließ Amsterdam am 7. November 1794. Schlegel reiste im Juli 1795 nach Braunschweig zu Karoline Böhmer und wurde auf Schillers Anregung, der den geistvollen Kritiker und in seinen Spuren wandelnden Dichter in seine Nähe wünschte, nach Jena berufen, wo er als Sächsischer Rat Vorlesungen hielt und 1798 außerordentlicher Professor ward. Leider wurde ihr Verhältnis durch gehässige Angriffe seines Bruders Friedrich auf Schiller zerstört, und der romantische Kreis hat dann Schiller so häßlich wie unberechtigt stets angefeindet (Karoline besonders sich über dessen „Glocke" in unfaßbarer Art lustig gemacht, Karoline 1, 570). — Sie half ihm bei seiner Übersetzung Shakespeares (Jena 1797—1800, 9 Bände mit 17 Stücken), seinem wahrhaft großen, unsterblichen Meisterwerke. Diese bedeutet nach dem schönen Wort des dänischen Literarhistorikers Georg Brandes „nicht viel weniger, als ob — neben Goethe und Schiller in der Mitte des vorigen Jahrhunderts — auch Shakespeare in Deutschland zur Welt gekommen wäre! Geboren war er 1564 in England, wiedergeboren aber ward er 1797 in Jena"!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Königin Luise als Kronprinzessin



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herzogin Anna Amalia



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kehrte, beschränkte Erziehung unterdrückten Charakter aus. Er empfand dies selbst und hätte gern sein ganzes irdisches Besitztum mit den Eltern geteilt. Auch wußte er stets aufs neue sie zu verpflichten, und der heiße Wunsch, sich ihre tägliche Gegenwart zu sichern, führte den Vorschlag von ihm herbei, eine gemeinsame Wohnung auf der Herrengracht zu mieten, ein Vorschlag, den der Vater trotz aller Gegenvorstellungen der Mutter annahm. Bisher hatten wir auf der Kaisersgracht gewohnt, bequem, aber klein und einfach eingerichtet, es genügte aber unserm Bedürfnis. Der Vater indes, fast erdrückt unter Bestellungen, die den reichlichsten Vorteil versprachen, wenn sie nach und nach ausgeführt wurden, meinte sich eine bequeme Einrichtung erlauben zu dürfen, ohne damals an die möglichen Zwischenfälle zu denken, welche die sichersten Hoffnungen vernichten und schlimme Verlegenheiten herbeiführen konnten. Die Mutter bedachte dies, aber, wie gesagt, sie drang nicht durch. Das Haus wurde gemietet, kostbar möbliert, und ich meine, wir bezogen es bald nach Neujahr [1794] im zweiten Winter unseres Aufenthalts in Amsterdam. Wenigstens erinnere ich mich deutlich genug, daß wir schon im Winter da gewesen waren, als wir endlich wieder aufs Land zogen, und, wie ich glaube, in Scherenbergs Schloß unseren Sommeraufenthalt nahmen[1].

Zahlreiche Gäste versammelten sich während des Sommers [1794] auf dem Schlosse selbst oder wurden von dem Besitzer in kleinen ihm gehörigen Häusern einquartiert. Der dänische Gesandte von Schubart mit seiner Frau, einer Cousine von Scherenberg, wohnte natürlich im Schlosse. Andere aber, worunter zwei vornehme französische Emigrierte, brachten wenigstens den Tag da zu, wenn sie auch anderswo logiert waren. Letztere lebten ganz auf Scherenbergs Kosten; es waren ein Graf du Roure und ein

[1] Kramm in seinem Werke: Leben und Werke der „Nederl. und vlaam. Kunstschilders", S. 1635: „Tischbein verkehrte viel bei Herrn Scherenberg, der Gesandter in China gewesen war und sich die Landhäuser Canton und Peking in chinesischem Stil in der Nähe von Westdyk und Eemenes errichten ließ." (Diese Häuser bestehen noch.) „Herr Scherenberg besaß viele Gemälde von Friedrich Tischbein." — Der Preis für ein lebensgroßes Bildnis Tischbeins wird auf 150 fl. angegeben. Fast die ganze gute Gesellschaft von Haag, Haarlem und Amsterdam habe sich von Tischbein malen lassen, so daß man noch eine große Anzahl von Tischbeinschen Bildern in Holland zu finden hoffen darf (siehe Verzeichnis!).



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Marquis de Bonnechose, beide geistreich und liebenswürdig. Der erste, ein kleines, rundes Männchen, stets geweckt, vergalt die Wohltaten seines Gönners dadurch, daß er sich zum maître de plaisir des kleinen Kreises anbot, ein Amt, dem er mit vielem Takt und aller Grazie eines echten Versailler Hofmannes nachkam. Der Marquis, ein sehr schöner junger Mann, zeigte sich ernsthafter, oft selbst schwermütig, und schien nur mit gedrücktem Gefühl anzunehmen, was er leider nicht entbehren konnte. Er machte sich auch einen Erwerb, indem er Zeichenstunden gab. Als Zeichenlehrer fand er Gelegenheit, das Herz einer sehr reichen, hübschen Holländerin zu gewinnen. Er war Bräutigam, als wir das Land verließen, und wir sahen ihn nie wieder. Graf du Roure aber besuchte uns nach mehreren Jahren sehr unerwartet in Dessau, wo die Eltern seiner großen Bedürftigkeit abhalfen, so gut sie konnten.

Des Abends versammelte sich die Gesellschaft regelmäßig im Salon, wo die Mutter als Wirtin präsidierte und der Vater bei einer zweckmäßigen Lampenbeleuchtung die ganze Gesellschaft nach und nach porträtierte, während die französischen Herren vorlasen und wir Kinder im Nebenzimmer still uns beschäftigten, bis die Schlafensstunde kam.

Am politischen Himmel zogen indessen, während die Eltern den Sommer in so anmutigen Verhältnissen verlebten, auch in bezug auf Holland inhaltschwere Wolken auf, die mit einer gewaltsamen Krisis drohten. Das Haupt Ludwigs XVI. war gefallen unter der Guillotine, und Entsetzen erfaßte die unglücklichen Emigrierten. Auf den Grafen du Roure und seinen Freund machte dies Ereignis den furchtbarsten Eindruck. Sie hatten für unmöglich gehalten, was dennoch geschah, und ihre Hoffnungen auf eine baldige siegreiche Wiederkehr in das geliebte Vaterland sanken mit dem Haupte ihres Monarchen. — —

In diesem Kreise erschien um diese Zeit eine intrigante verwitwete Madame Polane (?) mit ihrer sanften und anmutigen Tochter, einem unschuldigen, willenlosen Mädchen, und wußte durch ihre Künste den schwachen Scherenberg ganz unter ihre Herrschaft zu bringen und ihn später sogar mit ihrer Tochter, trotz deren Abneigung gegen den jungen Mann, zu verheiraten. Durch ihr

tyrannisches, unliebenswürdiges Wesen, gegen welches der von ihr gänzlich unterjochte spätere Schwiegersohn sich nicht zu wehren wußte, abgestoßen, verzog sich bald die ganze Gesellschaft.

Obwohl Scherenberg den Eltern allein von allen seinen Gästen stets dieselbe Freundschaft weiter bezeigt hatte, so zogen doch auch diese den Aufenthalt in der Stadt nunmehr vor. Die verschuldete Polane beutete ihren Schwiegersohn völlig aus und brachte allmählich durch ihr verschwenderisches Leben das unglückliche junge Ehepaar fast an den Bettelstab.

Unter sehr ernsten Betrachtungen, erzählte mir später die Mutter, bezogen die Eltern [Herbst 1794] ihr schönes, prächtiges Haus wieder, dessen Mobiliar noch nicht bezahlt war; doch gedachte der Vater ziemlich unbekümmert dieser Verpflichtungen, da er diesen nach der Vollendung seiner begonnenen Arbeiten leicht nachkommen konnte. Allein es kam anders.

Man erwartete in Amsterdam eine Invasion der Franzosen, und diese Vorstellung setzte den Vater in solche Angst, daß er, kränklich und antirevolutionär, wie er war, ohne zu erwägen, was er dabei aufs Spiel setzte, den Entschluß faßte Holland zu verlassen. Der parteilose Bürger und Künstler hatte zwar in der bevorstehenden politischen Gärung nach dem Urteil aller Unbefangenen nichts zu fürchten; aber der Vater, sonst so klar und verständig, ließ sich hier nicht einreden; vor seiner Seele schwebte das fürchterliche Bild der in Frankreich herrschenden Greuel, er sah Ähnliches in Amsterdam voraus und wollte um jeden Preis sich und die Seinigen in Sicherheit bringen[1]. So wurde die Abreise unwiderruflich beschlossen, obwohl eine Menge von Arbeiten noch der Vollendung harrte. Das Mobiliar, nach der Abreise der Eltern von Scherenberg oder seiner Schwiegermutter verkauft oder übernommen, ergab nur sehr geringen Ertrag, und erst nach Jahren gelang es dem Vater, den Vorschuß von mehreren tausend Gulden, den er von Scherenberg erhalten hatte, abzutragen[2].

---

[1] Ende Dezember 1794 fiel wirklich Pichegru in Holland ein und kam am 20. Januar 1795 nach Amsterdam.

[2] Er verkaufte damals auch eine Sammlung von Stichen und Zeichnungen (wohl nicht von seiner Hand), welche die Stadt Amsterdam darstellten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spät im Herbst[1] erfolgte unsere Abreise von Amsterdam[2]. Wir schifften uns ein und legten die kurze Fahrt auf dem Zuidersee bis Zwolle bei widrigem, ungestümem Winde zurück. Die Mutter und wir Kinder wurden seekrank, besonders die Mutter und ich, und meine aufgeregte Phantasie verschlimmerte das Übel noch um vieles. Campes Reisebeschreibungen und der Robinson spukten gewaltig in meinem Kopfe und boten Stoff zu allerlei Befürchtungen möglicher Abenteuer und Gefahren, die ich mit Exaltation ausspann. Ich sah uns verschlagen auf weitem Meer, die Mutter und ich starben, den Vater aber und Betty ließ ich leben, und die Vorstellung der Trauerkunde, welche sie nach überstandener Not in die Heimat bringen würden, entlockte mir bittere Tränen über mein und der Mutter frühes Grab in der salzigen Flut. Indessen erreichten wir am zweiten Morgen ohne weitere Gefährdung das Ufer, und der köstliche Kaffee in dem kleinen am Strand gelegenen Wirtshaus brachte als befreiende Wirkung von dem ausgehaltenen Seeübel eine fröhliche Auferstehung meiner Gedanken hervor. Doch hätte ich um keinen Preis die ausgestandene wirkliche und eingebildete Not hingegeben, da ich es mir sehr ergötzlich dachte, meine Erlebnisse den lieben Verwandten daheim zu erzählen. Von Zwolle reisten wir mit Extrapost weiter und kamen endlich in Arolsen an[3].

## Arolsen

Das alte Schloß Aroldessen, das vorher ein Edelhof Haroldshausen, dann Kloster gewesen und dann von 1526 bis 1530 umgebaut worden war, wurde von Graf Anton Ulrich (1706—1728), dem Großvater des hier erwähnten Fürsten Friedrich, 1709 abgerissen und an seine Stelle in fünfzehn Jahren nach des Baumeisters Horst Entwürfen das heutige, zu den vornehmsten deutschen Fürstensitzen zählende Schloß erbaut, ein Barockbau in

[1] 7. November 1794.

[2] Der englische Maler Ch. Howard Hodges wußte in der Folge Tischbeins bisherige Kundschaft für sich zu gewinnen.

[3] Etwa am 15. November.

Schon am 9. November schreibt Tischbein aus Zwolle an Schlegel über diese Reise; da ihr Schiff auf eine Sandbank gestoßen war, so hatte er sich und die drei Seekranken auf einem Kahn nach dem eine Stunde entfernten Genemuiden bringen

Sandstein, nach französischem Muster, mit reich ausgestatteten Räumen, in denen sich auch ansehnliche Silberschätze, Bücher-, Antiken-, Münz- und Waffensammlungen befinden.

1719 ward zugleich die Landeshauptstadt gegründet und in etwa achtzig Jahren im wesentlichen ausgebaut.

Über Baugeschichte von Schloß und Stadt siehe das schöne Buch von Weinitz, „Das Fürstliche Residenzschloß Arolsen", mit 34 Abbildungen (Leipzig 1907).

Aus Waldeck und besonders Arolsen stammen eine größere Zahl von bekannten Männern: der Arzt Marcus, die (ursprünglich ebenfalls jüdische) Bankiers- und Arztfamilie Stieglitz, auch der Dichter H. Stieglitz, Christian Rauch, Wilhelm und Friedrich Kaulbach; der Bildhauer Franz Drake stammt dagegen aus Pyrmont, und der Staatsmann und Gelehrte K. Josias von Bunsen aus Corbach.

•

In Arolsen hatten sich indes die Verhältnisse geändert. Das elterliche Haus war, da der Vater in Holland zu bleiben gedacht hatte, an den Regierungsrat Bunsen verkauft worden, und die Tante Luise wohnte mit der alten Großmutter jetzt in Cassel, wo der Vater sie nach wie vor großmütig unterstützte. Die Mutter bezog mit uns Kindern in Mengeringhausen eine gemeinsame Wohnung mit einer ihrer Schwestern, die indes Witwe geworden war, der Kriegsrätin Schmidt, welche drei Kinder hatte, wovon das jüngste, Sophie, später mit dem Oberstleutnant von Baumbach[1] in Arolsen verheiratet, schöner war als ich je in meinem Leben etwas gesehen, weder auf Gemälden noch in der Wirklich-

lassen. Von da fuhren sie auf einem Wagen nach Zwolle, wo sie am 8., um drei Uhr nachmittags, ankamen. Am 9. fuhren sie nach Ankunft ihres Gepäcks weiter.

Schon am 9. erfuhr man in Zwolle, daß in der Tat, wie Maastricht am 4. von Kleber genommen worden war, so Nymwegen in der Nacht vom 7./8. von den Engländern geräumt worden sei.

Er gibt dann dem Freund seine ganze Betrübnis über die Trennung von Amsterdam und von ihm zu erkennen (O. Fiebiger a. a. O. 306 f.).

Klette, Bonn 1868, verzeichnet aus Scherenbergs Nachlaß vier Briefe Tischbeins und zwei seiner Gattin an Schlegel aus den Jahren 1794—1797.

[1] Karl Frd. von Baumbach hat 1810 und 1811 eine waldecksche Kompanie in Spanien und 1815 als Oberstleutnant ein die Waldecker einschließendes Bataillon geführt. Er starb 70jährig als Oberst 1847.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit[1]. Die Tante Schmidt war eine sanfte, schwermütige Frau mit feinen, edlen Zügen; ich gewann sie sehr lieb, lieber als die Tante Nette, die mir etwas zu lebhaft und praktisch war. Der Vater bezog nach dem Wunsche des Fürsten auf dem Schlosse in Arolsen eine sehr elegante Wohnung, wozu ihm ein passendes Atelier eingeräumt wurde.

Diese Einrichtungen galten indes nur als provisorisch; denn mein Vater war willens, sein Dienstverhältnis zum Fürsten ganz aufzugeben und eine andere Anstellung zu suchen, welche ihm auch bald in Dessau geboten wurde.

Wenig läßt sich von dieser Zeit, welche einförmig in kleinen, beschränkten Verhältnissen verlebt wurde, erzählen. Ich bekam einigen Unterricht, besonders in weiblichen Arbeiten, von der Tante Nette und fand eine Gespielin meines Alters in Marianne, der jüngsten Tochter des Burghauptmanns Suden[2], der mit seiner Familie die alte Burg[3] bei Mengeringhausen bewohnte, welche bald ein merkwürdiger Gegenstand für meine auch bereits mit ritterlicher Romantik erfüllte Phantasie wurde.

Die Burg war im mittelalterlichen Stil erbaut, nicht groß und stark im Verfall. Eine schmale, dunkle Wendeltreppe führte zum ersten Geschoß, welches außer einigen Kammern nur eine ovale Halle mit einem tiefen Erker enthielt, dessen Fenster nur sparsam den tiefen Raum erhellten. Alles darin war altertümlich und ganz so einfach wie im Hause der Großmutter. Im Erker befanden sich zu beiden Seiten hölzerne Bänke und im Gemach gerade so viele

[1] Sie hieß Charlotte und hatte in ihrer Ehe acht Kinder. Ein Enkel von ihr, Dr. med. L. Weiß (Wiesbaden), besitzt drei Bilder Tischbeins (s. Verzeichnis unter Nassau, Schmidt und von Baumbach).

[2] Es wird der in Mengeringhausen geborene und gestorbene Land- und Kammerrat Johann Friedrich Suden (früher hieß die aus Stadtberge in Westfalen stammende, in Waldeck weitverbreitete Familie Sude) gewesen sein (obwohl nur sein jüngerer, schon 1771 verstorbener Bruder in den Familienpapieren als „auf der Burg" wohnend bezeichnet wird). Er war seit 1741 verheiratet mit Charlotte Elisabeth geb. Suden, und beide hatten nach derselben Quelle neun Söhne und eine Tochter Christiane Luise, 1792 verheiratet mit dem Pfarrer L. Ch. Fuldner, neben der als jüngste hier noch eine Marianne von Caroline bezeugt wird.

[3] S. o. S. 35. Ein Bild des Städtchens wie der Burg siehe in V. Schultzes Heimatkunde von Waldeck. — 1840 erwarb Prinz Karl die Burg, und nach dem Tod von dessen Gemahlin 1876 ward sie in ein Geschäftshaus verwandelt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Spinnräder, als Frauen da waren, ich meine fünf. Auch hier stand in der Mitte ein gewaltig großer, schwerer Tisch mit bunter Decke, um den die Familie sich zu versammeln pflegte. Die Burghauptmännin war eine bleiche, sehr ernste Matrone von schöner Gestalt und feinen Zügen, die der Gram um ihren geisteskranken Mann, welcher in der Burg selbst gepflegt wurde, früh hatte altern lassen. Dieser seit längerer Zeit schon pensionierte Burghauptmann bewohnte im zweiten Stock einen Saal von gleicher Größe wie die untere Halle. Sein Wahnsinn, dessen Natur ich nicht angeben kann, war unschädlich und bedurfte keiner strengen Aufsicht. Eingehüllt in einen weiten, warmen Schlafrock, das völlig kahle Haupt mit einer Nachtmütze von ganz besonderer Form bedeckt, bleich und mager wie der Tod selbst, kam er mir vor wie das Burggespenst, sein Anblick erfüllte mich mit anziehendem Grauen. Im Familienzimmer erschien er nie, aber oft schlich ich mich mit Mariannen in sein Gemach, wo er mit einer großen Fliegenklappe bewaffnet auf und ab ging und Fliegen belauerte, denen er mit solcher Wichtigkeit ihr kurzes Dasein nahm, als seien es menschliche Sünder und er der Henker.

Arolsen wimmelte damals von Emigranten; Ducs, Comtes, Marquis mit ihren Familien sogen den ohnehin schon verarmten Fürsten jämmerlich aus, zum peinlichsten Ärger meines Großoheims Frensdorf, der mit all seinem Ernst und Einfluß dieser französischen Pest nicht wehren konnte. Die Marquise von Ferronet, eine gewandte, sehr listige Frau, beherrschte den Fürsten ganz. Sie hatte eine Tochter in meinem Alter, und da ich des Französischen völlig mächtig war und öfters den Vater und den Großonkel auf dem Schlosse in Arolsen besuchte, schloß sich die kleine Adele Ferronet zärtlich an mich an. Sie war schön und klug, ihr Umgang gefiel mir, denn ich konnte über viel mehr Dinge mit ihr sprechen, als mit der weit einfacheren Marianne Suden, die keineswegs meinen Geschmack an Büchern teilte und der die Werke der französischen Literatur lauter böhmische Dörfer waren. Unsere Unterhaltungen spannen sich oft stundenlang aus, und Gott weiß es, wie es plötzlich der kleinen Pariserin einfiel, mich bekehren zu wollen. Genug, sie fing an mich zu bearbeiten wie der beste

katholische Priester nur immer vermocht hätte. Mit feuriger Beredsamkeit schilderte sie mir die Vorzüge ihres Glaubens, ihre Heiligen und Märtyrer, die erhebende Feier ihres Gottesdienstes, und machte endlich Eindruck auf mein Gemüt. Von da an begann für mich eine Zeit der Qual und des Zweifels, die mich fast überwältigte. Sie hatte mir das Versprechen abgenommen, über unsere religiösen Gespräche selbst gegen die Eltern zu schweigen. So erwog ich denn in der Stille ihre Überzeugung gegen die meinige, soweit diese bei meiner großen Jugend überhaupt entwickelt sein konnte.

Adelens Gründe blendeten mich, es lag etwas darin, was meine Seele auf eigene Art erregte; ich war, glaube ich, auf gutem Wege bekehrt zu werden, wäre nicht endlich der Mutter mein ganz verändertes Wesen aufgefallen; ich wurde elend und so träumerisch, daß gar nichts mehr mit mir anzufangen war. Endlich drang die Mutter mit solchem Ernst in mich, zu sagen, was mir fehle, daß ich, in heiße Tränen ausbrechend, beichtete, und die Folge dieser Beichte war ein strenges Gebot, die kleine eifrige Bekehrerin fortan zu meiden[1]. Der Großonkel wurde von ihren Bestrebungen überdies unterrichtet, und ich kam nicht mehr zusammen mit Fräulein Adele. Von da an erteilte mir Herr Kandidat Lorenz einigen vorbereitenden Religionsunterricht und wußte leicht durch seine einfache, fromme Weise meine kindischen Zweifel und entstandene Hinneigung zum Katholizismus zu beseitigen. Mit der Mutter sprach ich gar nicht darüber, aber bisweilen mit dem Vater, der leichter als die Mutter meinen Ideengang auffaßte und zu leiten vermochte. So sehr ich ihn aber auch liebte, so fühlte ich mich doch nicht oft versucht zu ganz vertraulichen Mitteilungen; es lag ein Ernst in seinem Wesen, der mich zwar nicht schreckte, aber doch zurückwies in der Furcht, ihm lächerlich oder kindisch zu erscheinen.

Der Großonkel, welcher im Schlosse wohnte und fürstlich eingerichtet war, gab öfters Assembleen, wo die Mutter und Tante

[1] So wußte auch später in Heidelberg der katholisch gewordene Publizist Ferdinand von Eckstein die nachdenkliche, ernstgestimmte junge Frau noch einmal in Zweifel zu stürzen, die aber neben dem Zureden ihres Gatten durch die prächtigen Briefe ihrer klugen Mutter gehoben wurden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nette als Wirtinnen präsidierten und wo es hoch herging mit Leckereien aller Art. Diese Gesellschaften behagten mir ganz gut, besonders wegen des schönen Lokals; die gebohnten Fußböden, großen Spiegel, glänzenden Tapeten und vergoldeten Möbel erinnerten mich an die verlassene holländische Herrlichkeit. Indessen kehrte ich ebenso gern auch wieder nach Mengeringhausen zurück, wo es mir unter meinen Büchern und mit meinen Gespielen recht behaglich war. Öfters ging ich auf den dicht vor dem Orte belegenen Kirchhof, wo der Großvater unter einem einfachen Leichenstein ruhte. Ich dachte und träumte da so mancherlei, was mir wohl tat. Es war jedoch nicht klar gestaltet, sondern ein Ahnen, ein Versenken in höhere Dinge, als die Erde bot. Es war schön, und ich möchte wohl jetzt noch so träumen können.

Wie schon gesagt, waren des Vaters Dienstverhältnisse in Arolsen nicht bindend. Nach einem halbjährigen Aufenthalt dort verließ der Vater (1795) wieder die kleine Residenz[1] und folgte einem Ruf des geistreichen, kunstliebenden Fürsten von Dessau, welcher ihm ganz annehmliche Bedingungen machen ließ.

## Übersiedlung nach Dessau. Karl von Dalberg

Die Zeitangaben Carolinens sind nach vierundvierzig Jahren nicht mehr genau. Der Vater ist im Frühjahr 1795, mit Urlaub des Fürsten, allein abgereist, war also etwa sechs Monate in Waldeck, die Familie erst im Oktober, war also etwa elf Monate daselbst[2].

Tischbein ist schon im Mai 1795 in Weimar gewesen und hat dort im „Erbprinzen" gewohnt, und vorher schon so lange in Gotha im Hause seines

[1] Im Schloß von Arolsen befinden sich noch wenigstens neun Bilder Friedrich Augusts, darunter „Plünderung des tödlich verwundeten Ewald Kleist in der Schlacht von Kunersdorf". Derselbe soll des Fürsten Züge zeigen, der so seine ihn damals bewuchernden Gläubiger hätte geißeln wollen. (Wieland lobt dies Bild sehr in einem Brief vom 13. März 1785 in „Briefe an Merck", Wagner 1, 442.) — Auch von Friedrichs Oheim Johann Heinrich dem Älteren sind acht teilweise hervorragende Bilder daselbst (s. Weinitz a. a. O.) und ebensoviel seines Vetters Wilhelm, der sie aber meist in Italien für des Fürsten Bruder Prinzen Christian fertigte. Wahrscheinlich hatte der Oheim beide Neffen zu dem Hof von Arolsen in Beziehungen gebracht.

[2] So ist auch die Angabe Karoline Schlegels richtig (13. Oktober 1795), Tischbein sei eine Weile in Gotha gewesen, die Familie durchgereist (Karoline 1, 376).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freundes R. Zacharias Becker, wo er auch den Philologen Schlichtegroll kennen lernte, geweilt, daß er neben Beckers Bildnis[1] auch das des Erbprinzen August und eine Allegorie, „die Gelegenheit", malen konnte[2].

Auf der Fahrt von Gotha nach Weimar traf er im Schloß Molsdorf an der Gera, zwei Stunden südlich von Erfurt, den Koadjutor von Dalberg, der ihn „auf die gütigste Weise einlud, bei ihm abzutreten, auch für den folgenden Tag, zusammen mit dem gothaischen Hofbildhauer Döll, zur Tafel zog, eine Kopie seines ihm sehr gefallenden Bildes seines Töchterchens Betty bestellte[3] und ihm so Gelegenheit gab, einen mit so viel Recht allgemein verehrten Mann kennen zu lernen[4]".

Er hat darauf im Herbst von Weimar aus seine Frau aufgefordert, dorthin zu kommen, und diese ist dann mit den beiden Kindern über Cassel, wo sie nach Caroline drei Wochen geblieben sind, nach Gotha gereist, wohin Tischbein ihnen entgegenkam. Sie führten dann den Besuch bei Dalberg in Erfurt aus und waren wohl Ende Oktober in Weimar[5]. Dort wollten sie den Winter bleiben; aber der Fürst Leopold von Dessau, mit dem er in Unterhandlung stand, drängte sehr auf sein Hinkommen. So reisten sie am 7. Dezember dorthin, von wo am 14. Dezember ihre ersten Briefe abgehen[6]. Anfangs 1796 wurde dann das Dienstverhältnis zu dem Fürsten zu Waldeck gelöst.

In dem Briefe an Böttiger erzählt Tischbein, wie sie auf der Reise nach Dessau auf dessen Rat in einem guten Gasthause in Naumburg an der Saale eingekehrt seien, und er, nach einem guten Abendessen mit Naum-

---

[1] Brief Tischbeins an Becker, Mai 1795.

[2] Brief des Erbprinzen an den Fürsten zu Waldeck, Marburger Staatsarchiv. — Dagegen ist in Gotha kein Bild Tischbeins vom Erbprinzen mit seiner Gemahlin und seinem Bruder aufzufinden, zu dessen Herstellung Tischbein von ihm dorthin eingeladen worden war (Brief Tischbeins an Bertuch, 20. Januar 1798).

[3] „Ich habe vorgezogen," schreibt er, „sie hier (in Weimar) zu machen."

[4] Das Bild Dalbergs ist in Erfurt, wo Tischbein, als er den Seinigen nach Gotha entgegenfuhr, einige Tage geweilt hat — so erklärt sich auch die Einladung an die ganze Familie —, angelegt, aber erst 1796 in Dessau fertiggestellt worden; denn von da ist es, wohl im September, nach Leipzig und am 22. Oktober von da weiter nach Nürnberg zum Kunsthändler Frauenholz geschickt worden, und zwar zugleich mit dem nach 1795 gemalten Kniestück von Wieland. Dalbergs Bildnis war eine Kopie, für die er sechs Karolin (für Wieland zehn) von Frauenholz gefordert hat, den damaligen Preis für Brustbilder und Kniestücke. Es ist noch ein zweites Porträt Dalbergs von Tischbein vorhanden, siehe Verzeichnis.

[5] „Vor einem Jahre war ich noch in Amsterdam, wo ich überzeugt war meine Lebenszeit zubringen zu müssen, vor sechs Wochen noch in Mengeringhausen, seit acht Tagen bin ich in Weimar" (Sophie an Schlegel, Fiebiger, S. 309).

[6] Einen davon (an Böttiger, Dresdener Archiv, Tischbein-Akten Nr. 1) hat Tischbein zwar noch, aus der Gewohnheit der letzten Monate heraus, „Waymar" datiert

burger Wein, das Wirtstöchterchen, das sang und Klavier spielte, herbeiholt, selber zur Zither greift und alle nach der durch Regen und schlechte Wege üblen Winterreise nun mit Sang und Spiel einen vergnügten Abend erleben! — Am 8. abends waren sie in Leipzig, wo er am 9. Anton Graff verreist und einen Herrn Winckler, an den er empfohlen war, tot fand und deshalb wie wegen schlechtesten Wetters um elf Uhr früh abreiste; da sich in Holzweißig das ersehnte Nachtquartier nicht fand, so mußten die Reisenden weiterfahren und langten erst drei Uhr nachts in Dessau an!

Herr von Erdmannsdorff hatte ihm dort mehrere Zimmer gemietet, nach Ortssitte leere, die erst möbliert werden mußten, darunter nur ein brauchbares Wohnzimmer; „das Schlafzimmer", schreibt er an Bertuch am 3. Februar 1796, „konnte man eine wahre Katarrhothek nennen, worin Zahnweh, Augenweh, Gicht und Kolik ihre nächtlichen Zusammenkünfte halten und jeder dieser Gäste einen eigenen Eingang hat und jede Nacht für sie ein Walpurgisfest ist. Hat sich mein Magen auf ein gutes Roastbeef und Kartoffeln eingerichtet, so lehrt mich der Speisewirt, mich mit Kaninchen und Quetschenmus begnügen. Doch auch das ist zu ertragen: Zum Dessert lasse ich mir dann ein Trio singen und sage dann zu mir selbst, das hat doch der Fürst nicht besser."

Da der obengenannte Koadjutor von Mainz, der Tischbein freundschaftlich zugetan blieb, eine einzigartige, liebenswerteste Erscheinung darstellt, auch von politischer Bedeutung war, Goethe, Herder und Wieland nahestand und besonders Schiller sehr liebte[1], so mögen noch einige Bemerkungen über ihn den Besuch der Malerfamilie bei ihm einleiten.

Karl Theodor von Dalberg aus Worms, 1744—1817, war siebzehnjährig schon Doktor der Rechte, trat aber dann in den Mainzer Kirchendienst und ward 1772 Statthalter, 1787 Koadjutor (Vertreter mit Nachfolgerecht) des Kurfürsten von Mainz in Erfurt. Dort regierte er musterhaft, förderte das Land in allen Richtungen, besonders auch das Geistesleben, und war selbst auch schriftstellerisch tätig. Er war ein durchaus sittenreiner, grundgütiger, im persönlichen Verkehr überaus liebenswürdiger Mann.

Von unleugbar guter deutscher Gesinnung und immer vom besten Willen beseelt, besaß er doch in jener Zeit der stärksten Umwälzungen nicht die notwendige Charakterstärke und Festigkeit, und war Napoleon gegenüber allzu gefügig, wofür er aber doch wohl zu schwer verklagt worden ist.

In Erfurt hatte er seine beste Zeit. 1802 Kurfürst von Mainz geworden,

---

[1] Abbildung des Hochzeitsbildes, das er selbst für Schiller malte, s. b. Wychgram, Fr. Schiller, S. 285.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

blieb er 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß, der alles geistliche Gebiet verweltlichte und die weltlichen Fürsten für ihre auf dem abgetretenen linken Rheinufer verlorenen Gebiete damit entschädigte, als einziger geistlicher Reichsstand erhalten, und zwar als Kurerzkanzler, mit Mainzer Gebietsresten, Aschaffenburg, dem Bistum Regensburg und den Städten Regensburg und Wetzlar.

Durch die Gründung des Rheinbundes, 12. Juli 1806, durch den das tausendjährige Deutsche Reich ruhmlos zu Grabe ging und den nicht etwa er verschuldet hat, erhielt er als Fürst Primas desselben die Reichsstadt Frankfurt, wo er von 1807 ab residierte, und 1810 (gegen Verzicht auf Regensburg) Fulda und Hanau, und zwar als Großherzog von Frankfurt.

Die Schlacht bei Leipzig ließ ihn auf diese Würde verzichten, und er zog sich erst in sein Bistum Constanz, dann im Januar 1814 nach Regensburg zurück, wo er, seine erzbischöfliche Würde nicht hervorkehrend, als Privatmann bloß noch seinen Pflichten als Domkapitular lebte. Er wohnte bei einem Domherrn in einer abgelegenen, stillen Straße; grenzenlos war auch in diesen drei letzten Jahren seine Wohltätigkeit: um sie üben zu können, hat er zuweilen buchstäblich gedarbt; zuzeiten besaß er keine 20 fl.! Wie er kurz vorher in Konstanz eine Zeitlang täglich von 36 Kreuzern gelebt hatte, so gab er jetzt für seinen Mittagstisch täglich einen Gulden aus; erst in seinen letzten vier Lebensmonaten genoß er noch das vom Wiener Kongreß ihm ausgeworfene Ruhegehalt von 100 000 fl.; wie er sie verwandte, zeigt die Tatsache, daß er bei seinem Tode — er starb am 10. Mai 1817, in einem gemieteten Bette — einschließlich des Restes seiner Möbel, seiner Wäsche und spärlichen Silbergeräts — 9245 fl. und 48 Kreuzer hinterließ!

Im Dom zu Regensburg fand er seine Ruhestätte.

*

Wir rüsteten uns nach Dessau zu gehen; vorher wollte aber der Vater noch einen kurzen Aufenthalt in Weimar nehmen. Mit tiefer Wehmut trennte ich mich von der Heimat und den lieben Verwandten. Ich fühlte, wie es sich denn auch erwiesen hat, daß ich auf immer Abschied nahm. Wir reisten über Cassel, wo die Eltern bei einem Schwager der Mutter, dem Baurat Ludovici, ich mit Betty bei der Stiefgroßmutter und Stieftante wohnten. Nach dreiwöchigem Aufenthalt dort setzten wir unsere Reise ohne Unterbrechung bis Erfurt fort, wo wir des Morgens früh (wir reisten

die Nacht durch) ankamen und direkt vor dem erzbischöflichen Palast vorfuhren [1].

Der die Künste und Wissenschaften beschützende Koadjutor Herr von Dalberg hatte den Vater durch ein verbindliches Schreiben eingeladen, auf der Reise nach Weimar sein Haus in Erfurt nicht zu übergehen und mit seiner Familie so lange zu verweilen, als er möchte.

Diese Erlaubnis konnte der Vater nur sehr beschränkt benutzen, da er zu bestimmter Zeit in Weimar erwartet wurde und wir deshalb am Abend desselben Tages, wo wir ankamen, weiterreisen mußten.

Wir wurden von der Dienerschaft, an deren Spitze ein Haushofmeister stand, empfangen und sofort in die uns bestimmten schönen Zimmer geführt, wo gleich darauf der Koadjutor selbst erschien. Er war ein großer Mann mit einem lebhaften, klugen Gesicht, in schwarzseidener geistlicher Tracht; über das auf die Brust herabhängende Priesterbäffchen von feinstem Batist, mit Brüsseler Spitzen besetzt, hing an einem Band ein Kreuz mit Brillanten, das mir gewaltig imponierte. Das wohlgepuderte Haar bildete gescheitelt hinten eine einzige runde Locke, die wie gegossen um den Nacken lag [2], ein schwarzes Sammetkäppchen bedeckte die Tonsur. Sehr bestimmt drückte die Gestalt sich meiner Phantasie ein, ich war voll Bewunderung.

Herr von Dalberg war überaus gütig und zuvorkommend gegen die Eltern wie gegen uns kleine Mädchen, verließ uns aber bald, damit wir Toilette machen konnten, nach welcher er uns bei sich erwartete. Zuvor wurde uns aber noch ein pompöses Frühstück serviert, das mir ganz trefflich zusagte. Dann putzte die Mutter sich und uns, so wie es sich für die fürstliche Tafel, an der wir

[1] Heute dient er als Regierungsgebäude, am Hirschgraben, in der Regierungsstraße gelegen. Die Königin Luise hat wiederholt darin gewohnt, 1806, vor der Schlacht bei Jena, nahm er das preußische Große Hauptquartier auf; Napoleon, dem Erfurt von 1807 bis 1813 unmittelbar gehörte, hat beim Erfurter Kongreß, auf dem er die Fürsten Europas um sich versammelte (27. September bis 14. Oktober 1808), darin gewohnt, hier fand seine Unterredung mit Goethe statt (2. Oktober 1808). Das Unionsparlament 1850 ist am 20. März hier wenigstens eröffnet worden.

[2] So zeigt ihn auch das Profilbild eines Ungenannten bei Beaulieu-Marconnay, K. v. D. usw., Bd. 1.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erwartet wurden, paßte, und ich bilde mir ein, daß wir uns alle drei recht hübsch ausnahmen. Betty war damals schon bildschön, und die Mutter, noch jung genug, blendete wirklich durch ihre liebenswürdige Erscheinung. Wie ich aussah, weiß ich nicht, ansprechend, glaube ich, aber schön gewiß nicht. Alles an diesem Tage kam mir so wundervoll, feenhaft festlich vor, daß ich in eine ganz erhöhte Stimmung geriet. Im Saal fanden wir eine Nichte des geistlichen Herrn, die nachmalige Frau von Pfenningen[1], und seinen Neffen und damaligen Gesellschaftskavalier, Herrn von Dalberg[2], außerdem noch mehrere vornehme Herren und Damen, die ich nicht zu nennen weiß; es war eine brillante Versammlung. Uns widerfuhr nach dem Beispiel des Hausherrn viel Ehre und Freundlichkeit. Wir beiden kleinen Mädchen sangen mit der Mutter, ohne Instrumentalbegleitung, worauf wir schon eingeübt waren, ein kleines italienisches Trio, was mächtig bewundert wurde[3]. Das Besehen der Kunstschätze, welche der prächtige, geschmackvolle Saal enthielt, füllte außerdem die Zeit bis zum Diner aus. Endlich begab man sich in den Speisesaal, wo von der Tafel her mir mehr Silber und Gold entgegenleuchtete, als ich bisher je gesehen hatte. Der junge Herr von Dalberg führte mich zur Tafel. Die Schnelligkeit, mit welcher die Speisen serviert wurden, erregte meine Verwunderung, so wie überhaupt die ganze Art der Bedienung mir

[1] Sie hieß Marie Anna Freifrau von Venningen, geb. 1778, jüngere Schwester Emmerich Josephs; ihr Gatte war Friedrich Anton, badischer oberster Silberkämmerer.

[2] Emmerich Joseph (1773—1833), Sohn des Mannheimer Intendanten, der Schillers Jugendwerke aufführen ließ, wurde als badischer Gesandter in Paris der Vermittler von Napoleons Heirat mit Marie Luise von Österreich zum Herzog von Dalberg ernannt. Wegen seines Wirkens für die Bourbonen 1814 nahm ihm Napoleon sein Vermögen, das ihm diese aber 1815 zurückgaben. Er wurde Mitglied der Pariser provisorischen Regierung, mit Talleyrand Gesandter bei dem Kongreß zu Wien und unterzeichnete als solcher Napoleons Ächtung! Er starb 1833 zu Hernsheim, und mit ihm erlosch diese Linie im Mannesstamm (die andere, D. D., 1848); seine Tochter heiratete den Sohn des S. 34 genannten Acton und wurde die Mutter des 1902 verstorbenen englischen Staatsmannes und Gelehrten J. E. E. Dalberg-Acton. — Es besteht nur noch eine Linie Dalberg-Heßloch.

[3] Ein halbes Jahr später schreibt Sophie an Schlegel: „Meine Kinder singen sehr viel, und ich darf sagen, man hört sie gern; es freut mich dies um so mehr, da sie keinen andern Meister als mich gehabt haben; ich bringe aber auch täglich ein paar Stunden vor dem Klavier mit ihnen zu."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

neu war. Ich hütete mich aber, mit ziemlichem Takt begabt, dies merken zu lassen, sondern beachtete, völlig durch das genossene Frühstück befriedigt, das ganze Mahl nur oberflächlich, indem ich der zuvorkommenden Unterhaltung meines Nachbars möglichst gut zu entsprechen suchte. Er redete mich ein paarmal französisch an, wahrscheinlich um mich zu prüfen oder zu verwirren, und schien erstaunt, mich so wohl beschlagen in dieser Sprache zu finden. Kurz — ich zog mich in jeder Beziehung gut aus diesem meinem ersten Debüt am Hof.

# IV. Dessau, Berlin, Weimar, Jena
## 1795—1800

### Dessau und Weimar

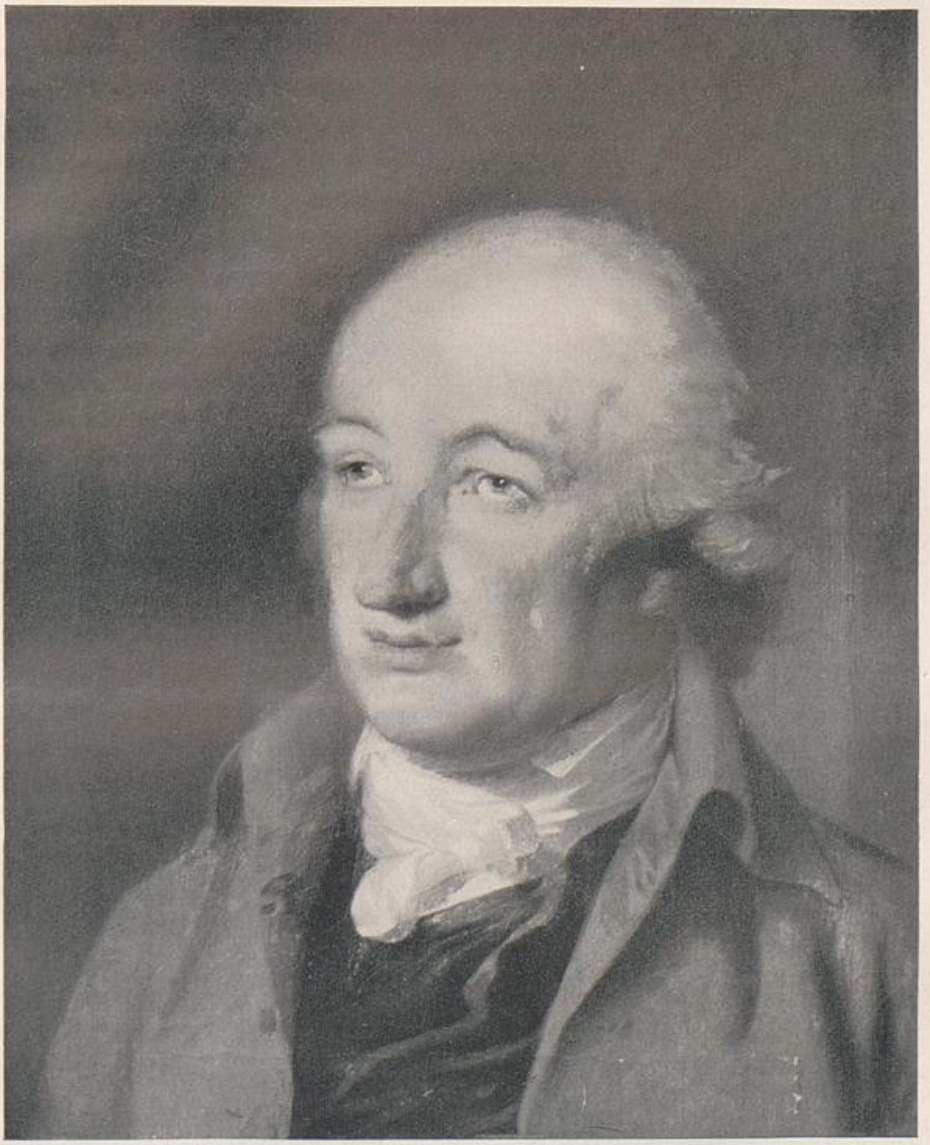
Das Leben in der anhaltischen Residenz, in der die Familie am 7. Dezember 1795 eintraf, war belebter, anregender und abwechslungsreicher als in Arolsen. Anfangs widerstrebte dem Künstler wohl der Gedanke, wieder fest gebunden zu sein. „Beim Abschluß des Vertrags", schreibt er an Böttiger, „schauerte es mich; aber vor vierzehn Jahren war's auch so, und der Vertrag hat mich doch nicht gereut!" Auch hatte es wirklich keine Gefahr, sich in den Dienst eines so wackeren und vornehm denkenden Fürsten zu begeben, wie Leopold III. Friedrich Franz, der Enkel des „Alten Dessauers", einer war (geb. 1740, reg. 1758—1817, seit 1807 als Herzog); hat ihn doch Winckelmann für den edelsten aller Menschen erklärt. Seine Gemahlin war Louise geb. Prinzessin von Preußen, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt (1750—1811), eine Base des Fürsten, eine treffliche Frau, noch edler als ihr Gemahl.

Eine Hauptstütze für Tischbein war zunächst der dem Fürsten innig befreundete Architekt Fr. W. v. Erdmannsdorff, 1736—1800, der Erbauer des herzoglichen Schlosses in Dessau und Schöpfer des berühmten Parkes von Wörlitz; er hatte mit dem Fürsten die „Chalkographische Gesellschaft" begründet, und um deren Kupferstecher beschäftigen zu helfen, hatte Tischbein sechs historische Gemälde liefern sollen; doch hat sich — im Nachlaß des Prinzen Jürge — nur ein Genrebild von Tischbein gefunden, ein in einer Säulenhalle vor einer schlafenden Frau kniender Mann. Zu einem Bildnis des Fürsten selbst kam es trotz allerlei Vorbesprechungen und Anfertigung von fünf Skizzen leider nicht[1], wie Tischbein meint, weil sein Vorgänger im Maleramt, Lecheffki, ihn zu sehr mit ewig langen Sitzungen gequält habe. Erdmannsdorff dagegen ist von Tischbein gemalt worden, und der Stich, den Rosmäsler nach seinem Bildnis gefertigt, ist der Lebensbeschreibung vorgesetzt, die der Hofrat Rode von Erdmannsdorff verfaßt hat. Mit seiner Gemahlin, Wilhelmine geb. von Ahlimb, ist die Familie in keinen Verkehr mehr gekommen, da sie noch 1795 starb.

Der Vertrag, den Tischbein mit dem Fürsten schloß, sicherte ihm neben sechs Monaten jährlichen Urlaub allerdings nur 400 Taler, aber seine Bilder

[1] Ein solches vom Hofmaler Anton Maron s. Bi. 412.

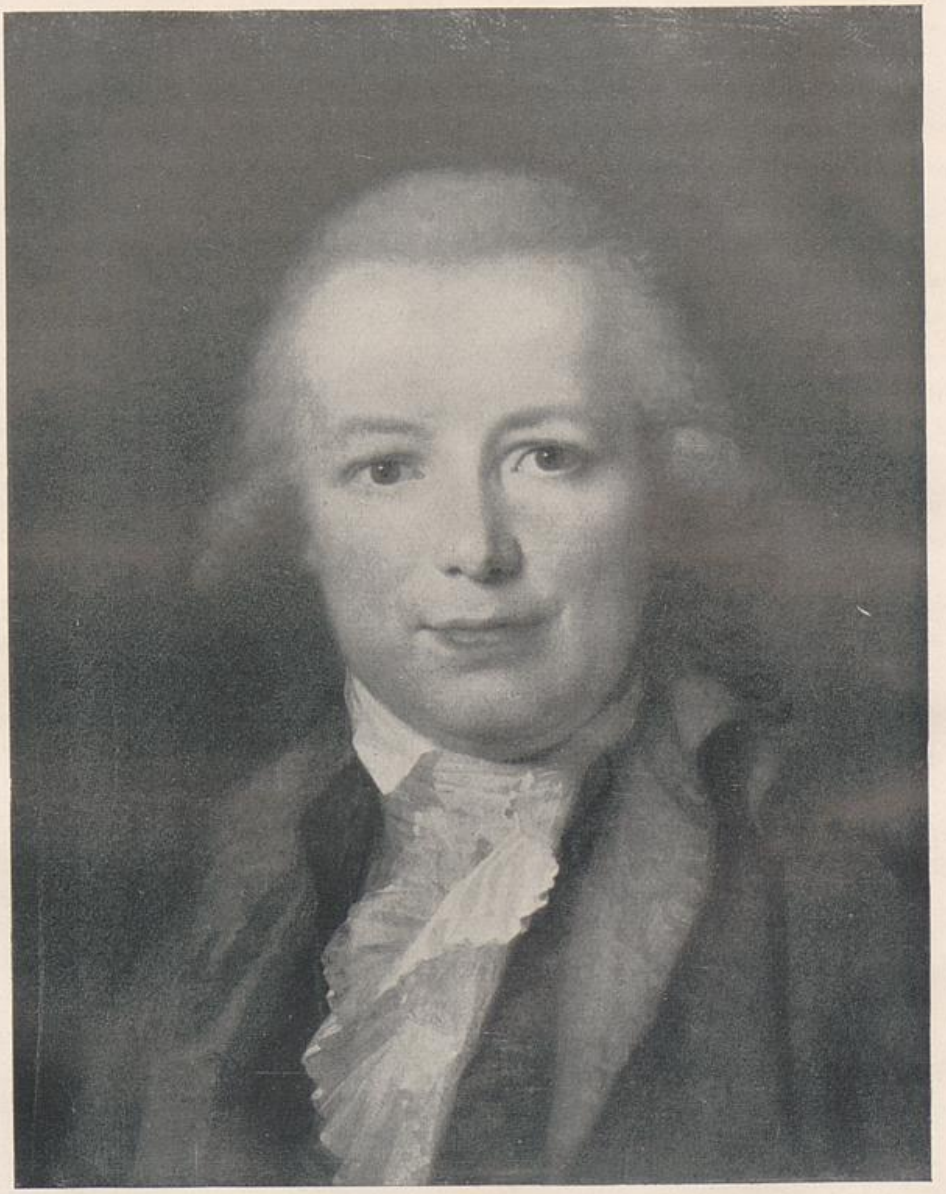
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Christoph Martin Wieland



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Karl August Böttiger



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für den Hof wurden ihm dafür mit dem vollen Preise — anstatt eines herabgesetzten bei höherem Gehalte — honoriert; und er ist fleißig gewesen in den fünf Jahren seines Dessauer Lebens.

Gegen Ende Februar 1796 ließ der Berliner Hof durch den durchreisenden Kunsthändler Artaria bei Tischbein anfragen, ob er dorthin kommen und die Kronprinzessin (die spätere Königin Luise) und ihre Schwester in einer Gruppe in Lebensgröße malen wolle: das Bild solle in England gestochen werden. „Tischbein hat sich nicht lange bedacht, dies anzunehmen; denn die Prinzessinnen sollen beide sehr schön und unbeschreiblich reizende Figuren sein; er wird dort die Büsten malen und dann das große Gemälde hier machen. Er ist gestern (7. März) abgereist und bleibt drei Wochen aus[1]."

Der Ruf an seinen Hofmaler von seiten des befreundeten und verwandten Berliner Hofes verursachte auch dem Fürsten, wie Tischbein an Böttiger schreibt, „wahres Vergnügen".

Der Hauptauftrag, die beiden Prinzessinnen zu malen, wurde zwar zuerst in Angriff genommen, konnte aber nicht ununterbrochen durchgeführt werden. In der Zwischenzeit malte er daher die treffliche Prinzessin Luise, Tochter des jüngsten Bruders König Friedrichs II., des Prinzen Ferdinand (1730 bis 1813), und ihren Bräutigam, den Fürsten Anton Heinrich von Radziwill, den Komponisten der allbekannten Musik zu Goethes Faust, dem sie am 16. März angetraut ward, und ihren Vater, sowie ihre beiden Brüder, den genialen Louis Ferdinand (1772—1806), der bei Saalfeld gefallen ist, und den Prinzen August (1779—1843); er nahm die fünf Bilder zugleich vor und vollendete sie auch gleichzeitig.

Tischbein rühmt „die Güte und Bereitwilligkeit (an Böttiger, 29. Juni 1796), mit der die beiden Prinzessinnen mir Sitzungen gewährten; aber die Art derselben war nicht so, wie es zur Ölmalerei ersprießlich ist; die vielen Bälle, Feste, Dejeuners und die kurz darauf erfolgende Abreise der Damen machten es unmöglich, mich selbst zu befriedigen. Das Porträt der Prinzessin Louis fiel aber doch ziemlich gut aus[2] und erhielt allgemeinen Beifall. Das der Kronprinzessin konnte ich aber nicht gehörig vollenden; ich faßte einen dreisten Entschluß und fing ein ganz neues Porträt an, und dieses, ich darf es sagen, ist gelungen (s. Tafel 7). Die Kronprinzeß kam zweimal deshalb nach Berlin. Und so wenig Zeit mir auch zu den fünf Bildern der Familie des Prinzen Ferdinand gelassen wurde, so sind doch auch sie alle sehr ähnlich ausgefallen.

[1] Sophie Tischbein an Schlegel, Fiebiger a. a. O. 339. — Er blieb aber bis nach Mitte Mai aus. Er wohnte im „Goldenen Adler" auf dem Dönhofsplatze. — Caroline Tischbein erwähnt diese Reise erst u. S. 139.

[2] Siehe darüber den Anhang I.

Das erste Porträt der Kronprinzessin hatte ich dennoch inzwischen noch mit Geduld und Zeit zustande gebracht und es der verwitweten Königin (Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1715—1795, vermählt 1733, der Gemahlin Friedrichs des Großen), welche es begehrt hatte, selbst überreicht[1]. Diese war auch sehr damit zufrieden, und bei ihr erfuhr ich, daß mir auch das Porträt des Kronprinzen zugedacht sei. Neue Verzögerungen! Aber endlich konnte ich es anfangen und habe die Genugtuung gehabt, es schnell und zu aller Zufriedenheit zu vollenden.

Außer dem Porträt der Landgräfin von Hessen-Cassel (Philippine, zweiten Gemahlin [1773] des 1785 verstorbenen Landgrafen Friedrich II., † 1800, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Schwester der Fürstin von Dessau), in ganzer Figur, halber Lebensgröße, habe ich noch vier Porträts von Privatpersonen[2] und vier Kopien der Prinzessinnen gemacht. Hier (in Dessau) habe ich bereits das lebensgroße Gemälde der Kronprinzessin in Angriff genommen, und ich bedaure sehr, daß ich mit ihm so eilen muß, da es bereits Anfang August in Berlin sein muß, nämlich für den Geburtstag des Kronprinzen (3. August).

Ich habe Biester[3], Teller[4], Zöllner[5], Nicolai, Göckingk[6] und Ramler[7] persönlich kennen gelernt; die Bibliothek habe ich wenig genossen. Die Kunstschätze aber in Potsdam, antike und moderne Bildhauerei und Gemälde habe ich genossen, wie es sich gebührt, und zwar in Gesellschaft zweier geschickter Künstler, des sehr geschickten Bildhauers Schadow[8] und des Herrn Weitsch[9]."

So wenig Vergnügen er auch im Anfang nach zu großen Erwartungen

[1] Das Bild der Königin Elisabeth Christine, das nach Parthey, Bildersaal von Friedrich herrühren soll (Nr. 5, S. 640), ist nicht von diesem gemalt, sondern wohl von Wilhelm (siehe dessen Aus meinem Leben, S. 135 f.)

[2] Darunter den Buchhändler und Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai, 1733—1811; s. u.

[3] Johann Erich Biester, 1749—1816, Schriftsteller und Bibliothekar.

[4] Wilhelm Abraham Teller, 1734—1804, Theolog, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

[5] Johann Friedrich Zöllner, Propst und Oberkonsistorialrat, mit Biester und Nicolai Hauptvertreter der Berliner Aufklärung.

[6] Leopold Friedrich Günter von Göckingk, 1748—1828, Dichter.

[7] Karl Wilhelm Ramler, 1725—1798, Dichter.

[8] Caroline meint, ihr Vater habe damals die Bekanntschaft mit Schadow erneuert; ich konnte nichts darüber feststellen. — Übrigens war der große Bildhauer — wie Öser, Schinkel, Max Klinger — auch ein hervorragender Zeichner und Maler.

[9] Friedrich Georg Weitsch, 1758—1828; sein schönes Selbstbildnis siehe bei Biermann 1, 260.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Berlin dort gefunden hatte, so gefiel es ihm doch immer besser, und er beabsichtigte auch im nächsten Jahre wieder hinzugehen; doch ist dies unterblieben.

Erst im September 1796 erfuhr Tischbein und seine Gattin, und zwar durch Matthäi, daß sich inzwischen Wilhelm Schlegel mit Karoline verheiratet und in Jena niedergelassen habe; sofort sandten sie ihre Glückwünsche dorthin[1]; „die Bekanntschaft Ihrer Frau zu machen," hatte Sophie herzlich geschrieben, „würde meine größte Lebensfreude ausmachen! Wird sie mir auch ein wenig gut sein? Ich liebe sie schon, als ob ich sie lange gekannt hätte." Auch Karoline Schlegel hatte auf den Künstler zu achten begonnen; schon vor seiner Niederlassung in Dessau schreibt sie an Luise Gotter, die zweite Schwiegermutter ihres späteren Gatten Schelling[2]: „Er ist ein vortrefflicher Porträtmaler, ich habe Gemälde von ihm gesehen, und die Weichheit seines Pinsels hat mich entzückt. Sie singt vortrefflich und soll auch sonst sehr liebenswürdig sein, wenn ich der Angabe eines gemeinschaftlichen Freundes trauen darf: Schlegel kannte diese Leute sehr gut in Amsterdam."

Auf die dringende Einladung kam denn auch Schlegel, wenigstens allein, von irgendwoher Tischbein begleitend, nach Dessau und brachte dort „anderthalb sehr glückliche Tage zu" (Oktober 1796)[3]. Er las ihnen wieder wie einst vor — ein Zeichen für die rege Teilnahme des Paares an literarischen Dingen, wie sie seine Briefe oft verraten —, und zwar Schillers Musenalmanach für 1797, mit seinem eigenen „Pygmalion", und mit den „Xenien", ohne aber, trotz aller Mühe, seine Freunde „eines anderen über diese überreden zu können"[4].

Am 2. März 1797 beschenkte Sophie ihren Gatten mit dem dritten Kinde, Karl Wilhelm, der auch Maler wurde († 1855); das Ereignis begeisterte den glücklichen Vater zu humorvollen dichterischen Mitteilungen an Schlegel[5] wie an Böttiger. Das Ehepaar Schlegel kam nun auch schon im nächsten Monat, auf der Rückreise von Dresden, zu ihnen nach Dessau, wobei die beiden Frauen sich in den zwei Wochen nun auch kennen und schätzen lernten und ihre drei Töchter sich innig befreundeten.

Im Frühjahr 1798 war Tischbein einige Wochen in Weimar und Jena; es „war ihm gar wohl da, und manche herrliche Stunde hatte er seinen Freunden zu danken"; dieser Verkehr mit den beiden berühmten Bildungs-

[1] Fiebiger, S. 234—237.
[2] Karoline 1, 376.
[3] Karoline 1, 401—404.
[4] Tischbein an Böttiger, November 1796.
[5] Fiebiger 338.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zentren war ihm wie seiner ab und zu einmal auch dort erscheinenden Gattin eine große Annehmlichkeit; viele Familien kamen der heiteren, lieben und verständigen Frau mit großer Freundlichkeit entgegen; es war dies zumeist die Bertuchsche.

Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), geboren und gestorben in Weimar, früher Theolog, auch rechtskundig, war Dichter, Schriftsteller, Übersetzer, Begründer und mit Schütz, G. Hufeland und Wieland Leiter der Allgemeinen Literaturzeitung, des größten kritischen Unternehmens in Deutschland; mit dem untengenannten Kraus hatte er 1784 „das Journal des Luxus und der Moden", das erste derartige deutsche Blatt, und viele andere literarische Unternehmungen gegründet. Er war Geheimer Kabinettssekretär des Herzogs und Legationsrat, und eröffnete 1791 als tüchtiger Buchhändler eine bald zu hohem Ansehen gelangte Kunst- und Verlagshandlung und das „Landesindustrie-Comptoir", in dem er deutsche und ausländische Waren vertrieb[1], kurz, zu der auf vielen Gebieten tonangebenden Stellung Weimars trug er in hohem Maße bei.

In regem geistigen Verkehr standen beide Gatten auch mit Karl August Böttiger (1760—1835), einem kenntnisreichen, aber wenig charaktervollen Mann — von Schiller und Goethe als „Dr. Ubique", als Zwischenträger und „Hans in allen Gassen" verspottet, Verfasser vieler archäologischer Arbeiten, in dessen Nachlaß sich 20 000 Briefe befanden; er ging denn auch 1804 nach Dresden, aber der Verkehr mit Tischbeins endete nicht mit des Künstlers, sondern erst mit seinem Tode. Er kam auch manchmal nach Dessau zu ihnen, brachte mit und schickte Almanache von sich u. a., neue Bücher, wie Goethes Hermann und Dorothea, das das Paar mit Entzücken las, ebenso wie den Wilhelm Meister, auch wohl einmal ein Gedicht an Sophie, und hielt durch seine Mitteilungen die Gatten über alles und jedes, besonders über Neuerscheinungen auf dem laufenden. Er war Herders Nachfolger als Direktor des Gymnasiums, von ihm nach Weimar gezogen, aber auch von ihm nach einer Weile verleugnet; er redigierte auch das eben genannte „Journal des Luxus" und den Wielandschen Merkur (s. Tafel 10).

Tischbein hat ihn und Herder schon 1795 gemalt; des letzteren Gunst besaß er mehr als die seiner Frau, Caroline geb. Flachsland, die aber auch bekanntlich, besonders in Geldsachen, schwierig und sehr zum Schelten geneigt war[2]: „Tischbein nimmt für ein Porträt", schreibt sie 1796 (8. Februar) an Gleim, „sechs Carolin (= etwa 40 Taler); Sie sehen schon daraus, daß die Herren sich zu schätzen wissen. An den Porträts meines Mannes — eins

[1] Er versorgte auch den Tischbeinschen Haushalt mit solchen.
[2] Ihr Bild bei Neubert, 52 und 54, und Kö. 248.

in bürgerlicher, eins in geistlicher Tracht — hat er sich gröblich versündigt, war eigensinnig, empfindlich — kurz und gut: am Ende ist kein Mensch mit seinen Porträts zufrieden gewesen. Er ist ein Künstler für die reichen Leute — damit will ich seiner Kunst, die bis auf einen gewissen Grad schön und artig ist, nichts zu Leide gesagt haben. Je unbedeutender das Gesicht ist, desto besser trifft er's" (s. Tafel 11).

Auch dem zweiundsechzigjährigen Wieland trat Tischbein nahe und malte ihn zweimal. Nur zu Goethe hat sich in den fünf Jahren kein wahres Verhältnis bilden wollen; wie es gleich anfangs war, so ist es geblieben. Schon am 14. Dezember 1795 schreibt Sophie darüber an Schlegel: „Ich will sehen, ob ich Ihnen begreiflich machen kann, daß dieser Halbgott (wie Sie ihn zu nennen pflegten) nur ein Mensch ist. Sie fragen, ob ich seinen Wilhelm Meister gelesen habe. O ja, verschlungen hab ich ihn mehr als gelesen, so außerordentlich schön finde ich ihn, aber eben darum verdrießt es mich, daß ein so großer und schöner Geist auch einen so schwachen Geist zeigen kann. Im Schauspielhaus hab ich ihn wohl gesehen, aber nie gesprochen; denn er würdigte uns seines Besuchs nicht. — Tischbein hatte ein besonderes Empfehlungsschreiben an Goethe. Dieser aber empfing ihn sehr kalt und kam, obgleich halb Weimar Tischbein besuchte, in den ersten sechs Wochen nicht zu ihm; endlich ist er denn doch gekommen, aber immer kalt geblieben, und je mehr Arbeit Tischbein bekam und je mehr man mit seiner Arbeit zufrieden war, je zurückhaltender wurde Herr Goethe. Auch hat er es bei der Kälte nicht bewenden lassen, sondern wirklich Cabale gegen Tischbein gemacht; es tut mir leid, dieses von ihm sagen zu müssen. Tischbein bat ihn um sein Porträt; Wieland, Herder und Böttiger haben ihm dies sehr gütig zugestanden, Herr Goethe aber abgeschlagen! Da nun die Arbeit für den Hof[1] geendigt war, ging Tischbein nochmals zu Goethe und bat ihn, doch zu kommen und sein Urteil über die Gemälde zu sagen, und können Sie es glauben? Er ist nicht gekommen! — Sie werden mir zugestehen, daß diese Behandlung keinen edlen Zug in seinem Charakter bewies und dabei sehr viel Menschliches hatte! — Mir ist es leid, daß ich um einer so läppischen Ursache willen um das Vergnügen gekommen bin, die Bekanntschaft eines Mannes wie Goethe zu machen[2]" (s. jedoch S. 116).

[1] Das Herzogspaar.

[2] Fiebiger, S. 311. — Ihren Glauben an Goethes Abneigung gegen Tischbein teilte auch Karoline Schlegel, die am 21. September 1799 an Auguste nach Dessau schreibt: „Goethe ist heute hier angekommen. Er hat expreß gewartet, der alte Herr, bis Ihr weg wart." — Goethe empfand es bitter, daß nicht Meyer, der gerade bei Tischbeins Erscheinen nach Italien abreiste, sondern dieser den Auftrag, das Herzogspaar und die Herzogin Mutter zu malen, erhalten hatte. Seine kalte Ablehnung des vielbegehrten neuen Ankömmlings und sogar seiner Familie erklärt sich daraus, daß

„Herrn Schillers Bekanntschaft haben wir nicht gemacht; wir waren in Jena, aber er kommt beinahe gar nicht mehr aus seinem Haus und sieht auch bei sich niemand." Auch über die Art des Verkehrs, in den Tischbein 1804 und 1805 mit ihm trat, als er sein Bild malte, erfahren wir nichts.

Goethe schreibt an Schiller im März 1798, Tischbein wünsche diesen zu besuchen[1]; „da ich Tischbein zu besuchen nicht unterlassen kann" usw., und deutet so selbst an, daß er es ungern tue.

Daß Caroline ihres Vaters Bildnis von Schiller[2] nirgends erwähnt, muß ja auffallen. Tischbein hat es für Schillers Verleger Crusius in Leipzig gemacht und es noch zweimal wiederholt: Das Original ist im Städtischen Museum in Leipzig, die Abbilder im Besitz des Fürsten von Schaumburg-Lippe und der Nachkommen des Archäologen Richard Lepsius in Berlin[3].

Caroline nennt noch als Bekannten ihrer Eltern den Geheimsekretär des Herzogs Ph. Chr. Weyland (1765—1843), einen Elsässer, der den Herzog 1792 in den Feldzug nach Frankreich begleitete. Er war auch Schriftsteller und zuletzt Präsident des Landeskollegiums. Bekannt wurden ihnen weiter der Hofkammerrat Franz Kirms (1750—1826), der unter Goethes Oberleitung das Theater verwaltete, die Familie von Schröder — der Mann besuchte Tischbein später in Petersburg, die Frau schickte ihnen den Hofrat Matthäi zu, was man ihr sehr dankte —, die Schauspielerinnen Karoline

---

Meyer ihm als Freund so nahe stand wie nur ganz wenig Menschen, ja, daß er ihn neben Schiller gestellt hat. So schreibt er von seinem Blutsfreund, den er 1791 in sein Haus aufgenommen hatte, daß er in diesem „mehr als zehn Jahre als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehört und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen Anteil nahm. Erinnerung und Fortbildung italienischer Studien blieb von da an tägliche Unterhaltung." Dies Verhalten Goethes hat ihn und die Welt um ein Bild gebracht, über das wir uns freuen könnten! — Von Christiane Vulpius dagegen hat Tischbein die hier zum erstenmal veröffentlichte Zeichnung gemacht (s. Tafel 13).

[1] Boxberger deutet dies auf den „Neapolitaner"; der ist aber erst 1799 aus Italien heimgekehrt.

[2] Es soll nicht unmittelbar nach dem Leben gemalt, sondern ein aus mehreren Zeichnungen gezogenes Mittel sein. Wenn es auch nicht ungeteilten Beifall gefunden hat, besonders wohl wegen der befremdenden antiken Gewandung, so ist es doch von manchen aufrichtig bewundert worden. Der von einer Seite (bei Meusel, Künstler-Lexikon 1809, S. 91) erhobene Vorwurf mangelnder Ähnlichkeit ist schwerlich begründet, da es von solch künstlerischem Auge geschaut und festgehalten und mit Liebe gemalt ist. Auch bestätigt die Vergleichung mit der nach etwa einem Jahre abgenommenen Totenmaske des Dichters (siehe beide bei Wychgram, Fr. Schiller, S. 448 und 518), daß er in der letzten Zeit seines Lebens die von Tischbein wiedergegebenen Züge gehabt hat (s. Tafel 12).

[3] A. Kz., 319.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jagemann und Corona Schröter, der Landesdirektionsrat Ludecus, ebenso der damals neben Iffland das deutsche Theater beherrschende August von Kotzebue, den er auch gemalt hat.

Auch die Kinder wurden durch diesen Verkehr geistig gefördert; die Bekannten richteten sich ihre Fahrten zur Leipziger Messe gerne so ein, daß sie Dessau berührten, Bertuch brachte sein berühmtes „Bilderbuch der Kinder" mit, das 12 Bände mit fast 1200 farbigen Kupferstichen umfaßte, oder Bände seiner „Bibliothek der Reisebeschreibungen", für die Mutter das Modejournal, und so fehlte es den Wißbegierigen und Leselustigen nie an Belehrung und Unterhaltung. Auch bestiegen alle zuweilen den Reisewagen; die Unruhe des reisegewohnten Mannes steckte an, Fremdes, Neues lockte, so beschwerlich man sich auch das damalige Reisen denken muß. Noch waren nicht die Millionen in die Landstraßen verbaut, die ein Vierteljahrhundert später die preußischen Lande zu einem wirtschaftlichen Ganzen verbinden sollten und den Zollverein glücklich vorbereiteten; die Straßen entbehrten des festen Unterbaus durch Steinschlag und Beschotterung, der Nivellierung, waren dem Regen und den Wasserläufen ohne besondere Pflege ausgesetzt; schlechte Postpferde — ein regelmäßiger leistungsfähiger Postwagenbetrieb fand sich nur auf den größten Linien —, sich nicht auskennende Postillone hemmten und gefährdeten den Reiseverkehr. Das hat Tischbein auch einmal, im Frühjahr 1798 bei der Rückkehr von Weimar und Jena erfahren müssen: einige Stunden nach Mitternacht, wo er in Naumburg angekommen war, fuhr er weiter, „hatte aber bald", wie er Böttiger schrieb, „Muße, vor Dieskau, reuig über das Wort festina lente, Eile mit Weile, nachzudenken: meine zwei Vorderpferde (er fuhr also mit vieren!) waren bis an die Ohren in die schwarze Tiefe eines Sumpfs versunken, und erst nach dreistündiger Anstrengung gelang es mit Hilfe von aus der Ferne herbeigerufenen Bauern, sie wieder auf festen Boden zu bringen; erst von nun an konnte ich ruhig in einer elenden Bauernhütte die Fackel der Morgenröte abwarten. Erst gegen zwei Uhr nach Mittag gelangte ich an das Ziel meiner Reise. Doch dergleichen Katastrophen gehören ja zum Reisen, wie die blutigen Köpfe zu einer Bauernhochzeit!"

Der Ansiedlung in Dessau folgten zunächst stille Monate, nur ab und zu brachte der Besuch des Theaters neuartigen Genuß; allmählich aber erweiterte sich auch der Verkehr mit den Dessauer Gesellschaftskreisen in angenehmer Weise, denen der Umgang mit dem weitgereisten Künstler und der so musikalischen, mit ihren Leistungen nicht zurückhaltenden Familie einen neuen Reiz bot. Das Verhältnis zu der fürstlichen Familie blieb angenehm; der Fürst, dem Tischbein „nicht bloß viel Kunstliebhaberei, sondern auch ein gut gebildetes Kunstauge" bezeugt, und sein Bruder, Prinz Hans Jürge, be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

suchten ihn oft und zeigten großes Interesse für seine Arbeiten; und es war eine gute Zeit für die Familie, in der auch der neue Ankömmling halbvergessene Freude brachte und ihr Leben immer neuer Anregung und Bereicherung nicht entbehrte.

In Weimar bezogen wir sogleich eine für uns im voraus gemietete Wohnung bei einem Kammerrat Orthmann, der eine Frau, zwei Töchter und einen recht lümmelhaften Sohn hatte. Die Frau Kammerrätin empfing uns in Papierpapilloten[1], die in zwei dichten Reihen ihr scharfes, unschönes Antlitz umgaben, und unterbrach ihre Anrede durch häufiges Brummen und Keifen, das den Töchtern und Mägden galt, die mit gaffendem Munde uns anstarrten. Am besten gefiel uns der Hausherr, ein frischer, heiterer Mann, dessen Erscheinung ein Gegengift war gegen die zuerst empfangenen unangenehmen Eindrücke. Unsere Zimmer waren hübsch, und allmählich gestaltete sich auch der Umgang zwischen den Töchtern des Hauses und mir und Betty. Die Mädchen waren freundlich und gutmütig, und wo ich diese Eigenschaften fand, fühlte ich mich überhaupt von jeher leicht befriedigt.

In den ersten Tagen sah ich zu meinem Erstaunen die Frau Kammerrätin stets in ihren Papilloten morgens, mittags und abends, und in einem recht schlumpigen, groben Kattunkleid. Nun aber wird es Sonntag, und siehe da! In vollem Glanze strahlte mir, als ich zuerst auf den Hausflur kam, die festlich geputzte Gestalt unserer Hauswirtin entgegen. Die Papilloten waren verschwunden, und eine runde Frisur, dick pomadiert und gepudert, aus den papierenen Hülsen entstanden. Ein Kleid von grellrotem Moor[2] schmückte sie außerdem, und das Bewußtsein dieser vollkommenen Toilette gab ihrem Auftreten eine noch außergewöhnliche Sicherheit. Diese Verwandlung fand regelmäßig alle Sonntage statt; die übrigen Tage der Woche dominierte sie in Papilloten und Schlumpen das Haus.

Weimar führte damals mit Recht den Namen Deutsch-Athen;

[1] Um die Haare (zu deren Kräuselung) gewickelte Papierstreifen.
[2] Seidener oder halbseidener wasserglänzender Stoff (moiré).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es war der Sammelplatz geistiger Berühmtheiten: Wieland, Herder, Goethe, etwas später auch Schiller[1] lebten damals in dieser Stadt, und diese Männer wirkten auf einzelne begabte Naturen wie auf das Publikum, das stolz war, sie Mitbürger nennen zu dürfen. Das Theater war auf dem Punkt höchster mimischer Vollendung; Bertuch mit seinem „Industrie-Comptoir" blühte; ab und zu strömten die Fremden; alles vereinigte sich in der kleinen, unter dem Schutze eines geistvollen, liberalen Fürsten blühenden Residenz.

Zu den genaueren Bekannten der Eltern gehörten Bertuch und der Landschaftsmaler Kraus, der nachmalige Präsident Weyland und der Oberkonsistorialrat Böttiger. Die heitersten Vereine bildeten sich zwischen befreundeten Familien wie im allgemeinen.

Der Vater hatte viel zu tun; er malte unter anderen auch die verwitwete Herzogin Amalie, Schwester[2] Friedrichs des Großen. Die Fürstin kam zum Vater, und wir mußten bei diesen Séancen stets gegenwärtig sein. Sie war eine kleine, runde Figur, das Gehen wurde ihr schwer, und so imponierte ihre erste Erscheinung nicht. Wenn sie aber saß und ihre großen, leuchtenden Augen einen trafen, fühlte man sich ergriffen von dem erhabenen Ausdruck, der in ihnen lag; es waren, wie ich oft hörte, Friedrichs Blicke, nur weiblich milder. Sie sprach meist Französisch.

Bei Herder war ich einmal mit den Eltern zum Kaffee; ich war, ohne natürlich damals schon etwas von ihm gelesen zu haben, begierig, einen so berühmten Mann, wie ich ihn nennen hörte, zu sehen, und gab recht genau Achtung auf ihn. Sein Äußeres war nicht gerade einnehmend. Er hatte etwas rötliche, trübe Augen, sprach langsam und feierlich, wie auch seine Haltung war. Ich dachte, als wir weggingen, ein berühmter Mann müßte eigentlich ein bißchen hübscher aussehen.

Einst nahmen die Eltern mich mit ins Theater, und ich erhielt

[1] Wieland seit 1772, Goethe seit 1775, Herder seit 1776 und Schiller seit Dezember 1799.

[2] Friedrichs des Großen Schwester Anna Amalie war aber die Äbtissin von Quedlinburg. Die gleichnamige Herzogin von Weimar war dagegen die Tochter von des Königs Schwester Philippine Charlotte, Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel. An die Augen des Gewaltigen erinnern die ihren aber doch (s. Tafel 8).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen Platz neben einem schönen, stattlichen Mann. Was gegeben wurde, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß ich sehr entzückt war und dadurch meinem Nachbar auffiel, der anfing, sich mit mir zu unterhalten, mir Bonbons anbot und immer freundlicher wurde, je offener ich mich aussprach. Nachher erfuhr ich, daß ich neben Goethe gesessen hatte. Dieser berühmte Mann gefiel mir schon besser.

Seltsam war es, daß Goethe gegen den Vater eine Animosität zeigte, die sich auch später gleichblieb und darauf beruhte, daß Goethe einen jungen Künstler, Meyer[1], protegierte, der nach seiner Meinung die hohen Herrschaften malen sollte, wogegen der Herzog sich auflehnte und aus eigener Machtvollkommenheit sich den Vater nach Weimar berief[2]. Nie hatte Goethe dies vergessen; er ging in dieser Kleinlichkeit so weit, daß er sich entschieden weigerte, des Vaters Arbeiten zu sehen. Mein Vater war zu stolz, des berühmten Mannes Gunst durch niedrige Kriecherei zu suchen, ließ die Sache auf sich beruhen und hielt sich ebenso fern.

Ein großer Gönner von uns war der Rat Kraus[3], ein lebhaftes munteres Männchen, Hagestolz seines Zeichens und voll unschädlicher Eigenheiten. Ich mußte ihn oft besuchen und bei ihm zeichnen, worin ich damals große Fortschritte machte. Unterricht in anderen Dingen hatte ich in Weimar nicht, war also ganz wieder auf meine Einbildungskraft angewiesen. Weibliche Arbeiten, ich gestehe es, langweilten mich, und wenn ich der guten Mutter einen Vorwurf machen darf, so muß ich sagen, daß sie es an Beharrlichkeit fehlen ließ, diese Trägheit bei mir zu bekämpfen. Sie schalt wohl, aber sie ließ mich gehen. Der Vater war wohl zufrieden, wenn ich gut zeichnete, und freute sich über meine zeitige geistige

---

[1] Joh. Heinrich Meyer, 1760—1832, aus Zürich (der bekannte „Kunschtmeyer"), Mitarbeiter und Freund Goethes, ward 1807 Direktor der Zeichenakademie. „Ein wahrer Kenner," urteilt Karoline Schlegel über ihn, „aber kein Maler." Sein Bild bei Neubert 165.

[2] Er hat in der Tat das Herzogspaar gemalt, s. Biermann 480.

[3] Der Landschaftsmaler Hofrat Georg Melchior Kraus (1733—1806), Direktor der Zeichenschule in Weimar, hatte bei J. H. Tischbein in Cassel zeichnen gelernt. Er war Lehrer der Herzogin Amalie gewesen, und Goethe hatte ihn, seinen Frankfurter Landsmann, nach Weimar gezogen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entwicklung, die indessen auch eine falsche Richtung nahm. Ich las ungeheuer viel, zwar meist Kinderbücher, aber wenn ich unter den Büchern der Eltern kramte, was oft geschah, machte ich mich auch an diese (wozu ich, wenn die Eltern abends in Gesellschaft waren, Zeit genug hatte), die ich aber nicht gehörig verdauen konnte, während sie mir Stoff boten zu Träumereien, denen ich immer mehr nachhing. Mein geselliger Verkehr mit den Töchtern des Hauses nahm in der letzten Zeit dadurch ab, daß sie verlangten, ich sollte ihre Spiele mit ihrem Bruder und dessen jungen Kameraden teilen, die meist wild und nach meinen Begriffen unschicklich waren. Die jungen Herren, mit Ausnahme von zweien, die mir große Achtung bezeigten, nannten mich eine Zierpuppe, die man müßte laufen lassen. Meine beiden jungen Gespielinnen aber, welche aber gerade auf die jungen Messieurs, welche sich zu meinen Rittern erklärt hatten, am meisten hielten, wurden neidisch und zogen sich auch von mir zurück. So blieb ich denn zuletzt wieder ganz auf mich selbst und meine kleine achtjährige Schwester angewiesen, die mir aber zu jung war. Betty, von ungewöhnlich zarter Körperbildung, war ein stilles, sehr reizbares Kind; wunderbar hatte sich damals schon ihre Stimme und ihr Talent für Musik überhaupt entwickelt[1]. Sie sang wie eine Nachtigall, und während der Vater morgens malte, studierten wir bei ihm kleine Duos oder Trios ein, die wir, wenn er Séancen hatte, den Sitzenden vorsingen mußten, die sich denn an uns, in dieser Beziehung kleinen Wundern, sehr ergötzten. Aber auch dies frühe Singen taugte nicht. Ich glaube, es legte bei mir den ersten Grund zu dem Nervenreiz, der später sich zu einer bedeutenden Höhe steigerte und mir viel Qual gemacht hat. Kurz, unsere Erziehung war nicht praktisch, wie ich durchaus hätte genommen werden müssen und wobei ich doch noch ein gut Teil Empfänglichkeit für andere Interessen würde behalten haben.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr vier Monaten verließen wir Weimar und begaben uns nach Dessau, wo wir ein großes, wüstes, altes Haus bezogen, auf dem kleinen Lindenplatz am Aus-

[1] Betty sang Sopran, Caroline Alt.

gange der Kavalierstraße dicht an der Johanniskirche[1]. Der Vater fand in diesem Hause ein geeignetes Atelier, was die Hauptsache war, und wir übrigen richteten uns ein, so gut es ging. In dem scheunenartigen Vorsaal, der unsere Zimmer vom Atelier trennte, lagerte sich zur Nachtzeit eine Herde grimmig hungriger Ratten, die nur mühsam vertrieben werden konnten. Die häßlichen Bestien haben mich oft erschreckt; sie saßen wie Gäste auf den Stühlen, wenn ich abends mit dem Wachsstock in der Hand hinaustrat.

Von meinem Leben in Dessau habe ich viele und verschiedene Erinnerungen behalten.

Der Vater war an Herrn von Erdmannsdorff adressiert, in dessen Familie wir für die erste Zeit die gastlichste Aufnahme fanden. Seine Gemahlin starb gleich nach unserer Ankunft und hinterließ zwei Töchter in meinem Alter, mit welchen ich mich so befreundete, daß wir endlich täglich zusammen waren. Luise, die ältere, war sehr phlegmatisch und langsamen Geistes, die jüngere, Minna, dagegen geweckt, sehr empfänglich für gemütliche Eindrücke und überhaupt ungemein liebenswürdig. Mit ihr verstand ich mich unendlich viel leichter als mit Luisen. Unsere Zusammenkünfte fanden aber nur morgens und früh nachmittags statt, die Abende verlebten wir still zu Hause, ohne alle Abwechslung, wenigstens den ersten Winter.

Im zweiten Jahr hatten die Eltern inzwischen ihre Bekanntschaften erweitert, und im dritten Jahr, wo ich fünfzehn Jahr alt war, wurde auch ich mehr in gesellige Kreise eingeführt. Uns gegenüber wohnte eine Hofrätin Köhler[2], deren Tochter, ein schon etwas überreifes Mädchen von angenehmem Wesen, sich sehr an die Eltern anschloß.

Mit der Familie des Handelsherrn Bramigk[3], eines Handels-

---

[1] In der alten sogenannten „Trompete"; das Haus wurde 1830 durch ein inzwischen auch abgerissenes, in der Akazienstraße und Neumarkt 1 und 2, ersetzt. Die „Trompete" gehörte dem Forstschreiber Rautenstock.

[2] Der Hofkammerrat Cöler starb 1797; seine Gattin war die Tochter des obengenannten Hof- und Amtsrats A. von Rode; sie wohnten Neumarkt 3 und 4. Ihre Tochter ward doch noch eine Frau Jacquier.

[3] Karl Frdr. Bramigk (1736—1802) besaß eine große Tabakfabrik; das Haus lag Ecke der Kavalierstraße und der Totenpforte (jetzt Mittelstraße). Seine Gattin

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

matadors erster Größe, begabt mit allem Stolz und Geldbewußtsein seiner Kaste, schlossen die Eltern herzliche Freundschaft. Das weibliche Personal der Familie war teilweise sehr angenehm, besonders die älteste, unverheiratete Tochter, eine verheiratete, die Doktorin Olberg, und vor allen die über alle Beschreibung edle, feine Mutter, die in ihrem hohen Alter noch schön zu nennen war. Nie sah ich solch einen Ausdruck sanfter, demütiger Ergebung, als in dem reinen Antlitz dieser Matrone. Sie hatte viel zu leiden von den Launen und der Aufgeblasenheit ihres Eheherrn, wie von der verkehrten, eigensinnigen Gemütsart einer jüngeren Tochter, meiner Namensschwester, mit der ich abergottlob sonst nichts gemein hatte.

Jeden Sonntag gingen wir nachmittags mit den Eltern zu Bramigks, wo erstere eine Partie machten und wir Kinder uns wie Kinder amüsierten, so gut es ging. Ein Graf Bose[1] mit seiner Gemahlin, einer geborenen Holländerin, die die Eltern kannten,

war Joh. Marg. geborene Rindfleisch (1733—1802). Von ihren neun Kindern lebten noch sieben Töchter, von denen nur die zweite, Friederike, unvermählt starb (1815). Die älteste heiratete den Hofprediger Schütz in Dessau; Tischbein hat ihn gemalt, ebenso den Hofrat August von Rode, mit dessen angenehmer Familie Tischbeins auch verkehrten; der Sohn dieses Paares hat sich mit der dritten Tochter vermählt; die vierte ward Madame Desport, und sogar die sechste, die von Caroline Tischbein nicht sehr geschätzte Caroline, fand noch einen Mann in Desports Kollegen, dem Gesandtschaftsattaché du Chazaud; Nachkommen leben noch in Frankreich. Die siebente, jüngste Tochter heiratete den Bankier Schrepfer in Leipzig. Die fünfte Tochter endlich, Henriette (1772—1826), heiratete den Dr. med. Franz Olberg (1767 bis 1840). Tischbein soll ihn gemalt haben; doch zeigt ihn das Bild, das ich von ihm erhalten, viel zu alt, als daß es von diesem herrühren könnte; wohl aber erhielt ich die Abbildung eines Porträts der von Caroline so gelobten Mutter, „von Tischbein", und dieser kann nur Friedrich August sein. Die einzige Tochter dieser Henriette, Fanny, heiratete den Geh. Regierungsrat Franz Richter, und dieser scheint seine Mutter auch von Tischbein haben malen zu lassen, denn die Photographie eines Bildes Friedrich August Tischbeins mit der Bezeichnung „Frau Richter" besitze ich, aber das Original ist 1921 nach Österreich gewandert und nicht mehr aufzufinden. — Die einzige Enkelin des Richterschen Paares, Frau Oberst von Römer, lebt kinderlos in Dresden und hat mich freundlich in dieser Sache gefördert.

Die Familien Bramigk, von Rode und Richter sind noch heute in Dessau vertreten.

[1] Oberst Graf Louis von Bose (1755—1820) war auch Kammerherr. Seine einzige Tochter Eleonore Luise Hedwig heiratete 1816 den Fürsten Rochus Lynar. Tischbein hat sie mit ihrer Mutter zusammen gemalt. Er bewohnte das jetzige Staatsbibliotheksgebäude, und sein Haus war ein Hauptsammelplatz der höheren Gesellschaftskreise.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und ein Baron von Döring[1] mit seiner Frau gaben bisweilen Assembleen, zu denen die Eltern mich mitnahmen. Bei ihnen erfuhr ich eine Täuschung eigener Art. Ich durfte bisweilen ins Theater gehen. Der erste Held im Schauspiel und in einigen Opernrollen war ein gewisser Kafka[2]. Schwerlich würde er meine Kritik jetzt aushalten; damals aber geriet ich vor Bewunderung seiner Erhabenheit in edlen Rollen oft ganz in Feuer und dachte, wer so spielen kann, was muß das für ein trefflicher, edler Mensch sein! Auch sein Äußeres dachte ich mir, seiner Erscheinung auf der Bühne gemäß, schön und würdig. Ich brannte vor Verlangen, den außerordentlichen Mann einmal außerhalb der Bühne zu sehen, wozu ein Konzert bei Herrn von Döring mir endlich verhalf. Ich konnte vor Erwartung kaum die Nacht vorher schlafen und begab mich in sehr erhöhter Stimmung in die Assemblee. Die Gesellschaft war fast schon beisammen, und mein Blick überflog die Reihen der Herren, um den zu erblicken, welcher meine Phantasie in so lebhafte Bewegung versetzt hatte. Ist denn Herr Kafka schon hier? fragte ich endlich eine Bekannte, und sie wies bejahend auf einen mittelgroßen, bleichgelben, dürren Mann, um dessen verzogene, dünne Lippen ein nichtssagendes Lächeln schwebte, dessen gerötete, matte Augen unsicher umherblickten und dessen Haltung vollkommen nachlässig war. Nicht möglich, dachte ich, er kann's nicht sein. Aber er war es dennoch; ich hoffte nun auf die Entdeckung seiner inneren Trefflichkeit, indem ich sein Äußeres preisgeben mußte. Als ich ihn aber in den fadesten Gemeinplätzen sprechen hörte und er endlich auch mich seiner Aufmerksamkeit würdigte, indem er mir fade, läppische Schmeicheleien über meinen Gesang — ich hatte ein paar

[1] Oberhauptmann Leopold von Döring, † 1805 in Dessau, war verheiratet mit Amalie von Hille aus Braunschweig (Schwester von Frau von Rode), 1757 bis 1806.

[2] Joh. Christoph Kaffka, 1754—1815, eigentlich Engelmann, war Schauspieler, Musiker, Buchhändler und Schriftsteller, und nur vorübergehend an dem erst 1794 von Herzog Leopold gegründeten Friedrichstheater beschäftigt, das 1855 und Ende Januar 1922 abbrannte. Das seit Dezember 1798 benutzte neue Gebäude entbehrte, wie damals alle Bühnenhäuser, der Heizanlage, so daß, wie Tischbein am 30. Dezember an Bertuch schreibt, „Schauspielern wie Zuschauern der Spaß verdorben war, mancher Platz leer blieb und das Beifallklatschen beim ersten Händeaufheben erfror".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arietten gesungen — sagte, wurde er mir so widerlich, daß ich mich empört abwandte; die Eltern, welchen ich meine Enttäuschung mitteilte, lachten herzlich. Seitdem sank mein Enthusiasmus für die Herren der Bühne gewaltig. Ich dachte immer, wie mögen sie hinter dem Vorhang aussehen und sprechen!

Die Bekanntschaften der Eltern häuften sich, wie ich bemerkt habe, im dritten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau, und es wäre langweilig, alle die Familien aufzuzählen, mit welchen wir nach und nach in gesellige Berührung kamen; Dessau war zu jener Zeit sehr belebt. Damals schon, wie später, sahen die Eltern des Abends gern Besuch. Bekannte und Freunde durften ungebeten zur Teestunde kommen. Am häufigsten fanden ein Kammerherr von Wolframsdorf, Herr von Lehmann[1] und Hofrat Kuhn sich ein.

Ersterer war ein gutmütiger aber langweiliger Mensch mit der längsten Nase, die ich je sah. Er liebte Musik und veranstaltete oft kleine Konzerte bei sich, wo ich als Primadonna fetiert wurde. Allmählich aber zeigte sich der Herr Kammerherr nicht bloß als Bewunderer meines Gesangs, sondern meiner Person überhaupt und trug mir endlich seine Hand an. Ich hatte aber nicht Lust Frau Kammerherrin zu werden, und so erhielt der gute Herr von Wolframsdorf ein recht zierliches Körbchen, was ihn jedoch nicht ganz aus unserm Hause vertrieb. Er fuhr fort uns zu besuchen und fürchterlich dabei zu seufzen, was mich aber nicht im mindesten rührte[2]. Ich will gestehen, daß ich bei meiner damaligen großen Munterkeit mich selbst gern ein bißchen über ihn lustig machte.

Der Dichter Matthisson, damals der Fürstin Luise von Dessau attachiert[3], welche, getrennt von ihrem Gemahl durch eine höchst seltsame Einmischung Lavaters[4], im Luisium, einem sehr schönen Landhause bei Dessau, lebte, war oft in Dessau und bei

[1] Der Legationsrat F. A. von Lehmann stand in des Fürsten persönlichem Dienste.

[2] W. K. A. von Wolframsdorf ward später Regierungspräsident. Sein Sohn Wolf Karl Wilhelm, geboren 1804, starb 1882 als Oberforstrat.

[3] Seit 1795 als Lektor und Reisegeschäftsführer der Fürstin, die er wie ihren Gemahl aufs höchste verehrte. Nach ihrem Tode (1811) trat er in württembergische Dienste.

[4] Die fürstlichen Gatten lebten dauernd in schönster Einigkeit. Sie hatten lange viel auf Lavater gehalten, aber seit 1787 hielten sie ihn sich wegen seines taktlosen

uns. Sein Äußeres war nicht besonders auffallend, aber damals noch ziemlich angenehm; später entstellte der zu häufig genossene Wein sein durch Pockennarben schon gebräuntes Antlitz durch brennende Röte noch mehr. Er gab sich etwas sentimental wie seine Gedichte, die mich sehr entzückten. Doch konnte er auch scherzhaft sein, und seine Unterhaltung gab doch immer etwas aus[1].

Ein anderer, durch Goethe bekannt gewordener Mann, der Hofrat Behrisch[2], lebte auch in Dessau, und sehr genau erinnere ich mich noch seiner auffallenden Persönlichkeit, die gerade so war, wie Goethe sie in seinem Leben so trefflich geschildert hat. Er begegnete uns oft auf Spaziergängen, wo er sich dann meist an uns anschloß und sich im altmodischen Stil sehr galant gegen die Mutter und mich zeigte.

Hofrat Kuhn[3], dessen ich oben erwähnte, war ein lebensfroher, sehr munterer, geistig geweckter Mann, im Dienste des Prinzen Hans Jörge, nach dessen Tode er nach allen Weltgegenden große Reisen unternahm, so daß er noch jetzt, ein hoher Siebenziger, von einer Reise nach Griechenland wie von einer Spazierfahrt spricht.

Noch eine Bekanntschaft machten wir in Dessau, die des Hofrat Mattei[4], eines der größten Originale, die man sehen konnte.

---

Verhaltens fern. Eine Weile war er der Seelenrat der zur Selbstpeinigung neigenden Frau gewesen, die kein volles Genügen in der Welt fand, wandte aber als solcher zuweilen verkehrte Mittel an, und durch ein solches mag er auch die beiden einmal für eine Weile einander entfremdet haben. Gelegentliche Irrungen ihres Gemahls nahm die Fürstin überhaupt nachsichtig auf.

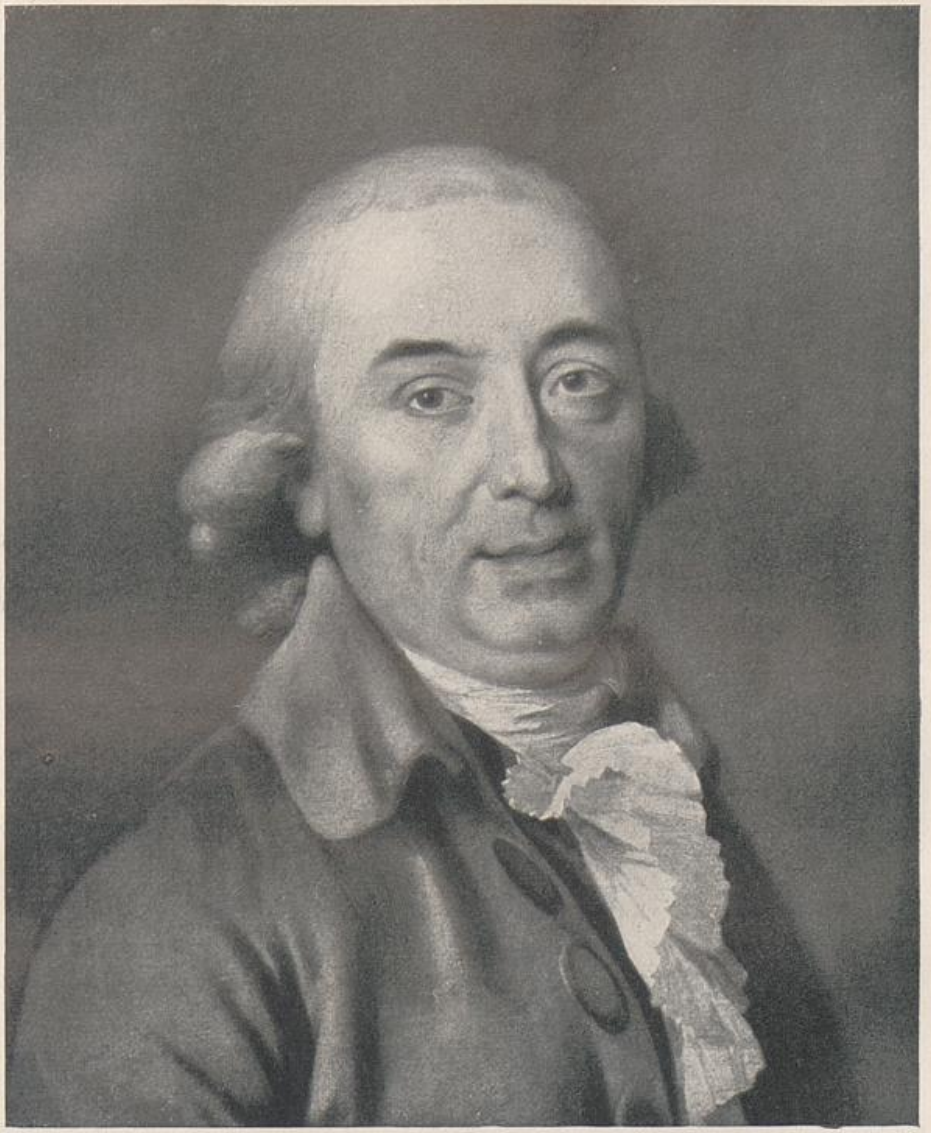
[1] Auch ihn hat Tischbein gemalt (Döring, Matthisons Schriften, 9, 246).

[2] E. W. Behrisch, 1738—1809; eifriger Gelegenheitsdichter, ward er in Leipzig mit dem Studenten Goethe bekannt und in mancher Hinsicht sein Mentor. Seit 1767 stand er in anhaltischen Diensten, und bei seinem Abgang von Leipzig sandte Goethe ihm die bekannten drei Oden, erwähnt ihn auch oft in seiner Selbstbiographie (Hempelsche Ausg. 2, 78—86). Sein Amt in Dessau — er war Erzieher des Erbprinzen Friedrich — verdankte er der Empfehlung Gellerts.

[3] Georg Ludwig Kuhn erschien auch später in Berlin oft in Carolinens Hause. Näheres über ihn war nicht zu erfahren.

[4] Im Taufbuch steht er als Karl Matthäi, doch schrieb er sich mit Vorliebe Mattei. Er kam im Frühjahr 1796 nach Dessau, war Hessen-Homburgscher Hofrat, Braunschweigischer und Dessauischer Legationsrat. Vgl. über den merkwürdigen Mann Karl Scherer im Goethe-Jahrbuch 1894, 15, 216—244. — Mit dieser Erzählung Carolinens taucht der unstete Sonderling, der mit dem Jahre 1796 seinem Biographen aus den Augen geschwunden war, wieder auf.

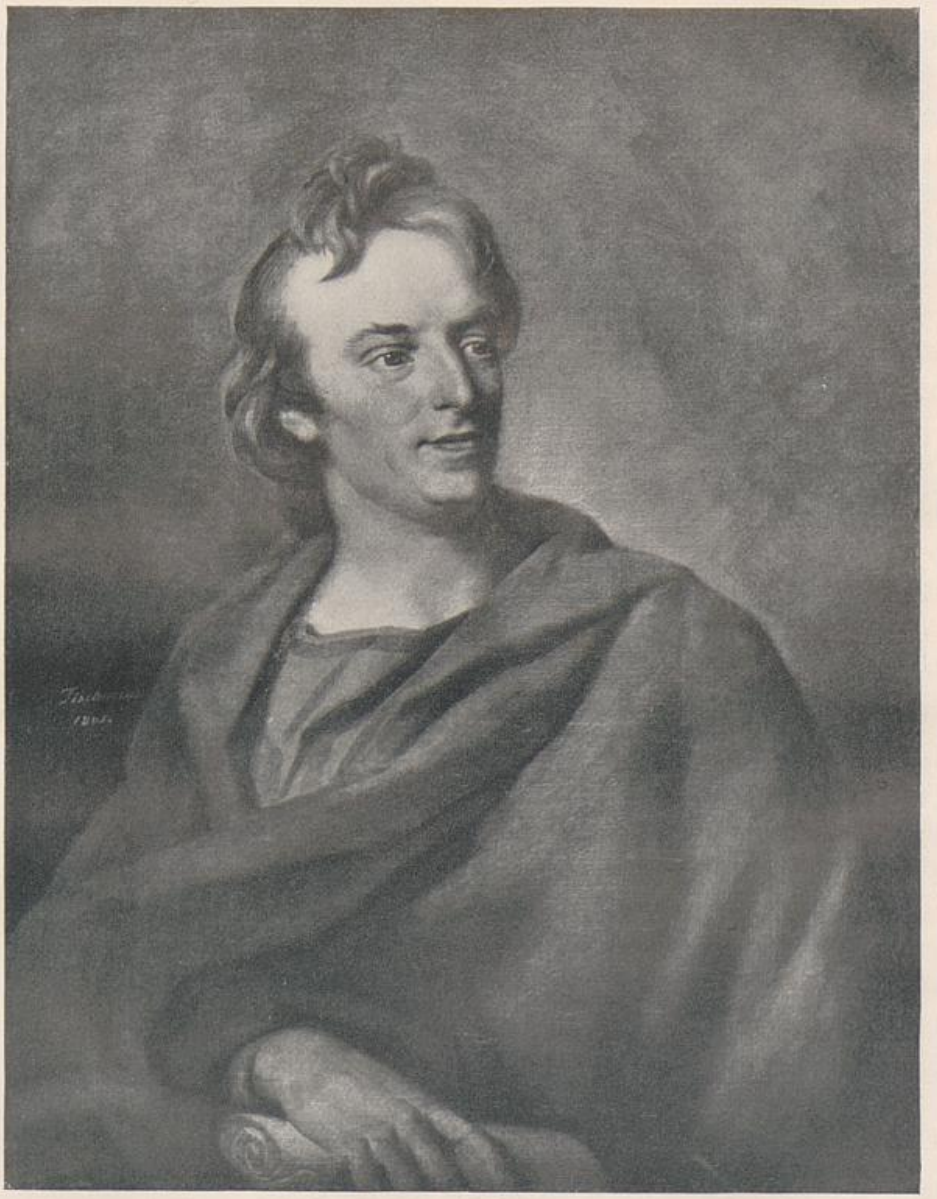
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Johann Gottfried Herder



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Friedrich Schiller



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwerghaft klein, aber doch ebenmäßig gebaut, hatte er eine ungemeine Gliedergelenkigkeit. Seine Physiognomie war die häßlichste, die man sehen konnte, doch hatten seine schräg liegenden, grauen, blitzenden Augen etwas Anziehendes im Ausdrucke, und bald, wenn man ihn öfters sah, erschien er kaum mehr häßlich[1]. Ein wunderlicher Enthusiasmus beseelte ihn für Personen und Gegenstände sehr verschiedener Art. Die Frauen und Mädchen, welchen er wohlwollte, hatte er ordentlich unter verschiedenen Benennungen klassifiziert, Himmelskinder, Engel, einzige Seelen, Silberfädchen, Goldherzen usw. Mich verglich er, der Himmel weiß warum, mit der Handschrift eines seiner Freunde. Übrigens rangierte ich unter den Himmelskindern, meine Mutter nannte er Sophienherz, Betty war ein Silberglöckchen.

Mattei war, als wir ihn kennen lernten, schon ein Mann von fünfzig Jahren, so schien er, viele aber wollten behaupten, er müsse älter sein[2]. Man hielt ihn für einen getauften Juden, ohne es gewiß sagen zu können[3]. Seine Familienverhältnisse waren und blieben unbekannt. Als Hofmeister eines Herrn von Branconi[4] war er zuerst nach Dessau gekommen. Dieser Branconi lebte jetzt verheiratet in Dessau, und Mattei besuchte ihn oft. Branconi wußte oder wollte

---

[1] Sein Bild und seine Charakteristik in Lavaters „Holländischer Physiognomik".

[2] Er war 1744 in Nürnberg geboren und starb 1830 in Neustrelitz. — Zu seiner Lebensgeschichte hat R. Steig (Vossische Zeitung 1910, Nr. 271, Sonntagsbeilage noch einige Zusätze geliefert, so seine Beziehungen zu Graf Schlitz (auf Burg Schlitz, Mecklenburg-Strelitz), der von ihm erzählt, er habe erst sterbend sich zum Alter von neunzig Jahren bekannt, habe aber für hundertjährig gegolten, und zu Lavater und Leuchsenring, die 1787 in Neufchatel sich knüpften.

[3] Er war es allerdings; sein Vater, der Fürther Simon Geithel, hatte ihn und sich 1748 in Nürnberg taufen lassen.

[4] Er war Erzieher des 1769 geborenen Grafen C. A. F. von Forstenburg gewesen, eines natürlichen Sohnes des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und der bekannten, 1793 verstorbenen Frau von Branconi; übrigens war dieser sein Zögling schon 1794 an seinen bei Kaiserslautern erhaltenen Wunden gestorben. Der vier Jahre ältere, eheliche Sohn der berühmten Schönheit — ihr Bild von Anna Lisiewska s. Bi. 447, Kö. 283. — Franz Anton Salvator v. Br., ist nach einem ehrenvollen Leben 1828 als Landrat von Halberstadt gestorben (s. Zenker, Allgemeine Zeitung 1889, Beilage 199). Matthäi hat seit 1777 auch ihn erzogen, ist aber nicht als sein Hofmeister nach Dessau gekommen. Er erhielt von dieser Familie oder dem Braunschweiger Hofe zeitlebens ein Jahresgehalt.

nicht mehr von ihm wissen und sagen als andere. Merkwürdig aber war es, daß Mattei in Verbindung mit den meisten Höfen Deutschlands und vielen vornehmen und berühmten Personen stand. Der Fürst wie die Fürstin und die Erbprinzeß von Dessau hielten sehr viel von ihm. Er hatte bei den Herrschaften freien Zutritt, er mochte kommen wann er wollte, und freie Tafel. Die Königin Luise von Preußen hatte er unvermählt gekannt; er stand in hoher Gnade bei ihr und blieb es, als sie später Königin wurde. Mit dem Wesen der höchsten Offenheit verband er die feinste Diskretion[1]. Offenbar genoß er das Vertrauen dieser höchsten Herrschaften und mochte in mancher Angelegenheit in ihre Dienste verwickelt sein; doch rühmte er sich dessen nie, sondern ging stets leicht, ohne alle Anmaßung oder Wichtigtuerei über die Beweise von Achtung hinweg, die ihm höhere Personen erwiesen.

Oft, erinnere ich mich, wurde er plötzlich von uns abgerufen, um zum Fürsten oder zur Erbprinzeß zu kommen. Er genügte dieser Aufforderung ohne alle Bemerkungen oder zu große Eile, und niemals fiel es jemand ein, ihn zu fragen, was denn die gnädigen Herrschaften mit ihm vorhätten. So natürlich nahm er diese Auszeichnungen als von selbst verstanden an, und so gewiß war man seiner unverbrüchlichen Diskretion. Nach einer längeren Abwesenheit kam er gewöhnlich unangemeldet mit großem Jubel an und warf seinen Hut ein paarmal hoch in die Luft unter einer Menge der freudigsten Exklamationen, wohlverstanden aber nur, wenn er die Mutter mit uns Mädchen allein fand; denn vor Männern nahm er sich zusammen, doch ohne daß es den Anschein hatte, als täte er es mit Fleiß. Er erweckte Vertrauen und wußte bei den meisten Gelegenheiten Rat. Doch muß ich bemerken, daß er im allgemeinen bei den Frauen mehr Glück machte als bei den Männern. Mein Vater hatte nichts gegen ihn, aber auch nichts Besonderes für ihn. Viele andere Männer aber konnten ihn nicht leiden, er war ihnen zu exaltiert[2]. Meiner Meinung nach aber verstanden die Männer nicht ihn richtig zu beurteilen. Weit entfernt, daß es ihm an Tiefe

[1] Auch Lavater betont wiederholt seine Diskretion und Klugheit.

[2] Goethe nennt ihn aber „den guten, den redlichen Mattei", Lavater den „erzehrlichen und herzguten", Boie „den braven Mattei voll Kenntnis und Wärme".

und Ernst gefehlt hätte, zeigte er vielmehr — des konnte man sicher sein — diese Eigenschaften in hohem Grade, wenn der Anlaß dazu aufforderte. Man konnte von ihm sagen, er war überall und nirgends zu Hause; denn in aller Herren Ländern fand er in dem Hause eines Freundes oder hohen Gönners eine Heimat[1]; so kosteten ihm nur seine Fahrten, sein Aufenthalt nie etwas[2]. Seine Lebensgewohnheiten waren äußerst bedacht und mäßig; seine Toilette sehr einfach, und ich habe ihn nie anders gesehen, als grau in grau gekleidet, mit einer schmalen weißen Halsbinde und hoch zugeknöpfter grauer oder weißer Weste.

Eine Jugendfreundin, die ich mir in Dessau noch gewann, war Jettchen Feder, älteste Tochter des Professors Feder in Dessau[3]. Dieser hielt eine Pension für junge Leute, und in seinem Hause fand eine einfache, aber muntere Geselligkeit statt. Bald verband mich mit Jettchen eine warme Freundschaft, die mich etwas den Schwestern Erdmannsdorff entfremdete, mindestens Luisen, deren Sinnesart, indem sie sich jungfräulich entwickelte, mir immer weniger zusagte, obwohl ich in stetem freundschaftlichen Verkehr mit ihr blieb.

Hier ist nun wohl Zeit, etwas von meinem inneren Menschen zu berichten, so gut das der Mensch von sich selbst kann. Man ist, indem man sich schildert, nur zu geneigt, sich ein wenig zu belügen, wenn es auch ohne alle Absicht geschieht. Die Spiegel, die wir unser Inneres reflektieren lassen, sind Schmeichler.

Von einem trübsinnigen Kinde war ich zu einem lebensfrischen, oft recht mutwilligen Mädchen gediehen. Wenigstens zeichnete ich mich durch Lebhaftigkeit und leichtes Auffassen geselliger Anforderungen merklich vor meinen Gespielinnen aus. Ich knüpfte leicht Unterhaltungen an und überließ mich, wo ich Anklang fand, der

[1] Außer den hier genannten Höfen auch in Berlin, Weimar, Holstein-Augustenburg und Wernigerode.

[2] Im Sommer 1810 lebte er zum letzten Male bei der Herzogin auf deren Luisium bei Dessau und verbrachte dann seine letzten Lebensjahre am Hofe in Neu-Strelitz.

[3] Christoph Friedrich Feder, 1752—1807, war Lehrer an Basedows Philanthropin gewesen und gründete nach dessen Auflösung (1793) eine eigene Anstalt, zu deren Schülern auch eine Zeitlang der bekannte Fürst Hermann von Pückler-Muskau gehörte. — Jettchen Feder heiratete 1808 den Sohn Bertuchs in Weimar, Karl, der aber schon mit 38 Jahren, 1815, starb. S. u. S. 101.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freude daran mit großer Lebendigkeit. Meine sehr früh geweckte Phantasie fand überall Nahrung und schmückte die Wirklichkeit mit Glanzbildern, die bei einer weniger sittlichen Richtung, als ich sie glücklicherweise hatte, sehr gefährlich werden konnten und die mir doch gewissermaßen schadeten. Ich nahm die Menschen selten wie sie waren, sondern wie ich sie haben wollte. Leicht Feuer und Flamme für neue Erscheinungen, und gestört, wenn ich mich getäuscht sah, geriet ich in eine innere Unsicherheit über mein eigenes Urteil, das später oft bis zum Mißtrauen ging und mich in schwankende Zustände versetzte, die meinen Hang zur Träumerei nährten und mich immer unpraktischer machten. Ich hätte einer anderen Leitung bedurft als derjenigen meiner gewiß trefflichen, aber mich nicht verstehenden Eltern. Der Vater, zu sehr befriedigt durch mein Talent zur Musik und zum Zeichnen, hielt mich einen großen Teil des Morgens bei sich fest. Er strebte eifrig danach, diese Talente völlig bei mir zu entwickeln, und überzeugt, daß er sich hinsichtlich meiner sittlichen Bildung getrost auf die Mutter verlassen könne, forschte er meiner Denkweise und meinen Empfindungen nicht sonderlich nach. Ich mußte ihm oft vorlesen, französisch oder deutsch. Er merkte, wie ich das Gelesene begriff, ohne zu beachten, wie es wirken konnte. Hinsichtlich unseres äußeren Benehmens betrachtete er uns sehr scharf, und ich gab ihm in dieser Beziehung keine Ursache, mit mir unzufrieden zu sein. Was mich innerlich auch erregen mochte, zeigte ich doch in Gesellschaft ein so gehaltenes Benehmen, daß ich für ein höchst verständiges Mädchen galt. Wer mich aber mit Jettchen Feder oder den Erdmannsdorff gesehen hätte, würde mir diese gute Meinung wieder entzogen haben. So sehr überließ ich mich bei diesen drei vertrauten Freundinnen oft den Sprüngen meiner Phantasie und einer Exaltation, die diese bei weitem ruhigeren Seelen nicht begreifen konnten, an der sie sich aber ergötzten. Ich konnte aber auch Stunden voll Ernst und tiefer Betrachtung haben. Kurz, ich war ein Kompositum von sehr verschiedenen Bestandteilen, wovon billig einige scharf hätten ausgemerzt werden müssen. Vielleicht hätte ein religiöser Unterricht, wie meine Kinder so glücklich waren ihn zu genießen, viel zu einer solchen inneren Reife beigetragen; einen solchen fand ich aber nicht. Die starre Orthodoxie des Predigers,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welcher mich unterrichtete, erkältete mich, ja leider tat sie noch mehr, sie belustigte mich.

Je näher indes der Konfirmationstag rückte, je ernster wurde mir zumute. Ich las viel im Neuen Testament und hielt mir die Wichtigkeit des Tages vor, an welchem ich Gott geloben sollte, auf Erden vor ihm nach seinem Gesetz zu wandeln. Den Tag selbst beging ich in wirklich andächtiger, tief bewegter Stimmung. Es war im Frühjahr [1799], als ich konfirmiert wurde.

Ich hatte damals mein fünfzehntes Lebensjahr beschlossen, und ein neuer Lebensabschnitt begann für mich. Bald nach der Konfirmation traten wir alle eine Reise an. Ich mit meiner kleinen Schwester sollte auf ein paar Monate zu der Familie Bertuch nach Weimar kommen, ein Plan, den Mattei ausgeheckt hatte. Die Mutter war zu Wilhelm Schlegel eingeladen, der damals mit seiner ersten Frau in Jena lebte, und der Vater reiste nach Karlsbad.

Betty und ich fanden im Bertuchschen Hause die liebevollste Aufnahme, und daß es mir da nicht gerade gefiel, lag gewiß mehr an mir als an der braven Frau Bertuch, ihrer Schwester und der erwachsenen Tochter, die damals eben mit Froriep[1] versprochen war und jetzt schon in kühler Erde schlummert[2]. Wir bewohnten mit der Tochter des Hauses drei hübsche Stuben im dritten Stock, hatten Musikunterricht, und ich sollte mich nach Freund Matteis verständiger Berechnung in diesem durchaus praktischen, geregelten Haushalt zu meinem Nutzen umsehen. Davon wurde aber, gestehe ich beschämt, nichts. Vielmehr gehört diese Zeit zu der unnützesten in meinem Leben. Zu befehlen hatten mir meine freundlichen Wirte nichts, und aus eigenem Antrieb fand ich mich zu häuslich tätiger Wirksamkeit gar nicht aufgefordert. Durch des Vaters Bertuch Güte reichlich mit Büchern versehen, lag ich stunden-

[1] Ludwig Friedrich Froriep, 1779—1847, Professor der Chirurgie in Jena, Halle und Tübingen, zuletzt Obermedizinalrat in Weimar, leitete später auch das Verlagsgeschäft Bertuchs, in das denn auch sein Sohn und sein Enkel, beide ebenfalls angesehene Ärzte, eintraten. Der letzte hat es 1855 aufgelöst. Sein Bild N. 163.

[2] Bertuchs Frau, Caroline, † 1810, war die Tochter des Wildmeisters Friedemann Slevoigt in Waldeck. Ihre Schwester Johanna Auguste Wilhelmine starb 1821. — Bertuchs Tochter Charlotte heiratete den gleichaltrigen Froriep 1801. Über den Sohn, Karl Bertuch, s. o. S. 99.

lang darüber fest; dann wurde Musik getrieben, gezeichnet, spazieren und in Gesellschaft gegangen, wo ich mehr gefiel, als mir just taugte. Lottchen Bertuch, nicht im mindesten hübsch, aber sehr verständigen und häuslichen Sinnes, konnte nicht auf mich einwirken, weil sie nicht zu mir paßte. Ich mag ihr manchen Anstoß auch dadurch gegeben haben, daß ich in meiner Stube mehr genial als ordentlich wirtschaftete, was sehr im Kontrast stand zu den guten Lehren, die ich meiner elfjährigen Schwester erteilte, welche zu bemuttern ich angewiesen war. Doch versöhnte meine Gutmütigkeit Lottchen mit meinen Fehlern, wie ich glaube. Auch nahm ich manchmal einen Anlauf, ihrem Beispiel zu folgen; aber es war nicht von Dauer, und so verflossen etwa sechs Wochen, bis uns die Mutter nach Jena abholte. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß Bertuchs sich nicht grämten, ihre kleinen Gäste los zu werden; ich grämte mich aber auch nicht und verließ gern ein Haus, wo ich mehr Prosa fand, als meine Natur vertrug.

## Jena

Auguste Böhmer war wie ihre Mutter eine außergewöhnliche Persönlichkeit, von trefflichen Anlagen und früh gereift durch den steten Umgang mit lauter hervorragenden Erwachsenen, die alle sie liebten, unterrichteten, erzogen und verwöhnten; sie schloß sich aber mit besonderer Freundschaft gerade an die Tischbeinschen Töchter an, die ihrem doch unverfälscht jugendlichen Sinn in diesem für Liebe besonders empfänglichen Lebensalter sehr zusagten und ihr freundlich entgegenkamen. Deshalb mögen vor Caroline Tischbeins eigener Erzählung noch einige, stellenweise auch sie berichtigende Bemerkungen hier Platz finden.

Auguste war am 28. April 1785 in Klausthal geboren, stand also im Alter gerade zwischen Caroline und Betty Tischbein. Sie war ein gescheites, lebhaftes, witziges Kind, und zuletzt ein hübsches, schlankes und blühendes, vielversprechendes Jüngferchen. Schon der Zwölfjährigen schrieb Friedrich Schlegel, der sie wie ihr Stiefvater und Schelling und Steffens außerordentlich liebte, Briefe wie einer völlig Erwachsenen[1]. Sie antwortete auch wie eine solche, auch in Versen als Vierzehnjährige[2].

[1] Achtunddreißig Briefe von ihm, drei von Wilhelm an sie, zehn von ihr s. bei Karoline 1, 378 und 611.

[2] Daselbst 1, 531.

Sophie Tischbein besuchte die Familie Schlegel in Jena vom August bis 20. September 1799 — Tischbein war nach Karlsbad gegangen — zuerst mit ihrem zweiundeinhalbjährigen Söhnchen Karl; ihre Töchter kamen von Weimar vorerst nur ab und zu einmal auch nach Jena. Als Karolinens fünf Braunschweiger Verwandten — vor denen Ludwig Tieck und Hardenberg bei ihr zu Besuch waren — abreisten, konnten die zwei Mädchen nachrücken. „Ich hatte es so einzurichten gesucht," schreibt Karoline Schlegel an Luise Gotter, „daß alles ordentlich herging. Freilich, die drei Mädchen, Caroline, Betty und Auguste, haben argen Lärm verführt, und ihre Stube war schlecht aufgeräumt; aber auch welche Wonne, den vergnügten Geschöpfen zuzusehen! Betty ist ein Kleinod, sie muß jedermann entzücken; nicht das herrliche musikalische Talent und die durchaus originelle Wendung ihres Wesens sind es allein, es ist eine solche Güte und Unbefangenheit in ihr, daß man die Mutter um sie beneiden muß. Carolinens Stimme hat sich mit großer Gewalt entwickelt; wir haben ein paar Konzerte gehabt, die herrlich waren, wo sie und Betty Arien und Auguste mit ihnen Duetts und Trios und die Mutter mit den beiden Töchtern Chöre sangen. Wie sehr hätte ich gewünscht, daß alle hieran teilnehmen möchten, die ich liebte, daß ich Euch nur auf kurze Zeit herüber hätte zaubern können! Du mußt mir selbst die Begeisterung wohl anmerken[1]!"

Sophie Tischbein nahm dann Auguste für acht Wochen mit nach Dessau, die ihnen aus Freundschaft und Musikliebhaberei folgte und bis zum 26. November bei ihnen blieb, ihre hübsche und schon etwas ausgebildete Stimme weiter entwickelte und viele — ihrer Mutter zu viele — gesellige Genüsse hatte. Ihr Vater selbst holte sie zurück[2]. Vier Wochen darauf ward sie nach kürzestem, einfachstem Unterricht — zusammen mit der späteren Malerin Luise Seidler — konfirmiert. Mit Caroline Tischbein blieb Auguste in Briefwechsel; Stellen aus drei Briefen von ihr, in denen sie Auguste mit Schelling neckt, s. Karoline 1, 756.

Jena konnte man gerade in jenen Jahren, um die Wende des Jahrhunderts, bis etwa 1803, als die erste deutsche Universität ansehen, so hervorragende Gelehrte aller Fächer wirkten dort zusammen; besonders war es die Hochburg der Philosophie.

Caroline Tischbein nennt unter den Freunden des Schlegelschen Hauses zuerst den Justizrat Professor Gottlieb Hufeland aus Danzig (1760—1817); seine Frau war eine geborene Wiedemann aus Braunschweig, und ihr Bruder, ein bedeutender Arzt, hatte Karoline Schlegels Schwester Luise zur Frau;

[1] Daselbst 1, 561.
[2] 22.—26. November.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trotzdem löste sich das enge Verhältnis von Schlegels zu beiden Familien noch im selben Jahr, obwohl die sangeskundige Frau Augusten fördern konnte. Tischbein hat Hufeland gemalt, aber auch den damals ebenfalls in Jena tätigen berühmten Arzt Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836), der aber mit jenem gar nicht verwandt war[1].

Der unentwegt rationalistische Theolog H. Eberhard Paulus (1761 bis 1851), aus Leonberg bei Stuttgart, hatte zur Frau eine hübsche, muntere und gescheite Base, auch aus Württemberg, Karoline geb. Paulus (1767 bis 1844), die auch mit Goethe[2] und Schiller sehr gut stand und eine Reihe von Romanen und Novellen verfaßt hat. Beider schöne, gebildete, aber gefallsüchtige Tochter Sophie wurde 1828 August Wilhelm Schlegels zweite Frau; von ihrer unglücklichen Ehe war oben schon die Rede (s. S. 62). Das anfangs so gute Verhältnis des Schlegelschen zu dem Paulusschen Paare schlug aber bald um und ward geradezu gehässig, und der Haß des Theologen übertrug sich auch auf Karolinens zweiten Gatten, Schelling, und führte noch 1841 zu einem unleidlichen Prozeß beider Leonberger Landsleute!

Der Jurist Ernst Karl Mereau war der erste Gatte der Dichterin Sophie Schubert. Ihre Ehe wurde am 21. Juli 1801 getrennt, und Sophie ward 1803 in Marburg Clemens Brentanos erste Frau; auch dieser ist in Jena jahrelang gewesen und hat die Blüte und den Niedergang der Hochschule miterlebt, dazwischen warb er auch in Altenburg vergeblich um die Liebe der schönen Minna Reichenbach, deren Bild Friedrich August Tischbein gemalt hat[3].

Der Anatom Justus Christian von Loder aus Riga (1753—1832) hatte zur ersten Frau eine Freundin Karoline Schlegels, die Tochter des Göttinger Gynäkologen Joh. Georg Röderer, war aber damals, schon seit 1792, mit der Tochter des berühmten Göttinger Chirurgen August Gottlob Richter verheiratet[4]; diese letztere ist von Tischbein auch gemalt worden, ebenso wie Loder selbst, mit dem er später noch in Rußland zusammentraf; nach Tischbeins Bild des schönen Mannes mit dem gewinnenden Antlitz hat sein Freund Gotthard Müller einen trefflichen Stich hergestellt.

Der Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann (1765—1837) über-

[1] Bei Oskar Walzel, Briefe Friedrich Schlegels, S. 425 sind beide als Brüder bezeichnet.

[2] Goethe sagte von ihr, die Natur bringe nicht leicht wieder ein so neckisches Wesen hervor.

[3] S. Walther Limburger, Clemens Brentano und Minna Reichenbach, 1921. Darin das Bild Friedrich August Tischbeins.

[4] Karoline 1, 672; doch hält Erich Schmidt die später von Caroline genannte zweite Frau Loders noch für die erste.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trug erst 1798 seine Handlung und Druckerei von Züllichau nach Jena, wo er bald durch Tüchtigkeit großes Ansehen gewann; sein Haus, das seine Gattin, eine geborene Wesselhöft aus Hamburg, gar traulich und behaglich zu machen wußte, wurde von vielen Großen gerne besucht, auch von Goethe, der überhaupt sehr oft von Weimar nach Jena herüberkam; hier lernte er auch Minchen Herzlieb kennen. Frommann war ein kleiner, zarter, lebhafter und liebenswürdiger Mann[1], bei dem es auch Tischbein wohl ward; seine Tochter Emilie hat er auch gemalt. Seine beiden Geschäfte bestehen noch heute, getrennt in Jena und Stuttgart, nachdem sein Sohn und sein Enkel, beide auch schriftstellerisch tätig — letzterer ist Verfasser des bekannten Buches „Das Frommannsche Haus und seine Freunde" —, sie bis 1881 geleitet haben.

Der Dichter Johann Dietrich Gries (1775—1842) war zwar Jurist, lebte aber bloß den schönen Wissenschaften und ist als trefflicher Übersetzer von Ariost, Dante und Calderon bekannt geworden. Die damals geschlossene Freundschaft mit Tischbeins Frau und Töchtern, deren musikalische Kunst ihn besonders erfreute, erneuerte sich später in Heidelberg, der zweiten Wiege der Romantik, wo er viel im Wilkenschen Hause verkehrte; wie schwer ihm der Abschied von hier fiel (1808), bezeugen fünfzehn teilweise lange Briefe von ihm. Er ist unvermählt geblieben.

Der Philosoph Friedrich W. Joseph Schelling aus Leonberg in Württemberg (1775—1854) kam nicht, wie Caroline meint, damals erst in Jena an, sondern war dort schon seit einem Jahre Professor; er kann nur vorübergehend verreist gewesen sein und seit Juni 1799 sitzt er an Karoline Schlegels Tische. Kinderlieb, wie er war, hatte er auch seine Freude an dem Trio der jungen Mädchen dort im Hause; auch die Mutter Tischbein gefiel ihm gut. Am 30. September schreibt Karoline Schlegel an Auguste, die bei Tischbeins in Dessau weilt: „Schelling läßt der Tischbein sagen, das wäre wenig, daß Goethe sie eine angenehme Gegenwart genannt. Ihm wäre sie auch eine äußerst angenehme Erinnerung!"

Friedrich Schlegel, der als letzter Ankömmling von Caroline erwähnt wird, war auch sehr kinderlieb, neckisch und unterhaltend, und wenn sie auch ablehnend hier von ihm spricht, so hat sie ihm doch einmal, wohl beim Spiel, einen Kuß gegeben, und um einen zweiten, den sie ihm schuldig geblieben sei, rechtet er noch mit ihr in einem seiner hübschen Briefe an Auguste in Dessau; „laß ihn dir ja mitgeben, wenn du wieder kommst; auch liebte ich die Betty sehr". Und nochmals: „Der Frau Tischbein entbiete meinen ehrenfesten und biederherzlichen Gruß, der Caroline sage, ich wüßte recht gut, daß

[1] Sein Bildnis N. 140.

sie mir den Kuß gegeben, würde es auch nicht vergessen, der aber, welchen sie mir noch schuldig, ist ein anderer, wie sie sehr gut weiß!"

Im Oktober kam auch noch Dorothea Veit an und zog mit Friedrich, ihrem späteren Mann, in August Wilhelms Haus; das anfänglich gute Einvernehmen ging aber bald in die Brüche. Gemüt- und liebevoll und selbstverleugnend, stand sie ihm sein Leben lang als hochbegabte, fleißige Helferin, ja als Dienerin, obwohl sie auch selbständig schriftstellerte, zur Seite, was er, wenn er ihr auch treu blieb, doch nur als ihm gebührend hinnahm. 1802 ging sie mit ihm nach Paris, wo sie evangelisch ward (und beide ihr ungesetzliches Verhältnis durch Eheschluß endigten), um nach vier Jahren mit ihm katholisch zu werden. Friedrich ist 1829 in Dresden, sie 1839 in Frankfurt bei ihrem Sohn, dem Maler Philipp Veit, Direktor des Städelschen Instituts († 1877 in Mainz), gestorben[1].

Überhaupt zog sich alles, was zu dem romantischen Kreise hielt, in Karolinens Haus zusammen, im Herbst auch das Ehepaar (Ludwig) Tieck, und es ist bewundernswert, wie diese merkwürdige Frau diese ganze Wucht alltäglicher Geschäfte neben der Last ihrer vielseitigen geistigen Tätigkeit jahrelang ohne zu ermüden oder zusammenzubrechen, gleichmütig und heiter zu tragen vermocht hat, ja auch den schwersten seelischen Konflikten und Erschütterungen nicht erlag. Der sechzehnjährigen Beobachterin Caroline Tischbein ist es ja nicht zu verargen, daß sie, nach einem Verkehr bloß weniger Wochen in ihrem Hause, die ganze Größe dieser einzig dastehenden Frau nicht zu erfassen vermochte. Auch ihr Tisch kann so übel nicht gewesen sein, sonst wäre er nicht von so vielen, auch wohlhabenden und den Tafelgenüssen nicht abholden Männern so begehrt worden — auch die Strohwitwer, wie Hufeland, Paulus, Loder, erschienen sofort bei ihr —; sie ist vielmehr — wie sie selbst schreibt, von einer sehr guten Köchin unterstützt — auch eine sehr tüchtige, umsichtige, alles übersehende und allen Schwierigkeiten gewachsene Hausfrau gewesen.

Der Bruch zwischen den Schlegelschen Gatten war in der Tat fortab unabänderlich; richtig ist auch, was Caroline Tischbein über das Verhältnis von Schlegel und Schelling sagt: beide haben sich auch in der Folge nicht über Karolines Scheidung und neue Ehe entzweit; aber auch diese hat noch zwei Jahre lang freundlich und teilnehmend an Schlegel weiter geschrieben.

Was Caroline Tischbein weiter über die Haltung Augustens gegen ihre Mutter und Schelling sagt, ist dagegen stark übertrieben; dies zeigen Stellen aus den schon erwähnten Briefen Caroline Tischbeins an Auguste. So am 2. Dezember 1799: „Schelling war sehr artig? Fritz (Schlegel)

[1] Ihr Bild bei Raich, Briefwechsel von Dorothea Schlegel mit ihren Söhnen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch unverändert? nun das freut mich... Seh mir einer den Mup an. Macht sich recht rar. Tut gegen Schelling kalt, der denn so gütig ist zu wünschen, daß du ihn als einen Freund ansehen möchtest. Du hast es aber schon bereut, beträgst dich artiger gegen ihn? — O so, das arme Gänschen wird rot, wenn man es etwas frägt, es weiß selbst nicht warum." — 16. Dezember: „Schelling ist recht gut und viel liebenswürdiger, selbst sanft, ich mag ihn sehr gern leiden, schreibst du. So, so, mein Mädchen. Das gefällt mir nicht schlecht; sogar sein Bruder findet jetzt vor dir Gnade; er hat schöne braune Augen!" — 8. Januar 1800: „Das glaub' ich, daß es am Weihnachtsabend sehr lustig bei euch zugegangen ist, ich hätte wohl mögen dabei sein. Die Stanze von Schelling ist sehr hübsch, ich hätte nicht geglaubt, daß er so galant wäre, auch die, die er an deine Mutter gemacht hat, ist scharmant" (s. beide Gedichte Karoline 1, 593 f. u. 661).

Auch weitere Briefe Augustens an Schelling zeigen beide in einem guten, fast kameradschaftlichen Verhältnis, es spricht aus ihnen eine durchaus freundliche Zuneigung. Auf eine gewisse Sprödigkeit Augustens gegen ihn deutet ja eine Stelle aus einem der zehn Briefe ihrer Mutter an sie in Dessau (Karoline 1, 566), an der sie ihr Vorwürfe macht. Daß sie die Tochter an Schelling hätte verheiraten wollen, ist ein völlig unbegründeter Vorwurf Friedrich Schlegels. Sie selbst hatte sich seit 1798 untrennbar mit Schelling zusammengefunden und wünschte deshalb Auguste auch in einem freundlichen Verhältnis zu ihm zu sehen. Daß dieser das Kind hätte heiraten wollen, trifft auch durchaus nicht zu, trotz aller seiner Zuneigung zu ihr.

Anfang März 1800 erkrankte Karoline Schlegel am Nervenfieber und lag sechs Wochen lang zu Bett, hingebend von der Tochter gepflegt. Zur Erholung gingen beide anfangs Mai auf Hufelands Anordnung über Rudolstadt, wo Schelling sich ihnen anschloß, nach dem Bad Bocklet an der Saale, die Hälfte des Weges auch von Schlegel begleitet. Schelling ging mit bis Bamberg, wo die zwei Damen Mitte Juni abwarteten, bis in Bocklet eine Unterkunft beschafft war, ging von da nach Schwaben, kam aber anfangs Juli auch nach dem kleinen Badeort. Dort erkrankte nun Auguste am Nervenfieber, und der 12. Juli ward ihr Todestag!

Die Trauer um das liebe junge Geschöpf war allgemein und tief. Ihr Stiefvater Schlegel zerfloß in Tränen, er hat ihr die schönen Gedichte „Totenopfer für Auguste Böhmer" nachgesungen, Sämtl. W. 1, 127—140; Schelling wurde krank, die unglückliche Mutter auch; Gries hat sie nicht verstanden, wenn er sie „unempfindlich nach dem Tode eines solchen Kindes" nannte; sie wußte immer ihre Gefühle zu beherrschen und stellte sie nie bloß; aber ihre schlaflosen Nächte durchweinte sie, wie Schelling erzählt, und das Gefühl für

ihre fünf verlorenen Kinder ist ihr von keiner Zeit gelindert worden, hat ihr aber den Tod erleichtert.

In schreckliche Erregung geriet Schelling und das Schlegelsche Ehepaar durch das unbegründete Gerücht, er, der auch Mediziner war und die Kranke mitbehandelte, habe durch Verabreichung von Opium den Tod Augustens verschuldet.

Ein Trostbrief von Sophie Tischbein aus Leipzig, vom 28. August 1800, steht Karoline 1, 608 f.; sie spricht darin auch von dem Bilde der Verstorbenen, das Tischbein 1798 angefangen, aber noch nicht vollendet habe, eben aber kopiere und baldigst senden werde. Eine Zeichnung danach habe aber ihre Tochter Caroline gemacht; diese schickt sie mit, und von ihr schreibt Schlegel an Tieck vierzehn Tage später, sie stehe, von einem leisen Heiligenschein umgeben, auf seinem Zimmer und werde stündlich von ihm betrachtet und angebetet." Vom Originalbilde Tischbeins schreibt Karoline Schlegel am 10. Dezember 1801: „Ich kann keine der Kopien neben dem Hauptgemälde sehen, denn in diesem liegt ihre ganze Wahrheit und Unschuld, und es gibt ihre schöne Erscheinung von Einheit wieder, obschon in dem kindlichsten Ausdruck. Das Unvollendete des Gemäldes selbst ist ihm günstig: es ist ihr Schatten mit den zartesten Farben des Lebens" (s. Nr. 14).

Die Beziehungen zwischen den beiden Familien hören damit zunächst auf; aber später hat Schlegel in Berlin Caroline und ihren Gatten Wilken noch öfter besucht, auch ihren Sohn Friedrich Franz als Studenten in Bonn in sein — freilich frauen- und freudloses — Haus gezogen.

Auguste fand ihr Grab in Bocklet neben der kleinen Kirchhofkapelle; ein Denkmal für sie wurde sofort geplant und drei hervorragende Bildhauer, Friedrich Tieck, Schadow und Thorwaldsen, dazu herangezogen; auch Goethe und Meyer halfen mitberaten; aber Tieck lieferte nur, unter Benutzung wohl des Tischbeinschen, von ihm beifällig beurteilten Bildes, eine Büste von ihr, die aber leider verschollen ist; ein Abguß von dieser kam indessen in Thorwaldsens Hand, der danach sein schönes Denkmal 1814 vollendete; es kam aber auch nicht auf ihr Grab zu stehen, das nur mit einem schlichten Stein bedeckt ist, sondern findet sich im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Ein schöner Aufsatz von P. von Bojanowski über „den Kirchhof von Bocklet" mit Abbildungen findet sich in Westermannns Monatsheften LXXXIX, 515 (1901); eine solche des Denkmals bei Thiele, Thorwaldsens Leben, Tafel 48, seine kurze Geschichte bei Karoline 1, 759 f.

◆

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Schlegelschen Hause in Jena gab's dagegen Poesie genug, aber keine Ordnung. Diese Wirtschaft überstieg jede mögliche geniale Unordnung und wurde mir so widerlich, daß ich dadurch erst die Notwendigkeit einer besseren Einrichtung schätzen lernte. Bei Schlegels war ich viel ordentlicher als bei Bertuchs[1].

Ein munteres Leben herrschte im Schlegelschen Hause. Von Frau Schlegel, der ehemaligen Böhmer, ihrem Verhältnis zu Schlegel, von der Bedingung, unter welcher sie ihm, Schlegel, ihre Hand gereicht hatte, habe ich schon oben gesprochen. Im zweiten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau hatte er die junge Frau mit einer allerliebsten Stieftochter nach Dessau gebracht, wo sie etwa vierzehn Tage bei uns wohnten. Diese Stieftochter, Auguste Böhmer, war ein liebliches Mädchen von etwa vierzehn Jahren und, man mußte gestehen, gut erzogen. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Frauen von leichten Grundsätzen bemüht sind ihren Töchtern ganz entgegengesetzte Gesinnungen einzuflößen, gleich als wollten sie sich dadurch entsündigen oder sich Fürsprecher vor Gottes Thron bilden in den geliebten Wesen, welche sie vor dem Gift bewahrten, das sie selbst verzehrt.

Auguste war ein reines, fleckenloses Kind; ihr Stiefvater betete sie an, und man mußte der Mutter um des Engels willen, den sie verderben konnte und doch so heilig hielt, die eigene Schuld nachsehen[2]. Ich glaube, so empfanden meine Eltern; sie waren freundlich gegen Madame Schlegel, obwohl der Vater, ungewonnen durch ihre anmutige Genialität, ihr oft tüchtig was abgab, was sie ganz allerliebst aufnahm und wieder vom Ärmel schüttelte[3].

Sie war gar nicht schön, kaum hübsch[4], aber ihre nette, gewandte,

---

[1] Aber doch noch nicht ordentlich genug! S. Karoline Schlegels Brief o. S. 103.

[2] „Bloß die Entfernung vom Gemeinen," schreibt ihre Mutter, „in welcher Auguste beständig erhalten worden ist, hat sie zu dem, was sie ist und werden kann, erzogen."

[3] Dies wird aber wohl nicht bei Schlegels ersten Besuchen in Dessau, sondern im Frühjahr 1798 gewesen sein, als Tischbein die Mutter und die Tochter in Jena malte (s. o.). Er wohnte damals bei Schlegels, vielleicht sogar mit Sophie oder seinen Töchtern, denn Karoline Schlegel schreibt (1, 466) von „ihren holländischen Gästen".

[4] Auf Tischbeins Bildnis (Karoline Bd. 2) entbehrt sie doch nicht eines anmutigen Reizes; s. auch unser Bild.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleine Gestalt war graziös, wie ihr ganzes Wesen, und in dem von Pockennarben etwas beschädigten Antlitz lag so viel Einnehmendes, in ihren dunklen Augen[1] leuchtete so viel Geist, und ihre Lippen zeigten, wenn sie sich öffneten, so schöne Zähne, daß man allenfalls die Neigung begreifen kann, welche nicht bloß Schlegel, sondern auch viele andere Männer ihr maßlos widmeten[2]. Von Dessau wollten Schlegels damals nach Jena gehen, wo er eine Professur angenommen hatte.

Schlegel gehörte zu der damaligen Zunft anmaßender Schriftsteller[3], in welcher Roheit, hämische Spottsucht und die frechste Unsittlichkeit mit dem Stempel der Genialität bezeichnet wurden und deren Haupt er mit seinem Bruder Friedrich bildete. Von ihnen gingen die Lucinden[4] usw. aus, Werke, die jetzt gottlob! selbst Männer zum Teil nicht kennen oder doch nach ihrem wahren Wert

[1] Ein leichtes Schielen wirkte nach Ludwig Tieck „durchaus nicht etwa störend oder abstoßend, sondern gab ihren Augen einen eigentümlichen Ausdruck. Es lag darin eine Gewalt, der man sich kaum entziehen konnte“ (Karoline 1, 748).

[2] Von den damaligen Größen Jenas hat sich nur Hegel ihr ferngehalten, auch bei ihrem Tod sich nicht eben schön über sie geäußert (Karoline 2, 626).

[3] Der erste Romantische Kreis, zu dessen Gründern außer den Brüdern Schlegel Tieck und Friedrich von Hardenberg gehörten, blühte in Jena von 1797 bis 1800. Seine kritische Zeit- und Streitschrift war das Athenäum. Der zweite hatte seinen Sitz in Heidelberg: Arnim, Clemens Brentano, Görres u. a.; seine Zeitschrift waren die Heidelberger Jahrbücher, mitgeleitet von Friedrich Wilken, so daß dessen Gattin auch diesem Kreise nahetrat.

[4] In seinem völlig formlosen, von ihm selbst als „zynisch“ und „sapphisch“ bezeichneten „Roman“ „Lucinde“ hat der zu eigentlichem dichterischen Schaffen nicht beanlagte, nur geist- und ideenreiche, auch kritisch hochbefähigte Friedrich Schlegel (November 1797 bis Mai 1798) in Berlin sein eigenes stadtkundiges Verhältnis zu der sieben Jahre älteren noch Ende 1798 geschiedenen Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea Veit, geschildert; sie hatte mit neunzehn Jahren ohne Liebe den Bankier Veit in Berlin geheiratet und ihm vier Kinder geboren, darunter den berühmten Maler Philipp Veit; Schlegel hat sich darin als Julius, sie als Lucinde bloßgestellt, beiläufig auch zuerst wirkliche statt erfundener Personen in den Roman eingeführt (S. 56 der Reclamschen Ausgabe geht auf Karoline Böhmer). Doch sollte das Buch nicht sowohl seine eigenen Menschlichkeiten darstellen, als ein Bruchstück eines von ihm geplanten, auch über den „ersten Teil“ hinaus schon bearbeiteten großen romantischen Kunstwerks bilden, das den gesamten romantischen Geist veranschaulichen sollte (s. die scharfsinnigen Ausführungen von Joseph Körner in Prag in „Neues über den Dichter der Lucinde“ in den Preußischen Jahrbüchern 1921, Januar—März, S. 309 ff.). — Veranlaßt war Lucinde durch Karoline Böhmers Eintritt in Friedrich Schlegels Leben. — S. auch Walzels Nachwort zur Neuausgabe der Lucinde im Insel-Verlag.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu beurteilen wissen. Unzählige Schwierigkeiten setzte es später über diese unreinen Geisteserzeugnisse, die doch ihres Verfassers bessere Natur verleugneten, zwischen Schlegel und meinem Vater, der den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern sehr liebte und suchte und mit vielen Gelehrten und Schriftstellern freundschaftlich verbunden war; über diese Schlegelschen Produkte aber fühlte sich mein Vater, der sich an den früheren Leistungen des jungen Mannes erfreut hatte, ganz empört und sprach ihm seine Meinung unumwunden aus. Zum erstenmal hörte ich ihn bei einer solchen Gelegenheit eine unartige Antwort geben. Schlegel persiflierte jemand in einem Gespräch mit dem Vater ganz jämmerlich und sprach sogar über dessen Physiognomie das Anathema aus. Auf des Vaters Einwurf, daß der Mann sich sein Gesicht doch nicht selbst gemacht habe, antwortete Schlegel: „Ei was, jeder tüchtige Mensch vermag sich selbst sein Gesicht zu schaffen." Im vollen Zorn versetzte der Vater: „Könnte man dies, so würden Sie besonders wohlgetan haben, sich ein anderes zu machen." — „Sie," sagte der Vater einmal heftig erregt zu der Frau, „Sie sind die Schlange, welche Schlegel verführt, von Ihnen empfängt er das verderbende Gift, um es weiter zu verbreiten." Die kluge Frau lachte und wußte durch irgendeine scherzhafte Wendung Schlegels aufsteigenden Zorn wie des Vaters Heftigkeit zu beschwören. Die Männer blieben Freunde, aus alter Gewohnheit und angeborener Gutmütigkeit, und beim Abschied mußte die Mutter versprechen, das Ehepaar zu besuchen, was denn jetzt auch geschah.

Schlegels wohnten in Jena sehr beschränkt. Ihnen gegenüber — ich glaube die Häuser, nur durch einen Hof geschieden, gehörten zusammen[1] — wohnte der Justizrat Hufeland. Die Justizrätin war eine sehr elegante, lebenslustige Frau und wie ihr Mann sehr mit Schlegels befreundet.

Viele interessante Männer mit ihren Familien bildeten damals in Jena eine sehr anziehende Geselligkeit. Paulus, Mereau, Loder, Frommann waren mit Schlegels und Hufelands befreundet. Auch Gries gehörte zu dieser Elite, sowie viele junge liebenswürdige und geistvolle Studierende. Es war ein Kreis, wo Lust

[1] Daß dies richtig ist, zeigt Karoline 1, 593.

und Leben herrschte, Bälle, Landpartien, kleine Maskeraden, alles gab es da, um junge Gemüter anzuziehen, vielleicht auch zu verlocken. Es war eine muntere Zeit, die ich unbefangen hinnahm und freudig genoß. Gut war es jedoch, daß diese Zeit nicht zu weit ausgedehnt wurde und daß ich in Auguste den Genius fand, dessen Einfluß und kindlicher Umgang mich mehr beherrschte als andere Eindrücke.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Jena kam Schelling an und bezog eine Stube im Schlegelschen Hause, wo er auch nebst mehreren jungen Leuten seinen Mittagstisch hatte. Dieser letzte war nicht der beste, vielmehr gab es ein abscheulicheres, ungesunderes Essen als hier wohl selten. Vielleicht wußte Frau Schlegel oft um zwölf Uhr noch nicht, was sie kochen lassen wollte. Saure Gurken, Kartoffeln, Heringe und eine unschmackhafte Wassersuppe halfen dann aus. Die Würze zu diesem Mahl lieferten geistige Bestandteile bei der unnachlassenden Gewandtheit der Wirtin, welche alle zu beleben und anzureizen und ihren Witz leuchten zu lassen wußte, so daß die Gesellschaft über dem Sprechen das Essen vergaß. Die Abendvereine bei Tee und kalter Küche waren auch sehr angenehm, Wurst und Käse dabei wenigstens eßbar.

Wie Frau Schlegel verstand, Herzen zu gewinnen, bezeugt ihr dritter Mann, Schelling[1]. Schelling dachte, als er nach Jena kam [1798], an nichts weniger als daran, einst dies zu werden; er hatte sich sogar höchst nachteilig über die Schlegel geäußert und versichert, ihn werde sie nicht behexen. Sicher ist es, daß der Dame diese Äußerungen bekannt wurden. Wie sie es aber anfing, ihn als Gast oder Mieter — ob ersteres oder letzteres, weiß ich nicht mehr — ins Haus zu bekommen, blieb unerörtert. Genug, er kam. Mir nicht, aber der Mutter, wie sie später erzählte, wurde bald bemerkbar, daß sich zwischen Schelling und seiner Wirtin ein Verhältnis entspann, unter dem Schlegel sehr litt. Ich entsinne mich, daß einst nach einem kleinen Ball bei Schlegels, als alle Gäste schon fort waren und ich in den Saal zurückkehrte, um etwas zu holen, Schlegel und seine Frau in großer Aufregung nebeneinander einherschritten. Er weinte, sie sah sehr entschlossen und erhitzt aus. Diese

[1] Der ebenfalls, wie der zweite, jünger war als sie, sogar um zwölf Jahre.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christiane Vulpius



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auguste Böhmer



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wahrnehmungen machte ich schnell und teilte sie der Mutter mit. „Sie werden sich gezankt haben", antwortete die Mutter leichthin, und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Sehr angenehme Stunden brachten wir bei Loders, Hufelands und Frommanns zu, in welchen Häusern es neben geistiger Befriedigung auch an leiblicher Erquickung nicht fehlte. Bei Hufelands gab es einst eine kleine Maskerade, wo ich als Sultanin, Schlegel als Sultan kostümiert, wie behauptet wurde, uns vortrefflich ausnahmen[1]. Eine andere Fête nur für junge Leute nahm ein Ende, das mich verscheuchte. Unter anderen angenehmen, munteren jungen Leuten gehörte auch ein gewisser Winkelmann[2] zu diesem Kreis, der bisweilen mehr Student als feiner Herr war. Bei der gedachten Fête, als wir nach allerhand Spielen am Tisch saßen, fing Winckelmann plötzlich, begeistert durch häufig genossenen Punsch, an zu singen: „Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen." Er begleitete diese Rede mit so ausdrucksvoller Freundlichkeit gegen seine Nachbarin, was ich glücklicherweise nicht war, daß mir alle Lust verging, länger zu bleiben. Ich stand auf und entfernte mich mit Auguste sogleich.

Gegen das Ende unseres Aufenthaltes in Jena[3] kam Friedrich

---

[1] Das Theaterspielen war damals nicht nur eine Leidenschaft der Jenaer und später der Heidelberger Romantik, sondern weiter Kreise geworden, wie z. B. Tieck erzählt, den alten, nüchternen Nicolai in Berlin angetroffen zu haben, wie er mit zwei anderen eine Szene zu Don Carlos improvisierte!

[2] Es war der Neffe des Dichters Leisewitz, der Mediziner und Dichter Stephan August Winkelmann, der sich zu den Romantikern hielt, aber schon sechsundzwanzigjährig als Professor am anatomisch-chirurgischen Kollegium seiner Vaterstadt Braunschweig 1806 (nicht 1810, wie es bei Pütter-Saalfeld, Versuch e. akad. Gel.-Gesch. 3, 173 und bei anderen heißt) starb. Auch Savigny gehörte zu seinen Freunden. Vgl. R. Steig, Achim von Arnim usw., S. 172, wo Brentano im Mai 1806 an Arnim schreibt: „Vorgestern erhielt ich die Nachricht von Winkelmanns Tod durch Wilken, der sie von Bouterwek in Leipzig gehört hat. Er starb im Februar an einem schnellen Nervenfieber, so schnell, daß Bouterwek Aufsätze von ihm für seine ‚Vesta' und seine Todesnachricht zugleich erhielt. — Mich dauert der ganze gute Kerl, der vor Klassiker-, Studenten- und Dozentenleben gar nie zu rechtem Menschenleben gekommen ist."

[3] Spätestens am 2. September 1799; denn am 3. traf ihn der eben angelangte Gries schon bei Schlegels an. Die drei jungen Mädchen begleiteten letzteren dann zu Loders, und „seine Freude an der Musik ward neu belebt, zumal durch die Tischbeinschen Töchter, und verschafften ihm genußreiche Abende" (J. D. Gries, S. 57).

Schlegel an. Seine erste Erscheinung befremdete mich sehr. Ich stand im Speisezimmer am Fenster, als eine kurze, gedrungene Gestalt, bewaffnet mit einem tüchtigen Knotenstock, in höchst unscheinbarem, ja unsauberem Anzug, mit dem Ranzen auf dem Rücken keck zur Haustür herein und in eben der Manier in das Eßzimmer trat. Ich erschrak und sah in ihm einen dreisten Bettler. Er bemerkte es lächelnd und hätte sich wohl mit meiner Verlegenheit längere Zeit Spaß erlaubt, wäre nicht gerade seine Schwägerin eingetreten und hätte ihn bewillkommt. Friedrich Schlegel gefiel mir übrigens nicht sonderlich, und die Aufmerksamkeit, welche er mir erwies, konnte mich nicht günstiger für ihn stimmen.

Die Mutter bereitete sich endlich zur Abreise[1]. Ohne zu wissen, warum, bemerkte man je länger, je mehr das gestörte Verhältnis Schlegels und seiner Frau. Er war ausfahrend, übellaunig; sie behandelte ihn mit kalter Verachtung. Schelling betrug sich, als ginge ihn das gar nichts an, er zeigte sich freundlich gegen Schlegel, während er sich ganz vertraulich gegen die Frau benahm und deren Tochter Auguste eine ungemeine Zärtlichkeit bewies, die aber von dem jungen Mädchen schroff zurückgewiesen wurde. Es war, als ob damals in der frommen, reinen Seele dieses lieben Wesens ein Verdacht gegen die Mutter erwachte und gegen den zweiten ihr aufgedrungenen Stiefvater ein Abscheu, welcher sie bei ihrer zarten geistigen und körperlichen Organisation einem frühen Grabe zuführte.

Auguste und ich nahmen schmerzvollen Abschied; ich zwar ahnte von dem, was wenige Wochen nachher sich entwickelte, noch nichts. Aber Auguste zerfloß in Tränen und wollte mich und Betty gar nicht lassen. Wir sahen uns nie wieder.

Bald nachher wurde Schlegels Ehe aufgelöst, und einige Monate später war die getrennte Frau mit Schelling verheiratet. Meine Korrespondenz mit Auguste dauerte fort, die veränderten häuslichen Verhältnisse aber überging sie in ihren Briefen soviel als möglich. Sie starb leider bald nach der Verheiratung der Mutter[2],

[1] Sie erfolgte am 19. oder 20. September 1799.

[2] Dies ist unrichtig; ihre Mutter wurde erst am 17. Mai 1803 geschieden und am 26. Juli mit Schelling von dessen Vater getraut.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und ihr Tod betrübte mich tief. Was muß ihre liebe Seele gelitten haben in der Entwürdigung einer Mutter, die sie so sehr liebte!

## Die letzten Jahre in Dessau

Wir kehrten also nach Dessau zurück, wo wir aber nicht lange mehr, nur etwa bis Neujahr verweilten, um dann nach Leipzig überzusiedeln.

Ich verließ Dessau ungern, hauptsächlich um Jettchen Feders willen, aber auch außerdem hatten sich dort manche angenehme gesellige Bande für mich geknüpft. In der letzten Zeit waren wir, das heißt die Mutter und wir Töchter, oft bei der Erbprinzeß von Dessau[1] zum Tee. Diese vortreffliche Fürstin liebte die Musik und fand besondere Freude an unserem Gesang, der sich immer mehr vervollkommnete, indem ich gründlichen Unterricht erhielt, Bettys Stimme sich auch mehr befestigte und unsere Trios durch der Mutter herrliche Altstimme zu einer wahren Kunstvollendung gediehen. Wir erlangten eine Art Berühmtheit, welche dem Vater vielleicht noch mehr Freude machte als uns.

Ein behagliches Stilleben genossen wir gerade besonders während der Jahre, die wir in Dessau zubrachten. Unvergeßlich sind mir diese freundlichen Abende geblieben. Die Eltern gingen nur selten in Gesellschaft. Um drei Uhr speisten wir zu Mittag, weil der Vater, die kurzen Wintertage möglichst nutzend, bis dahin malte[2]. Nach seinem Mittagsschläfchen und genossenem Kaffee begann dann die Mutter ihr Amt als Vorleserin. Der Vater beschäftigte sich dabei mit Entwürfen zu Gemälden oder kleinen Zeichnungen in Crayon, und wir strickten, nähten oder spielten mit einer Art Puppen, die wir aus steifem Papier zierlich zu schnitzeln verstanden

[1] Christiane Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geboren 1774, verlor ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich, schon 1814 und starb 1846. — Ihre Bildnisse von Tischbein siehe im Verzeichnis. — Auch dieses junge, 1792 vermählte Paar wurde mit Recht geliebt und verehrt. Bilder von Tischbein (auch vom Erbprinzen und seinen Kindern) im Verzeichnis.

[2] Er verbrauchte bei seinem großen Fleiße soviel Leinwand, daß er einmal bei Bertuch 20 Ellen 4 Ellen breiten Stoff bestellte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und welche ich mit erwachendem Kunstsinn ziemlich glücklich ausmalte. Die Mutter las geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, oft aber auch einen guten alten oder neuen Roman vor. Zu der ernsten Lektüre lieferte der Vater gewöhnlich unterrichtende Kommentare, und gar manches lernte ich auf diese Weise spielend. Wenn er so mit uns und der Mutter im traulichen Stübchen saß, konnte er wohl plötzlich im erhebenden Gefühl seines Glückes aufspringen und uns der Reihe nach umarmen (s. Tafel 16).

Die würdige Persönlichkeit des edlen Fürsten[1] von Dessau, sein echter Kunstsinn machten dem Vater sein Verhältnis zu ihm sehr angenehm. Der Fürst beschäftigte ihn reichlich und pflegte oft in den Morgenstunden bei dem Vater unangemeldet einzutreten und gemütlich ein Stündchen in dessen Atelier zu verplaudern. Einst befand ich mich gerade dort in sehr leichtem Negligé, als der Fürst plötzlich eintrat: erschreckt flüchtete ich hinter ein großes Bild. Der Fürst hatte es aber doch bemerkt, zog mich hervor und lachte herzlich über meine Verlegenheit. Bei einem seiner Besuche[2] brachte er auch einmal Goethe mit, der auf kurze Zeit nach Dessau gekommen war, obwohl der Fürst dessen Abneigung gegen den Vater kannte. Der Fürst hatte aber geäußert, trotz seines Eigensinnes solle Goethe den Vater besuchen. An der Mutter fand Goethe viel Gefallen und hatte nachher geäußert, „die Tischbein sei eine höchst angenehme Gegenwart".

Unter andern malte der Vater in Dessau ein Familienbild der fürstlichen Familie. Er hatte es eben beendet, als ihn Hugo[3], der bekannte Jurist, besuchte und bei der Betrachtung des Bildes

---

[1] Siehe über ihn Reil, Leopold Friedrich Franz, Herzog von Dessau, 1845, übrigens eine nicht durchaus verläßliche Arbeit.

[2] Goethe war mit seinem Herzog oft bei dem Fürsten in Dessau, dessen „große und schöne Statur und hohes, ruhiges Wesen" er verehrte (s. auch „Wahrheit und Dichtung", Hempelsche Ausgabe 2, 107), so auch vom 2. bis 10. Januar 1796, wo dieser Besuch wohl stattfand. Des Fürsten ganzes Herz hat er selbst aber nicht gewonnen.

[3] Der später berühmte Jurist und Vorläufer Savignys Gustav Hugo, 1764 bis 1844, war gleichzeitig mit Philipp Buttmann in Dessau Lehrer des Erbprinzen Friedrich gewesen, und zwar in Geschichte und Staatswissenschaften. Er kam öfter dahin zurück, so am 20. bis 26. Mai 1797, auch 1799. Sein Bildnis befindet sich unter den dreizehn radierten Blättern Ludwig E. Grimms „Göttinger Professoren".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus Ungeschicklichkeit einen Stuhl mitten durch eine der Kindergestalten stieß. Hugo war fast bis zur Ohnmacht erschrocken, der Vater nicht minder. Das Bild ward indessen glücklich wieder restauriert. Hugo hatte, als er viele Jahre später mit dem Vater bei uns in Heidelberg zusammentraf, den Schrecken nicht vergessen, und wenn sie zusammen ein L'hombre machten, erinnerte er wohl daran.

Der Bruder des Fürsten von Dessau, Prinz Johann Georg oder, wie man ihn nannte, Hans Jürge, gab gleichfalls dem Vater viel zu tun. Der Prinz gefiel sich in der Idee, eine Galerie schöner weiblicher Porträts anzulegen. Sein seltsamer, nicht eben feiner Geschmack fand aber dazu meist Vorbilder, welche dem Kunstsinn des Vaters schlecht zusagten. Die prinzlichen Schönheiten waren gewöhnlich von derbem Schlage und vor allem gut ausgestattet mit Körperfülle; ich erinnere mich, wie der Vater oft in komischen Zorn ausbrach, wenn ihm solche Grazien vorgeführt wurden. Einmal geriet er fast in Verzweiflung, als er aus einer recht hausbackenen Köchin eine Diana gestalten sollte, wie denn der Prinz überhaupt liebte, seine Schönen zu mythologisieren[1].

Sinn für schöne edle Formen war dem Vater besonders eigen. In Porträts idealisierte er vielleicht zu sehr, doch geschah es selten auf Kosten der Ähnlichkeit. Er besaß einen eigenen Takt, jeder Physiognomie gleichsam den günstigsten Moment abzulauschen, und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß er unter den neueren Künstlern der geschickteste Frauenmaler war.

[1] Nach dem Tode des Prinzen wurden diese Bilder den betreffenden Familien zurückgegeben, so daß noch heute hier und da solche zu finden sein werden. — Übrigens war er eifrig künstlerischen, auch wissenschaftlichen Zwecken zugewandt und verdiente das Ansehen, das er genoß. Seine letzten Jahre brachte er in Wien zu, wo er auch starb. — Er war morganatisch kinderlos vermählt mit Caroline von Hill, geboren 1748, Tochter des Preußischen Kriegs- und Domänenrats Kurt W. von Hill, die ihren Familiennamen weiterführte und 1822 in Dessau starb. — In ihrem Nachlaß fanden sich immer noch zwei große Bilder der Familie Tischbein und noch zwölf andere von Tischbein, bis auf zwei ohne Bezeichnung der Dargestellten (zwei weibliche Doppelbilder, sechs weibliche Einzelbilder, eine alte Frau mit Kind, zwei Kopien der Bildnisse von Luise und Friederike von Preußen, deren er vier verfertigt hat, und ein junges Paar in einer Säulenhalle, alle auf Leinwand mit Öl gemalt). Sie sind wahrscheinlich versteigert worden, und so werden die der beiden Prinzessinnen vom Herzog erworben worden sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seinen männlichen Porträts gebrach es dagegen oft an Kraft, wie man ihm vorwarf.

Sein Kolorit war unnachahmlich. Die Stellungen wählte er leicht und gefällig, sein Faltenwurf war geschmackvoll, nur bediente er sich oft zu den Gewändern matter Farben, welche dem Effekt schadeten. Im Anordnen und Malen der Hände kamen ihm wenig Künstler gleich.

Seine Kompositionen zu Familiengemälden und historischen Bildern, deren aber nicht viele von ihm vorhanden sind, gerieten leicht etwas ängstlich. Vollkommen Meister im Zeichnen, denn er hatte auch Anatomie fleißig studiert, durfte er eigentlich seinen Genius nur freier walten lassen, aber er traute sich zu wenig zu. In der Kunst wie im Leben überhaupt leitete ihn eine Art furchtsamer Bescheidenheit, welche seltsam abstach gegen seinen sonst so lebendigen Geist. In den Skizzen zu seinen größeren Bildern herrschte Freiheit und Genie; kam es aber zur Ausführung, so genügte er sich nicht, änderte dies und jenes, mäkelte hier und da, und so blieb stets die Ausführung hinter dem Entwurf zurück. Fremde Kunstleistungen erkannte er gern überall an und wußte selbst aus mittelmäßigen Bildern eifrig das Gute herauszufinden. Seine eigenen Arbeiten aber waren ihm nie gut genug, und ein kleiner Tadel, der sie traf, konnte ihn oft auf lange Zeit entmutigen. „Je länger man malt," pflegte er dann wohl zu sagen, „je mehr sieht man ein, wie wenig man kann." Vor Grassis[1] Bildern in Dresden habe ich ihn oft entzückt stehen sehen, indem er bemerkte, so viel vermöge sein Pinsel nicht.

Der Vater konnte sehr zerstreut sein, ein Fehler, den sein Vater in noch höherem Maße besessen haben soll. Von des Vaters Zerstreutheit bewahrte die Mutter manches hübsche Geschichtchen in ihrem Gedächtnis, mir aber fällt gerade nur eins der Art jetzt ein. Der Vater war mit dem alten Gleim befreundet und korrespondierte mit ihm. Als er einst während seines Aufenthalts in Berlin zugleich an Gleim und an die Mutter schrieb, verwechselte er die Adressen. Ein höchst zärtlicher Brief, der gleich so anfing:

[1] Joseph Grassi (1757—1838) war seit 1799 Professor an der Dresdener Akademie.

„Meine englische Sophie", kam an den alten Dichter, und die Mutter erhielt den an Gleim gerichteten Brief. Dies Stückchen trug der Mutter ein niedliches komisches Gedicht ein, welches Gleim, den Vorfall besingend, zugleich mit dem der Mutter gehörigen Brief dieser übersandte.

Leidenschaftlich liebte der Vater die Musik, und schon sehr zeitig mußte die Mutter mich und meine Schwester kleine Liedchen lehren. Später, in Dresden und Leipzig, erhielten wir dann gute Lehrmeister und brachten es bei glücklichen Anlagen zu einer fast kunstmäßigen Fertigkeit im Gesang. Des Vaters größte Freude war es, sich von uns, während er malte, vorsingen zu lassen. Sein Gehör war so fein, daß ihm nicht der kleinste Mißton entging, und bei der Wahl der Musikstücke, die er für uns anschaffte, leitete ihn ein vollkommen feiner Geschmack.

Bevor ich mit meinen Erinnerungen von Dessau scheide, muß ich noch eines Vorfalls gedenken, der nicht ohne Einfluß auf mein Gemüt war. Es bestand in Dessau ein Pickenick, wozu die Honoratioren sich alle vierzehn Tage versammelten. Die Älteren spielten, und nach Tisch wurde getanzt. Ich fand diese Bälle in einem engen, nichts weniger als eleganten Lokal, welches obendrein aus einem Nebenzimmer, worin die Herren rauchten, mit Dampf erfüllt war, gar herrlich und war beglückt, wenn die Eltern mich mitnahmen. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Advokaten Schubring[1], der sich bald zu meinem Verehrer erklärte und endlich ernste Absichten zu erkennen gab. Es war ein recht braver Mann; um mir aber damals zu gefallen, hätte er ein Grandison[2] sein müssen,

[1] Er war übrigens Regierungs- und Forstrat. Er tröstete sich auch über den Korb bald und verheiratete sich schon im nächsten Jahr, 1800, mit einer Verwandten von Hans von Marées. — Im Jahre 1840 kam Caroline mit ihrem kranken Gatten, Fr. Wilken, noch einmal nach Dessau, wohin es beide schon lange zog, und weilte da von Ende August bis 9. Oktober. Ein Kreis von angenehmen alten Dessauer Bekannten fand sich damals bei ihnen wieder zusammen, unter ihnen auch der Sohn des hier genannten Schubring, ein Prediger, der sich wohl in Berlin, wo er der Lehrer von Schleiermachers Kindern war, ihnen genähert hatte; er war ein sehr musikalischer Mann und Freund von Felix Mendelssohn, dem er den Text zum „Paulus" und zum „Elias" zurechtlegen half (seinen Briefwechsel mit diesem gab 1891 J. Schubring heraus).

[2] Samuel Richardson, 1689—1761, begründete mit seiner „Pamele", „Clarissa" und „Sir Charles Grandison" den englischen Familienroman. Grandison ist ein Ideal

und das war er freilich nicht, so wenig als ich eine Henriette Biron war, obwohl ich nicht geringere Ansprüche als diese junge Dame machte hinsichtlich einer Wahl. Ich behandelte den guten Advokaten etwas leichthin und schnöde. Das sollte mir aber nicht ungestraft hingehen. Das letzte Pickenick, dem ich beiwohnte, war bestimmt, mir eine gute Lehre zu geben. Herr Schubring, der erste mich zum Tanze aufzufordern, drückte dabei ziemlich deutlich seine Empfindungen aus, für die ich nur eine spottende Erwiderung hatte, indem ich ihm zugleich den erbetenen Tanz versagte und bald darauf mit einem anderen Herrn antrat. Als ich mich, um auszuruhen, in eine Ecke des Saales setzte, nahm Herr Schubring einen leerstehenden Stuhl neben mir ein; er sah sehr ernst aus, und ich fühlte im Bewußtsein meines ungehörigen Benehmens seinem Blick gegenüber mich verlegen. Wir schwiegen beide eine Weile. Dann unterbrach er zuerst diese etwas peinliche Stille. „Sie haben mir heute weh getan, liebe Mamsell Tischbein," sagte er, „vielleicht ohne es gerade zu wollen, denn ich hatte bisher eine zu gute Meinung von Ihnen, um anzunehmen, daß Sie absichtlich mich kränken wollten." Ich konnte ihm nichts erwidern; er fuhr fort: „Wären Sie mir gleichgültig, so würde ich kein Wort mehr an Sie richten; aber ich halte es für der Mühe wert, weil Sie mir nicht gleichgültig sind, Ihnen zu sagen, daß es eines guten Mädchens unwürdig ist, wenn sie einen braven Mann, weil sie seine Neigung nicht erwidert, verspottet; seine ehrliche Gesinnung wenigstens sollte anerkannt werden, und glauben Sie mir, so zurückgewiesene Männer, wie ich von Ihnen, haben, wenn sie wollen, Waffen gegen Ihr Geschlecht in Händen, die gefährlich sind." Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Worte mich beschämten; die Tränen traten mir in die Augen; aber der Mann hatte recht, er gab mir, was ich verdiente. Gerecht genug, dies einzusehen, war ich bald bereit, es auch zu gestehen. Ich sagte ihm also, daß ich unrecht gehabt im Übermut meines oft zu fröhlichen Herzens, daß ich für

von Ritterlichkeit, von gleicher Trefflichkeit die von ihm geliebte Henriette Byron. — Caroline hat das Buch auch Auguste Böhmer in Dessau zu lesen gegeben. „Der ‚Grandison'", schreibt ihre Mutter an diese, „ist eine kindische Lektüre, aber es kann nicht schaden, daß Du ihn kennen lernst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Lehre danke, die ich nie vergessen würde, und bat ihn, mir seine Achtung wieder zu schenken. Er ergriff auch mit Tränen in den Augen meine Hand und versicherte mich, er werde stets den innigsten Anteil an meinem Wohl nehmen, und ich möchte auch ihm seine Freimütigkeit verzeihen. So endete diese Szene völlig versöhnend.

Lange dauerte überhaupt diese übermütige Periode meines Lebens nicht; ich wurde bald ernsthaft genug; ähnlichen Mutwillen ließ ich mir wenigstens nie mehr zuschulden kommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# V. Leipzig
## 1800—1806

Die Leipziger „Zeichnungs-, Malerei- und Architekturakademie", jetzt „Kunstakademie", ward 1763 gestiftet und am 6. Februar 1764 eröffnet. Ihr erster Direktor war der Maler, Bildhauer und Radierer Adam Friedrich Oser[1], ein Deutsch-Ungar, aus Preßburg, 1717 bis März 1799, auch bekannt als Lehrer Goethes, und zwar unter Oberaufsicht des Kunstschriftstellers Christ. Ludwig von Hagedorn, des Bruders des Dichters Friedrich von Hagedorn, und nach dessen Tode (1780) des unten genannten Grafen Marcolini.

Am 16. Juni 1799 war Tischbein, während die Seinen den Sommer in Weimar und Jena verlebten, von Dessau nach Carlsbad abgereist und war unterwegs in Leipzig und Dresden mit seinen Freunden Graff, Bause und Seydelmann bemüht, im Einverständnis übrigens mit Erdmannsdorff, eine dauernde, ihn mehr sichernde Stellung in einer der beiden Städte — Seydelmann wünschte selbst ihn nach Dresden als Mitdirektor der Akademie — zu finden. Der letztere wußte Marcolini dafür zu gewinnen, und Racknitz, der kurz vorher in Dessau bei ihm gewesen war und seine Bilder gesehen hatte, hätte ihn auch lieber nach Dresden als nach Leipzig gezogen. Hamburger Freunde forderten ihn damals auch aufs dringendste auf, dorthin zu kommen.

Aus Carlsbad war er etwa am 7. September nach Dresden zurückgekehrt; er hatte nicht nur die Kur gebraucht, sondern auch gearbeitet, nur nicht so viel Arbeit gefunden, wie er wünschte. In Dresden aber, wo er in der Kleinen Meißner Gasse Nr. 30 ein Atelier fand, bot sich solche genug; für die Dessauer „Chalkographische Gesellschaft" malte er auch „eine sehr fleißige Kopie mit unglaublicher Anstrengung, den wirklich sublimen Kopf der Madonna Sistina nebst dem ganzen herkulischen Jesus" (an Bertuch, 5. Oktober 1799).

Trotz der Mitbewerbung eines Grassi „erhielten wirklich", wie Tischbein an den Fürsten Leopold schreibt (Anfang 1800), „seine Freunde fast ohne sein Zutun die Leipziger Stelle für ihn". Am 12. Januar erteilte ihm der Fürst dann die erbetene Entlassung; freilich trennte Tischbein sich nur mit Schmerz von seinem stets gütigen Herrn, und nur „um endlich einmal in

[1] Sein Bildnis von A. Graff s. „Ill. Ztg.", Nr. 2929 (17. August 1899), auch bei N.

Ruhe zu kommen und ununterbrochen der Kunst und den Seinen leben zu können".

Am 17. Februar wurde er in Leipzig von seinen künftigen Amtsgenossen noch einmal förmlich gewählt. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens dort führte ihn auf die Höhe seines Schaffens. Er kehrte nun gegen Mitte Januar nach Dessau zurück, und nach dem letzten Abbruch ihres Wanderzeltes ging die Familie zunächst nach Leipzig. Da indessen noch bauliche Veränderungen in der Akademie und in der Dienstwohnung des neuen Direktors, besonders durch Hinzunahme einiger Zimmer des sogenannten Trotzers der Pleißenburg, zu machen waren, so wandte sie sich noch für einige Wochen nach Dresden.

Was sein Direktorat anlangt, so klagte man später, er sei zu häufig und zu lange abwesend gewesen, so daß sein Amtsgenosse Hans Veit Schnorr von Carolsfeld ihn zuviel habe vertreten müssen. Dieser, der Vater des berühmteren Julius Schnorr, ward daher wohl auch sein Nachfolger. Nach Geysers Angabe[1] hatte Tischbein außer den erwähnten äußeren Veränderungen „auch eine solche in der Zeichnungsart herbeigeführt, Wischer und Schraffierung verbannt und dem rieselnden Stift allein das Feld überlassen. Und so war denn auch die Art zu malen, wie Tischbein sie einführte, eine von der bisher in Anwendung gekommenen sehr bemerkbar verschiedene, auffallende, teilweise Aufsehen erregende. Denn wenn seine Gleichmäßigkeit eines durchaus pastösen Farbenauftrages bei prinzipieller Nichtanwendung von Lasuren[2], die Eleganz seines in verschiedenen Farbentönen sich kundgebenden, mehr brillanten als eigentlich wahren Kolorits, bei nicht immer befriedigender Korrektheit der Zeichnung den ungeteilten Beifall aller ihm zu erwerben nicht geeignet waren, so fühlten dagegen nicht wenige sich durch manche der genannten Eigenschaften, sowie durch eine eigentümliche, Tischbein nicht abzusprechende Grazie zu einer unbedingten Anerkennung getrieben, manche sogar zu einer gewissen Bewunderung hingerissen."

*

Als wir Dessau mit dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts verließen, um nach Leipzig überzusiedeln — wo der Vater nach Ösers Tode die ihm angetragene Stelle als Professor und Direktor

[1] Gottlieb W. Geyser, Maler und Kunstschriftsteller in Leipzig, 1789—1865. Geschichte der Malerei in Leipzig (1858), S. 153.

[2] Durchsichtige Farbstoffe zum Auftragen auf farbigen oder Metallgrund.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Zeichenakademie angenommen hatte, war ich etwa siebzehn Jahre alt, sehr vorgeschritten in meiner geistigen Entwicklung, geübt im Zeichnen und Gesang, gesund, von jugendlichem und deshalb ganz hübschem Äußeren und zeigte nach der Anleitung des Vaters im geselligen Leben sowohl großen Anstand als Munterkeit (s. Tafel 17). Ich darf sagen, daß ich mich freihielt sowohl von Koketterie als von kindischen Liebeleien, wie sie im Dessauer Mädchenkreise ziemlich Mode waren. Ich konnte wohl etwas übermütig und schnöde sein, aber nie leichtsinnig; auch gefiel mir unter allen jungen Herren, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, keiner. Meist schloß ich mich an die älteren Herren an, weil ich, wißbegierig von Natur, durch ihre Unterhaltung etwas zu lernen hoffte. So war ich ziemlich bekannt mit Matthison geworden, und der wunderliche Mattei nannte mich oft seine kleine Pallas Athene. Ich konnte ernsthaft sein und mich den tiefsinnigsten Betrachtungen hingeben, im Gegensatz aber auch einmal wieder, wo nicht ausgelassen — das litt die Form nicht, die der Vater meinem Wesen gegeben hatte —, doch recht mutwillig, heiter und, wenigstens in Gedanken, oft recht unbesonnen sein. Es war vieles in mir unsicher und unklar, weil es meiner religiösen Überzeugung an Tiefe und Festigkeit fehlte, worauf alles andere beruht, was dem inneren Menschen Halt gibt. Momenten eines höheren Aufschwungs folgte oft tiefe Entmutigung, ich konnte die rechte Quelle nicht finden, weil ich sie nicht auf die rechte Weise zu suchen verstand. Meine Begriffe über Menschen und Verhältnisse waren einseitig und überspannt, und in echt weiblicher Wirksamkeit leistete ich nichts. Die Mutter, eine rührige und tätige Frau, versuchte zwar oft uns Töchter zu häuslichen Arbeiten anzuleiten. Sie fand aber in dem guten Vater den entschiedensten Widerstand und in mir keinen Trieb, ihr entgegenzukommen. Der Vater verlangte meine Gegenwart im Atelier fast den ganzen Vormittag, wo ich erst zeichnen, dann mit der Mutter und Betty singen, oft auch ihm vorlesen mußte. In die Küche kam ich nicht, und überhaupt mit häuslichen Geschäften hatte ich nichts zu tun. Nur in weiblicher Putzarbeit erlangte ich einige Fertigkeit, da unsere Toilette in Leipzig, wo wir täglich in Gesellschaft waren, viel erheischte und die Mutter doch gern, wo es anging, zu sparen suchte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wohl noch im Januar 1800 kamen wir in Leipzig an, und die Eltern fanden dort die erwünschte Aufnahme. Unsere künftige Wohnung im Schlosse, der alten in der Geschichte vielgenannten Pleißenburg[1], bedurfte, um uns aufzunehmen, zuvor noch einer großen Reparatur. Es wurden die nötigen Vorkehrungen deshalb getroffen, und unterdessen brachten wir etwa vierzehn Tage in höchst angenehmer Geselligkeit zu, indem wir überall Einladungen erhielten und, wie man sagt, durch unser Trio Furore machten. Die Familien, mit welchen wir später uns am innigsten befreundeten, lernten wir damals noch nicht kennen. Wir waren zunächst an den Bürgermeister Müller, den Kupferstecher Bause[2] und die Bankiers Löhr, Frege und Dufour adressiert.

Gern gedenke ich dieser vierzehn Tage, wo ich, eine neue Welt voll Glanz und Lust betretend, mich wirklich ergötzte und das, woran es dieser Welt gebrach, nicht Zeit hatte zu prüfen.

Wir bewohnten damals einige hübsche Zimmer in einem Hause am Markt, unfern des alten Rathauses, welches ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit wurde, da ich genug über den Dreißigjährigen Krieg gelesen hatte, um zu wissen, wie oft die bedrängten Väter der Stadt in diesen alten Hallen Rat gepflogen hatten. Meine Einbildungskraft, wenn ich von unserem Hause aus das ehrwürdige Gebäude betrachtete, belebte mir dann eine Menge merkwürdiger Ereignisse, worunter Gustav Adolfs Einzug in die durch ihn befreite Stadt sich besonders hervortat. Gustav Adolf war der Held, den meine junge Seele vergötterte. Alles, was Bezug auf ihn hatte, las ich mit dem größten Eifer, ja ich verschlang es, und hätte viel darum gegeben, gelebt zu haben, als er Deutschlands Boden betrat. Ich träumte mich in jene Zeit, träumte mich in manche schöne, edle Beziehung zu dem frommen, tapferen Helden, während die Eltern, wenn ich mechanisch etwas dabei trieb, wohl nicht entfernt daran dachten, wo ich im Geiste weilte. Diese Träumereien machten einen

[1] Im westlichen, nach „Reichels Garten" zu gelegenen Teile des Schlosses. In diesem Garten fand er bis zur Fertigstellung seiner Diensträume eine angenehme Wohnung.

[2] Joh. Friedr. Bause, aus Zella, ein ausgezeichneter Künstler (1738—1814), war Professor an der Kunstakademie; er hat auch Tischbeinsche Bilder gestochen. Sein Bildnis von A. Graff s. Bi. 245.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bestandteil meiner Existenz aus. Sie beschäftigten mich in verschiedenen Beziehungen, damals wie später, ja sie begleiteten mich ins Alter.

Nach diesem kurzen Aufenthalt in Leipzig verließen wir es wieder, um noch auf einige Zeit[1] nach Dresden zu gehen. Es war ein recht kalter Wintertag, als wir, gut eingepackt, unsere Reise antraten. Wir stiegen in Dresden in der Neustadt ab, wo uns in der Meißner Straße[2] eine gemietete Wohnung erwartete. Ich war sehr empfänglich für die mir so ganz neuen herrlichen Eindrücke, welche Natur und Kunst in Dresden boten. Ich hatte viel von Dresden gehört, von der Bildergalerie, der herrlichen Kirchenmusik und der schönen Gegend, von der wir freilich damals wenig genossen. Desto mehr aber gab ich mich anderen Eindrücken hin, die hier so mannigfaltig auf mich einströmten. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben, mit welcher ich zuerst vor Raphaels Madonna trat, mit der ich das Tedeum von Hasse in der katholischen Kirche und so manche andere schöne Musik hörte. Beschreibungen der Art liebe ich überhaupt nicht; es genüge zu sagen, daß ich, begabt mit großer Empfänglichkeit, alles auffaßte, was ich Erhabenes sah und hörte, um es mir so kräftig einzuprägen, daß diese Erinnerungen immer noch zu den schönsten gehören, welche ich bewahre.

Das reichste gesellige Leben begann nun auch in Dresden für mich, und ich genoß es frisch und heiter[3]. Unter anderen Bekanntschaften meines Alters zeichneten sich Cora Neumann und Lina Graff[4] aus, erstere durch achtungswürdige geistige Eigenschaften,

---

[1] Februar bis Ostern 1800.

[2] Die Große Meißner Gasse, die sich in die Kleine fortsetzt, mündet in einer Windung in die Körnerstraße ein, so daß Körners und Tischbeins Wohnung und dessen Atelier dicht beisammen lagen. Auch die mit beiden viel verkehrende von Racknitzsche Familie wohnte in der Neustadt, Palaisplatz (jetzt Kaiser-Wilhelms-Platz) Nr. 34.

[3] „In dringendste Geschäfte und tausenderlei Zerstreuungen geteilt," schreibt ihr Vater an Bertuch, „habe ich in einem Taumel gelebt. Ich bin sehr beschäftigt, habe eben das Porträt der Gräfin Marcolini noch zu beenden und von Dresden noch nichts genossen als diners, soupers und thés coiffés."

[4] Die Tochter des berühmten Porträtmalers Anton Graff (1736—1813) aus seiner zweiten Ehe mit der Tochter Sulzers in Berlin; sie heiratete später den Maler Kaaz; s. Muther, A. Graff, 32.

letztere durch große Anmut. Die Familie Neumann[1] gehörte zu den merkwürdigen äußeren Erscheinungen, welche man nicht leicht vergißt. Die Mutter und eine unverheiratete Schwester derselben waren mehr als häßlich; gnomenhaft klein, verwachsen, braungelb mit platten, unförmlichen Zügen, machten sie einen um so übleren Eindruck, als sie in Anzug und Benehmen sich jugendlich und anmutig zu geben versuchten. Sie waren höchst empfindsam, immer in Ekstase. Mit krächzenden Stimmen überboten sie sich in zarten, süßen Redeweisen, wobei die Worte „himmlisch", „göttlich", „einzig" nicht gespart wurden. Wer die Mutter Neumann ihre Schwester „süße Lina" nennen hörte und diese wiederum jene „meine Herrliche", konnte nicht ernsthaft bleiben, so sehr standen diese Benennungen im Kontrast zu denen, welchen sie galten. Sonst waren Mutter und Tante gutmütige Damen, die, natürlicher auftretend, sich wohl Zuneigung erwerben konnten. Cora, in der Tat sorgfältig erzogen und bei ihren Fähigkeiten vielseitig ausgebildet, war nicht ganz so häßlich wie die Mutter, aber doch völlig entblößt von Grazie und Anmut. Auch ihr hatte man ein gut Teil Sentimentalität eingeimpft, wodurch sie lächerlich wurde bei aller Überlegenheit ihrer moralischen Eigenschaften. Sie mußte singen, tanzen und zeichnen, ohne irgend Talent zu diesen Künsten zu besitzen. Ihre Stimme war hart, ihre Töne falsch, ihr Körper schwerfällig, klein und stark; sie zeichnete korrekt, aber ohne Geist. Mir widmete sie eine besondere Liebe, die ich so gut erwiderte wie ich konnte. Sehr befriedigte mich ihre geistige Richtung. Sie hatte viel und mit Nutzen gelesen, war in soliden Kenntnissen mir so weit überlegen, daß ich viel von ihr lernen konnte, und zeigte bei jedem Anlaß wahre Herzensgüte Doch berührte ihre gezierte Redeweise und Empfindsamkeit mich unangenehm oder reizte mich zu leisem Spott.

Es lebte damals in Dresden ein berühmter Tenor, Signor Benelli[2]; er war ein Held des Tages, der Abgott und Adonis der Damen, und meine gute Cora widmete ihm eine schwärmerische

[1] Es war die Familie des Oberkriegskommissars Johann Leopold Neumann, der Schloßgasse Nr. 322 wohnte.

[2] Antonio Peregrino Benelli, 1771 geboren zu Forli, gestorben 1830 zu Börnichen im Sächsischen Erzgebirge, war als Sänger, Gesanglehrer, Kritiker und Komponist geschätzt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anbetung[1]. In der Oper saß sie weit vorgebeugt, atemlos seiner Stimme lauschend, wobei sie ihn zugleich bei jeder Rolle in irgendeiner Stellung skizzierte, zu welchem Zweck sie stets Papier und Bleistift zur Hand hatte. Diese Skizzen führte sie dann zu Haus weiter aus, und so entstand eine ganze Menge kleiner Benellis, die, verkrüppelt und verzeichnet, sich ganz verwünscht ausnahmen. Der törichte Vater ließ die Dinger auf eigene Kosten stechen, und Cora überreichte erstlich dem gefeierten Sänger selbst, dann allen Freundinnen diesen Erweis ihres Genies, wodurch sich das arme Mädchen, ohne es zu ahnen, grausam lächerlich machte. Ein andermal tat sie dem schönen Undankbaren, der sich um seine Verehrerin wenig kümmerte und sie auslachte, eine höchst eigentümliche Ehre an. Neumanns gaben einen Ball, wozu auch Herr Benelli geladen war, der mit der Tochter des Hauses den Tanz eröffnen mußte. Die Polonaise führte durch alle Zimmer. Im Vorsaal stand auf einem gedeckten Tisch eine große Torte, welche ein loser Kranz von buntfarbigem Konfekt schmückte. Diesen Kranz erhaschte Cora vorüberschwebend und drückte ihn dem Sänger auf, der wohl oder übel mit dem bezuckerten Lorbeer auf dem Haupte seine Tour vollenden mußte, während die übrige Gesellschaft vor Lachen zu ersticken drohte. Lina Graff versuchte zuweilen Cora auf diese Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen; aber deren kindliche Pietät hinderte sie, den Vorstellungen ihrer Freundin Glauben zu schenken. „Die Eltern wollen es so, die Eltern finden es gut", in diesem Begriff verlor sich die bessere Einsicht des guten Mädchens, welche sonst wohl gesiegt hätte.

Ein alter Freund meines Vaters, der Professor Seydelmann[2],

[1] Übrigens waren sie und ihre Mutter fertige Klavierspielerinnen, mit denen auch Gries viel Musik trieb (Gries' Leben, 17).

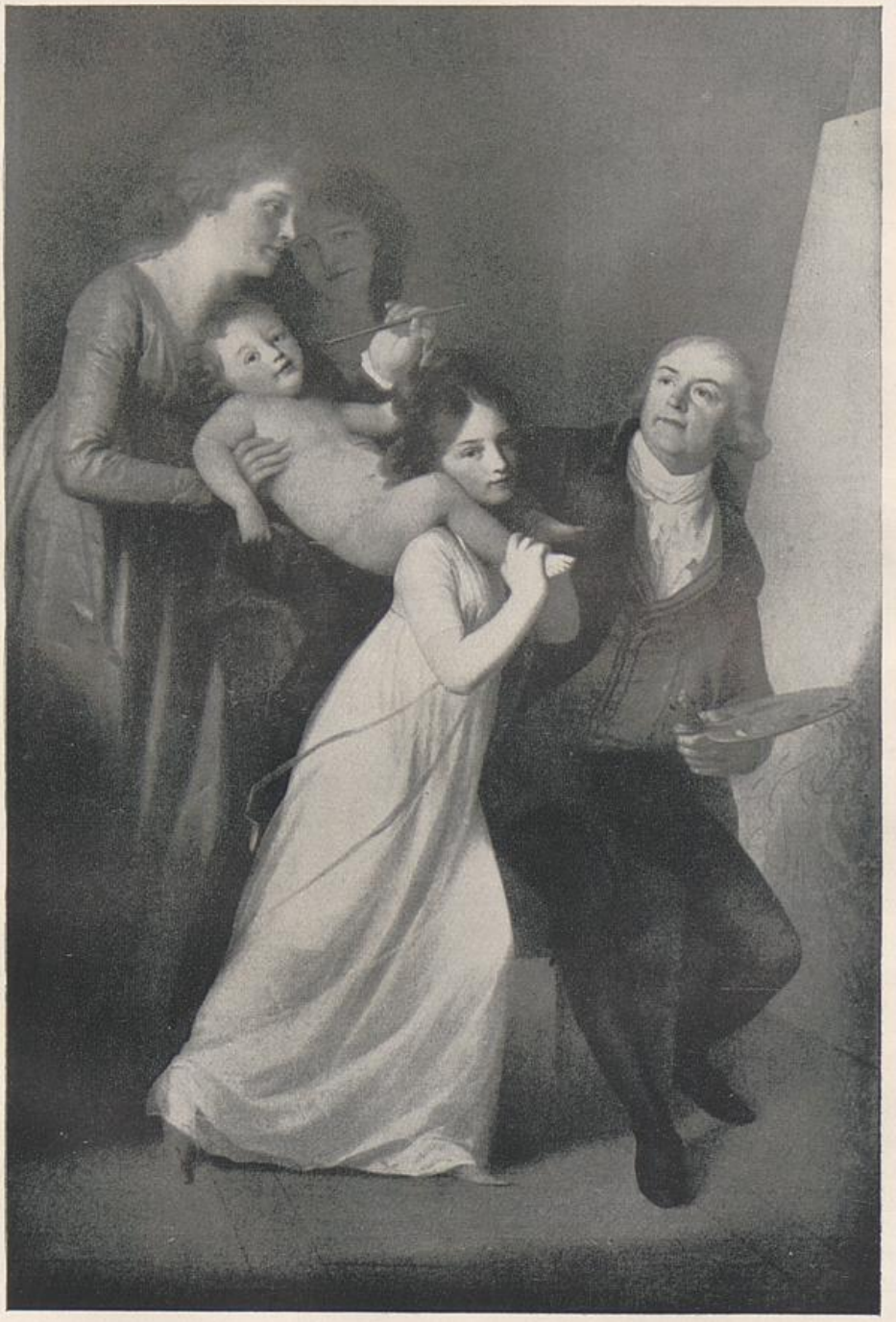
[2] Der Direktor der Kunstakademie Jakob Crescentius Seydelmann (1750 bis 1829), ein Schüler von Raphael Mengs, erfand eine besondere, nach ihm benannte Sepiamanier. Seine Gattin Apollonia (1767 [oder 68] bis 1840), aus Venedig, Tochter eines französischen Gutsbesitzers und einer Römerin, war sechzehnjährig mit Seydelmann vermählt und von ihm und Therese Maron, der Schwester von Raphael Mengs, derart ausgebildet worden, daß sie zum Mitglied der Dresdener Akademie für das Fach der Miniaturmalerei ernannt werden konnte. Ihr Hauptwerk war eine im ganzen gute (nach der ADB. „meisterhafte") Zeichnung von Raphaels Sixtinischer Madonna, nach der Friedrich Müller, der obengenannte Sohn Joh. G. Müllers, seinen berühmten Stich ausführte; doch hat er wegen der Mängel dieser Zeichnung ihre Köpfe sich sämtlich selber gezeichnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sophie Tischbein und ihre Töchter Caroline und Betty



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Johann Friedrich August Tischbein und seine Familie



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hatte sich in Dresden niedergelassen[1]. Er hatte, nachdem er länger als mein Vater in Rom verweilt, sich eine schöne Römerin als Gemahlin mitgebracht. Madame Seydelmann mochte, als ich sie kennen lernte, eine Frau von dreißig Jahren sein, der allerdings schon etwas Jugendfrische abging; diese wurde aber durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit reichlich ersetzt. Sie war von elegantem Wuchs, hatte wunderbar schöne schwarze Augen, köstliche Zähne und die ansprechendste Physiognomie, die man sehen konnte. Sie malte wie ihr Mann in Sepia, in Miniatur par excellence, und genoß mit vollem Recht den Ruf einer ausgezeichneten Künstlerin. Mein Vater bat sie, mir Unterricht zu geben, und so wanderte ich alle Morgen um elf Uhr von der Neustadt in die Altstadt zu Seydelmanns, welche dort am Neumarkt ein schönes Haus besaßen, das Frau Seydelmann noch jetzt (1839) als Witwe bewohnt[2]. Man sagte ihr nach, sie habe viele Verehrer und sei nicht gerade unempfindlich, was auf sich beruhen mag. Ich war sehr gern dort, hatte meinen Platz neben dem Wohnzimmer der Dame in einem kleinen Kabinett und durfte öfters dort essen. Nach beendigter Wachtparade — die Zeit, wo Madame Seydelmann, in einen feinen musselinenen Pudermantel gehüllt, sich frisieren ließ und zugleich Besuch annahm — fehlte besonders ein Herr Hauptmann ... nie. Er schien ein Verehrer der liebenswürdigen Frau zu sein, die ihn stets freundlich empfing und lebhaft mit ihm plauderte; aber nie gewahrte ich etwas zu Freies in ihrem Benehmen.

Eine andere schöne, elegante Dame war die Frau Kapellmeister Schuster, die, wie es hieß, in vertrauter Verbindung mit einem Grafen Manteuffel lebte[3]. Der Graf war ein schöner, geistreicher junger Mann, Frau Schuster hübsch und jung, der Herr Kapellmeister alt und merkwürdig häßlich. Man folgere daraus, was man will; ich berichte nur, was ich gehört habe.

Eine andere Familie, mit der die Eltern gern Freundschaft

[1] D. h. er lebte von jeher dort.

[2] Es war das Haus Nr. 387 am Jüdenhof, der nordwestlich sich an den Neumarkt legt.

[3] Von den drei damals in Dresden lebenden Freiherren von Manteuffel — einen Grafen gab es nicht dort — kann nur der Regierungsassessor Friedrich Otto Gottlob von Manteuffel, 1777—1812, in Betracht kommen.

und geselligen Verkehr unterhielten, war der Justizrat Christian Gottfried Körner mit seiner Frau[1] und zwei Kindern, Theodor und Emma, und einer Schwester der Frau Körner, Dora Stock, einem alternden, aber interessanten Mädchen. Das Körnersche Haus war ein Sammelplatz geistvoller Geselligkeit. Man fand dort fremde Künstler und Gelehrte, Bürgerliche und Adelige. Die innere Wirtschaft bei Körners war ungefähr wie bei Schlegels beschaffen. Ganz verwünscht schlechte, knappe Bewirtung und Unordnung in allen Ecken. Aber von elf Uhr morgens an saßen die Damen im schönsten Putz im Visitenzimmer, um Besuche zu empfangen, oder machten Besuche. Der Vater Körner war ein prächtiger Mann, voll Biederkeit und kräftigen Geistes. Seine Frau war klug und von sehr gewandten geselligen Formen, aber beißendem Witze. Ich habe sie nie leiden mögen.

Dora Stock wurde ein Liebling des Vaters. Sie hatte nicht, wie ihre Schwester, giftige Witzpfeile, sondern einen unerschöpflichen Vorrat guter Einfälle und neckischer Laune, der sie zur angenehmsten Gesellschafterin machte. Dabei war sie gebildet und malte in Pastell mit großer Fertigkeit[2].

Unter den jungen Männern, welche in diesem Kreise sich bemerklich machten, war ein Herr von Schönberg, der sehr fetiert wurde, mir aber etwas fade vorkam[3].

Überhaupt fesselte in Dresden nur eine ausgezeichnete Erscheinung meine Aufmerksamkeit. Dies war Frau von Racknitz, an deren Mann der Vater ganz besonders empfohlen war[4]. Nie habe

[1] Ihr bescheidenes Haus, in der Körnerstraße 4, nur hundertfünfzig Meter vom Japanischen Palais entfernt, wo Tischbein sein Atelier hatte, auch nahe bei dessen Wohnung, ist heute der Sitz des wunderfeinen Städtischen Körnermuseums. In ihm wohnte auch Schiller 1785—1787 und wurde Theodor Körner am 23. September 1791 geboren.

[2] Dora Stock (1761—1815) und Minna Körner waren die ungleichen — Minna sehr, Dora sehr wenig schön — Töchter des Kupferstechers Joh. Michael Stock in Leipzig; er war Goethes Hausgenoß im „Goldenen Bären", bei dem dieser radieren lernte („Dichtung und Wahrheit", Hempelsche A. 2, 104f. und 329f.). Den beiden acht- und sechsjährigen Mädchen gab Goethe gelegentlich eine Bibelstunde.

[3] Er ist nicht festzustellen, da damals fünfzehn Herren von Schönberg in Dresden lebten.

[4] Joseph Friedrich Freiherr von Racknitz, ein wackerer Mann, auch literarisch tätig und Komponist (1744—1818), war seit 1796 vermählt mit Anna Charlotte

ich etwas Erhabeneres und zugleich Lieblicheres gesehen als diese Frau. Sie war groß, sehr schlank und von elastisch weichen Formen. Ihr vollkommen regelmäßig gebildetes Antlitz schmückten reiche blonde Locken, und einen zarteren Farbenschmelz, als ihr Teint zeigte, sah ich nie. Sie neigte, wenn sie sprach, etwas das Haupt, was ihr ungemein gut ließ. Ihre Sprache war sanft und melodisch, ihre Ausdrucksweise gewählt, doch ohne Ziererei, und über ihr ganzes Wesen ergoß sich jene unbeschreibliche Anmut, welche die Alten in den drei schwesterlichen Grazien zur Gottheit erhoben. Wie ausgezeichnet stand sie da unter den üppigen, eleganten und galanten Damen, welche damals in Dresden gefeiert wurden, ein Muster frauenhafter Sittsamkeit und geselliger Feinheit! Sie war die angenehmste Wirtin, jedermann fühlte sich leicht heimisch in ihrem Hause. Leichtfertigkeit und Spott wichen ihrer milden Geistesherrschaft, und doch war man stets fröhlich und guter Dinge bei ihr. Ich betete sie an, und sie erlaubte gern, daß ich manche Stunde auch außer den Gesellschaftsabenden bei ihr zubrachte, gewiß nicht ohne Nutzen für meine geistige Ausbildung. Das ganze Wesen der herrlichen Frau war Harmonie. Ihre feinen Züge und klaren blauen Augen beseelte ein wahrhaft überirdischer Ausdruck. Ihre Sprache klang mir wie Musik, so viel Wohllaut lag darin; sie kam mir unter den anderen Frauen wie eine Heilige vor. Manche dieser auch anmutigen, reizenden Damen mochte, wie ich später erfuhr, wohl Ursache haben, vor ihrem reinen Blick die Augen zu senken. Aber sie zeigte kein Übergewicht, welches vernichtet, sondern jene echt moralische Größe, welche nach dem Beispiel unseres Erlösers aufrichtet und erhebt. Herr von Racknitz, ihr Gemahl, vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre älter als sie, war bei aller geistigen Bildung doch etwas derb und ungeniert in seinen Ausdrücken; überhaupt paßte er nicht für diese Frau, und es ist mir nicht er-

von Bülow, Tochter des dänischen Gesandten am kursächsischen Hofe. Nachdem er die Feldzüge 1761 und 1762 mitgemacht, trat er in den Hofdienst und wurde 1790 Hofmarschall, zugleich ward die Hofkapelle und das Theater ihm unterstellt, deren Bestand er von 1813 bis 1815 in rastlosem Bemühen gesichert hat. Das schöne Bild seiner Gattin von Tischbeins Hand, in ganzer Figur, Lebensgröße, im Besitz des Herrn Emil Richter in Leipzig, war 1914 in Darmstadt ausgestellt (Kat. Nr. 717). — Des Freiherrn Bild von Anton Graff s. Bi. 498.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klärlich geworden, wie dieser Bund sich knüpfen konnte. Auch zog über das liebe, sanfte Antlitz doch oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ein trüber Schatten, der auf verborgenes Weh deutete, und oft schien es mir, als beuge die schlanke, weiche Gestalt sich unter dem Druck eines eisernen Geschicks. Aber sie trug durchaus keine Sentimentalität zur Schau, vielmehr gab sie sich stets gefällig und geweckt den Anforderungen hin, welche ihre Stellung mit sich brachte, und die Art, wie Herr von Racknitz seine Gemahlin behandelte, zeigte, daß er ihren vollen Wert anerkannte und daß er glücklich durch sie war. Sie erfüllte den schwersten Beruf der Frauen, sie beglückte, ohne selbst beglückt zu sein. So jung ich war, machte ich doch damals die Bemerkungen, welche ich jetzt niederschreibe, und Frau von Racknitz wurde mein Ideal; noch immer begeistert mich das Andenken an diese edle Frau, ich habe ihresgleichen nicht wieder gesehen [1].

Bald fand sich der Vater in die angenehmen, geistreichen Zirkel eingeführt, welche damals in Dresden zu finden waren und an welchen auch die Mutter und wir teilnehmen durften. Meine Schwester war zwar noch sehr jung, sang aber sehr hübsch und spielte Klavier mit großer Fertigkeit [2].

Der Baron von Racknitz mit seiner Gemahlin, Körners, Graffs, Seydelmanns, der Kapellmeister Schuster, dessen hübsche Frau und Graf Manteuffel bildeten einen geselligen Verein, wie man ihn gewiß nur selten finden kann. Der Vater erhielt ein Atelier im Japanischen Palais und fand sich bald mit Arbeiten überhäuft. Ein Porträt der Baronin von Racknitz gelang ihm vorzüglich.

Ich lernte auch den Kapellmeister Naumann [3] kennen und

[1] Frau von Racknitz wohnte noch 1828 auf Gut Ringethal bei Mittweida.

[2] Beide Mädchen wirkten auch in dem Blümnerschen Dilettantentheater in Leipzig mit.

[3] Joh. Gottlob Naumann, 1741—1801, war einer der ausgezeichnetsten Musiker seiner Zeit. Er hatte sich erst mit einundfünfzig Jahren mit einer Dänin (von Grodtschilling) verheiratet und in seinem Geburtsort Blasewitz als Erster ein palastähnliches Landhaus, das etwa 1893 abgetragen ward, erbaut, in dem die damals dort verkehrende Caroline auch die ihr später sehr vertraute Elise von der Recke kennen lernte (siehe Feod. von Biedermann, „Gelegenheitsdrucke von 1749 bis 1820“, wo auch solche aus dem geistig belebten Rackwitz-Bülowschen Kreise, z. B. zur Hochzeit des Naumannschen Paares 1785 und anderes, mitgeteilt werden).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hörte in seinem Hause ein Oratorium, das mich aber bei weitem nicht so erhebend ansprach als Hasses Tedeum in der katholischen Kirche. Naumann war ein freundlicher Greis, noch sehr rüstig und kräftig, aber leider fast taub. Merkwürdig war aber dabei der Umstand, daß diese Taubheit, die im Gespräch ihn nötigte, ein Sprachrohr zu gebrauchen, zu verschwinden schien, wenn er Musik hörte oder dirigierte[1]. Hier entging ihm auch nicht der geringste falsche Ton, wie ich selbst bei einer Aufführung seines Oratoriums bemerkte. Es war die Hauptprobe, und einige Sänger fielen unrichtig ein. Die Stelle mußte zweimal wiederholt werden, bis sie dem Ohr des guten Kapellmeisters genügte. Wie sich dieses Spiel der Natur erklären läßt, weiß ich nicht; aber es ist buchstäblich wahr. Naumann hatte große Freude an unserem Gesang und der damals stark vorschreitenden Entwicklung meiner Stimme.

Mein Vater war in Dresden besonders an den damals allmächtigen Minister Grafen Marcolini empfohlen, dessen Gemahlin und Tochter er auch malte[2]. Die Familie galt für unerhört stolz, und wie ich mich erinnere, bequemte sich die Frau Ministerin nur höchst ungern dazu, dem Vater in seinem Atelier zu sitzen. Aber es half nichts; wollte sie gemalt sein, so mußte sie kommen, da es fester Grundsatz bei dem Vater war, die Séancen nur in

[1] Diese Angabe wird bestätigt von Meißner, Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns 2, 236 f. und in Naumanns Leben (Dresden 1841), 359.

[2] Als dreizehnjähriger Knabe war Camillo Marcolini, (1739—1814) — sein Grafentitel war erschlichen — als Silberpage von seiner Heimatstadt Fano (bei Pesaro) vom Kurprinzen Friedrich Christian (Kurfürst 1763) nach Dresden mitgenommen worden und hatte sich, klug und seinem Herrn und dessen Sohn und Nachfolger treu, allmählich zum Kabinettsminister emporgeschwungen, ohne indessen die eigentlichen Staatsgeschäfte zu leiten. Um die kostbaren Sammlungen hat er sich gewisse Verdienste erworben, aber dabei auch nicht versäumt, sich in Sachsen ein Vermögen zu machen. 1813 mußte er Dresden verlassen und ging nach Prag, wo er 1814 starb. — Er war dem Titel nach auch Direktor der Akademie, von der die Leipziger, fortab Tischbein unterstellt, in gewisser Abhängigkeit stand. — Seine Frau war eine geborene Baronesse O-Kelly, Tochter des aus Irland stammenden österreichischen Feldzeugmeisters John O-Kelly (siehe O-Byrn, Camillo Graf Marcolini, 57). Sie kehrte nach Marcolinis Tod nach Dresden zurück und ist da 1819 in ihrem Hause, Große Brüdergasse Nr. 271, gestorben. Die Überreste beider wurden 1837 in Geierberg in Böhmen und 1839 endgültig in Fano beigesetzt. — Nachkommen beider sind nicht mehr in Sachsen, aber in Fano durch ihren zweiten Sohn noch vorhanden. — Marcolinis Profilbild siehe bei Brabant, „In und um Dresden 1813" (1913), 33.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seinem Atelier zu geben. Wir mußten durch unsern Gesang die stolze Dame unterhalten, was ihr so sehr gefiel, daß sie, etwas Unerhörtes, uns mit einer Einladung zum Tee und Souper auf ihre schöne Villa[1] — bei der Osterwiese, wenn ich nicht irre[2] — beehrte. Wir sollten aber erfahren, daß eine solche Ehre nicht sonder Beschränkung erteilt werden konnte, welche völlig geeignet war, uns vor aller Überhebung deshalb zu bewahren.

Um 6 Uhr abends an einem warmen Frühlingstag [1801] fuhren wir wohlgeputzt hin und wurden von einem reichgalonierten Bedienten durch den Hausflur in den Garten geführt, wo in einem Pavillon die Gäste sich versammelt hatten. Die Gräfin ließ uns dicht herankommen, bis sie geneigt war, uns mit einem leichten Kopfnicken zu begrüßen, indem sie uns der Gesellschaft mit den lakonischen Worten vorstellte: „La famille Tischbein". Der Graf war nicht zugegen, und die Familie Tischbein stand ziemlich verlegen im Vordergrund des Pavillons, ohne daß sie zum Sitzen ersucht wurde. Meinem guten Vater schwoll der Kamm etwas, und ich war verlegen, aber keineswegs demütig, vielmehr suchte ich so stolz als möglich auszusehen. Einige peinliche Minuten vergingen auf diese Weise, bis die Gräfin aufstand, auf die Mutter, mich und Betty zuging und nachlässig sagte: «Eh bien, mesdames, un petit air ou un trio, s'il vous plaît.» Wir schwiegen alle drei still, und der Vater trat vor. Was er ungefähr für uns würde geantwortet haben, ahnte ich so ziemlich, aber ehe er noch sprechen konnte, stellte sich zwischen uns und die Gräfin eine hohe, majestätische Gestalt; es war Komtesse Marcolini[3], die einzige Tochter des edlen Paares. Mit den freundlichsten Worten begrüßte sie uns, indem sie zugleich ihrer Mutter mit einem Blick, der ihre Oberherrschaft verriet, bedeutete, daß wir vielleicht vorziehen würden,

---

[1] Siehe über ihre dort gegebenen Feste O-Byrn a. a. O. 86. Heute gehören Palais und Garten zum Stadtkrankenhaus in der Friedrichstadt und -straße. 1813 schlug Napoleon hier sein Sommerquartier auf, und das Zimmer, in dem er die bekannte Unterredung mit Metternich hatte, wird noch gezeigt. Siehe darüber A. Fiedler, (Dresden 1904).

[2] Die heutige Friedrichstadt hieß damals Ostra.

[3] Gräfin Auguste, geboren 1782, vermählte sich mit dem Feldmarschall-Leutnant Grafen Nimptsch und starb schon 1817 zu Carlsbad.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erst den Garten zu besehen, worauf sie uns sehr artig bat, ihr zu folgen, während der Vater von dem eben eintretenden Grafen Marcolini in Empfang genommen wurde.

Die liebenswürdige junge Gräfin führte uns durch den wirklich herrlichen Garten, indem sie mit der größten Urbanität uns für den häßlichen Empfang ihrer Mutter zu entschädigen suchte. Dann gingen wir mit ihr in das Haus zurück, wo indessen die Gesellschaft in einem großen Salon sich versammelt hatte und wo uns Tee gereicht, aber keine Stühle präsentiert wurden, obwohl die andern saßen. Komtesse Marcolinis Macht schien hier ihre Grenze gefunden zu haben; alles was sie tun konnte, war, selbst stehend sich zu unterhalten, während die übrigen vornehmen Herren und Damen uns neugierig anstarrten.

Endlich kam der Graf selbst auf uns zu und ersuchte uns in einem so artigen Ton etwas zu singen, daß der Vater durch einen Augenwink einwilligte und wir mit der Mutter ein Trio sangen, welches ungemeinen Beifall fand, indem alle Anwesenden, selbst die Gräfin, nach Beendigung desselben sich uns zudrängten und baten, mehr zu singen. Dies waren wir aber keineswegs willens, sondern der Vater entschuldigte uns mit der ihm bei solchem Anlaß eigenen vornehmen Miene, und wir empfahlen uns, das Souper, wobei wir am Ende auch noch hätten stehen müssen, im Stiche lassend, trotz der wiederholten Bitte, welche die etwas verbindlicher gewordene Gräfin an uns ergehen ließ. —

Mit dem eintretenden Frühling vermehrten sich die mir in Dresden vorbehaltenen Genüsse. Es wurden häufig Partien aufs Land gemacht, unter anderen nach Tharand, und sehr oft fuhren wir auch auf der Elbe in einer sehr hübschen Gondel spazieren. Es war eine schöne Zeit, und nie komme ich nach Dresden, ohne Anklänge jener Jugendgefühle zu empfinden, die mich in die Vergangenheit zurückführen.

Auch diesen Sommer (1839) feierte ich jene Erinnerungen und besuchte die gute alte Seydelmann. Es war mir sonderbar zumute, als ich die Tür berührte, die so oft dem jungen siebzehnjährigen Mädchen sich geöffnet hatte und vor der jetzt die alte, fünfundfünfzigjährige Frau stand. Ich trat ein; alles Leblose, der

schöne Saal mit seinen Gemälden und so manchem wohlbekannten Gerät war wie sonst, aber auf der wohlbekannten, weiß überzogenen Bergère im Kabinett saß eine vom Alter gebeugte und von der Gicht gekrümmte kleine Frau mit scharf ausgeprägten Zügen in einem dunklen, vernachlässigten Negligé: es war die ehemals so schlanke, reizende, sorgfältig geputzte Seydelmann.

Der Vater malte in Dresden, 1800, auch die Tochter[1] des Fürsten Alexej Orlow, des Mörders Peters III. Die gigantische, finstere Gestalt dieses Mannes machte einen äußerst widrigen Eindruck auf mich, da ich wußte, was seinem Namen eine so traurige Unsterblichkeit verlieh. Eine breite, dunkelblaue Narbe quer über das ganze Gesicht, angeblich von einer Wunde, welche der unglückliche Zar im Todeskampfe mit den Nägeln ihm zugefügt haben sollte, entstellte furchtbar seine starren Züge, welche nur dann milder erschienen, wenn er in das sanfte Engelsantlitz seiner Tochter schaute. Als er zum erstenmal den Vater besuchte, schreckte ich unwillkürlich auf, und da er nun gar auf mich zuschritt mit den Worten: „Eh bien! was erschreckt die Kleine?“, meinte ich schon seine eiserne Faust in meinem armen Nacken zu fühlen.

Der fürstliche Sünder, erzählte man, konnte nicht anders schlafen, als bei dem Schein vieler Kerzen, welche stets sein Schlafgemach erleuchteten, und oft ließ er mitten in der Nacht die Tochter zu sich rufen, um mit Gesang den finsteren Dämon zu beschwören, welcher seit jener entsetzlichen Tat ihn rastlos verfolgte[2].

Mit dem Frühling des Jahres 1800, zu Ende Mai, trat endlich der Vater seine Stelle in Leipzig an. Unser Einzug in die Pleißenburg war mir sehr merkwürdig. Ziemlich bewandert in

[1] Des Grafen einzige rechtmäßige Tochter, die damals sechzehnjährige Anna Alexejewna, vermählte sich später mit dem Grafen Panin, wohl dem unten genannten Vertrauten Pauls I. und einem seiner Mörder, und brachte ihm ein ungeheures Vermögen zu. Sie ward später Palastdame der Gemahlin Nikolaus I., der Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise.

[2] Graf Alexej Orlow, russischer General, hatte in der Nacht zum 9. Juli 1762 mit seinem (1783 verstorbenen) Bruder Gregory, dem Geliebten Katharinas II., im Einverständnis mit dieser deren Gemahl Peter III. in Ropscha erdrosselt. 1770 hat er bei Tschesme die türkische Flotte vernichtet. Von Kaiser Paul 1796 verbannt, lebte er eine Zeitlang in Dresden. Das Adreßbuch von 1799 bietet die Notiz: „Herr Orlow, Graf von, d. hinter der Frauenkirche A. R. 5.“ — Er starb 1809 in Moskau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Geschichte, fand ich in der alten Feste hinreichenden Stoff zu Erinnerungen an Begebenheiten der Vorzeit und zu schauerlichen Phantasien; denn auch an Sagen fehlte es nicht, die sich auf die Burg bezogen. Unsere Wohnung war in einem Seitengebäude (rechts vom Trotzer, der Fassade der Burg)[1], wenn man von der Stadt in das Schloß kam. Eine niedrige, gewölbte Tür führte zu einer engen gewundenen Treppe von Stein. Oben angelangt kam man in des Vaters Atelier, welches hart an der Treppe lag und aus vier schönen geräumigen Sälen bestand. Um zu unseren Wohnzimmern zu gelangen, mußte man aber einen engen, langen Gang passieren, welcher in der Mitte durch ein sehr kleines Fenster nur sehr schwach erhellt wurde. Ach wie oft habe ich es auf diesem bedenklichen Gang spuken hören und mich tief unter die Bettdecke verkrochen in unserem hart an diesem Gang gelegenen altertümlichen Schlafgemach. Es knatterte, raschelte, seufzte, ging, leise oder laut. Die Erklärung des Spuks, welche ich zu furchtsam war zu suchen, bleibe ich schuldig, aber gewiß, es spukte, entweder draußen oder in meinem Kopfe.

In Leipzig gestaltete sich unser Leben recht im Gegensatz zu der stillen Häuslichkeit in Dessau um vieles anders. Leipzig stand damals in seiner Glanzperiode; der Oberbürgermeister Müller, die ersten Kaufherren der Stadt, Frege, Dufour-Pallard, Küstner, Löhr, beeiferten sich, ihre Häuser zu dem angenehmsten Mittelpunkt auch für Gelehrte und Künstler zu machen, wie ihnen denn auch jeder gebildete Fremde willkommen war. In diesen Kreisen herrschte sowohl zwanglose als anständige Sitte, und wer den Spieltischen nicht huldigen wollte, fand stets Befriedigung in anderer, zusagenderer Unterhaltung.

Anders freilich als diese Kaufherren waren ihre Söhne; zeichneten sich jene durch Geistesbildung und feine gesellige Anforderungen und Formen aus, so waren die jungen Herren keineswegs darauf bedacht, in die Fußtapfen ihrer würdigen Väter zu treten und erachteten dies auch nicht für nötig. Das Leipzig von damals und von jetzt bietet nur eine schmerzliche Vergleichung.

Der Vater wurde in Leipzig mit besonderer Auszeichnung empfangen. Unserer Mutter Liebenswürdigkeit, meiner Schwester wirk-

[1] Ein Teil ist in das neue Rathaus eingebaut, das übrige abgetragen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich seltene Schönheit (s. Tafel 18) und unser beider musikalisches Talent machten die Familie Tischbein gewissermaßen berühmt, und es gehörte zum guten Ton, mit ihr bekannt zu sein. Unser guter Vater legte, wenn ich es wagen darf ihn zu tadeln, auf diesen nichtigen Beifall der Welt zu viel Wert und fühlte sich nicht glücklicher, als wenn er uns gefeiert sah. Zu tüchtigen Hausfrauen konnten wir uns bei dieser Lebensweise nicht ausbilden. Die Vormittage waren dem Zeichnen, der Musik und dem Unterricht in der italienischen Sprache gewidmet, der Nachmittag ging mit zufälligen Besuchen, Promenaden oder Arrangements für die Abendtoilette hin. Denn nur selten gab es einmal in der Woche einen stillen Abend zu Hause, wohl aber hintereinander Wochen, wo alle sieben Tage hindurch eine Fête der andern folgte; leider auf Kosten meiner Gesundheit, welche weniger vertragen konnte als die meiner Schwester Betty.

Hinsichtlich seiner Kunst leistete der Vater in Leipzig viel. Er vervollkommnete sich noch immer mehr im Porträtmalen, war aber auch so beschäftigt, daß er kaum den Aufträgen genügen konnte, und seine Einnahme steigerte sich sehr bedeutend. Mit scharfem Kennerblick gelang es ihm auch, auf den Messen bei den Bilderhändlern gute Werke alter Meister zu erspähen, wohlfeil zu kaufen und mit Glück wieder zu verkaufen. So zahlte ein reicher Engländer, Lord Hope, für einen Poussin, der fünfhundert Taler gekostet hatte, dreitausend Taler.

Es ging aber dem guten Vater leichter aus der Hand als in die Hand, und seine Kasse prosperierte nie.

Von Leipzig aus, wo er mit immer gleichem Glück, nur leider oft unterbrochen durch Kränklichkeit, arbeitete, machte er mehrere Kunstreisen, unter anderen nach Weimar, wohin er berufen wurde, um die junge Erbgroßherzogin[1] zu malen. Dies Bild glückte ihm vorzüglich. Es stellt die junge, schöne Fürstin in Lebensgröße in kaiserlichem Schmucke dar, war vollkommen ähnlich, und besonders war es dem Vater gelungen, ihren wunderschönen Teint ganz der Natur getreu wiederzugeben.

---

[1] Maria (1786—1859), Tochter Kaiser Pauls I., 1804 Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich (regierte 1828—1853). — Großherzogtum wurde Weimar erst 1815. — Tischbein zeichnete damals (1804) auch Schiller, malte seine Ölbild aber erst 1805 (s. S. 81).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, daß der Vater noch von Dessau aus eine Reise nach Berlin machte[1], wo er seine Bekanntschaft mit Schadow erneuerte und viel für den Hof beschäftigt wurde. Er malte die Königin Luise, damals im Glanz der frischesten Schönheit und Jugend, mit ihrer Schwester, der nachmaligen Herzogin von Cumberland[2], in Lebensgröße auf einem Bilde. Die Komposition dazu war anmutig, die Köpfe äußerst gelungen, aber das Ganze tat wenig Wirkung, ohne daß man recht anzugeben wußte, woran es fehlte. Vortrefflich aber waren ihm die Porträts der königlichen Prinzen, und besonders das vom Prinzen Louis Ferdinand, diesem Heros unter den Fürstensöhnen jener Zeit, gelungen, und ich will bekennen, daß ich vor einer Kopie dieses Porträts, welche der Vater mitbrachte, oft in stiller Bewunderung gestanden habe. Man sagt, kein weibliches Herz habe diesem prinzlichen Lovelace[3] widerstehen können.

Im Jahre 1803 kam der Fürst von der Lippe[4] in Begleitung Friedrich Wilkens, der seine wissenschaftlichen Studien leiten sollte, nach Leipzig. Sein Oberhofmeister, Graf Haacke, ein alter Bekannter des Vaters, führte den jungen Fürsten nebst seinen Begleitern bei uns ein, und so lernte ich Wilken kennen. Diese Bekanntschaft entschied unser beider Geschick, und der Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, die stattfinden sollte, sobald Wilken eine Stelle haben würde[5].

---

[1] S. o. S. 81 f.

[2] Siehe den Anhang I über „Prinzeß Louis".

[3] Figur in Richardsons Roman Clarissa.

[4] Graf (seit 1807 Fürst) Georg von Schaumburg-Lippe, geboren 1784, regierte 1787 (bis 1807 unter Vormundschaft) bis 1860.

[5] Dem wohl schon im Sommer 1803 sich entspinnenden Liebesverhältnis Carolinens mit Friedrich Wilken stemmte sich anfangs ihr Vater sehr entgegen, da er eine gesicherte Lebensstellung Wilkens für die nächste Zeit nicht erwartete. „Kaum waren wir gestern im Zimmer," schreibt Caroline im März 1804, „so ergoß er sich in tausend heftigen und bitteren Bemerkungen über uns und schloß mit der Äußerung, er werde endlich noch Maßregeln gegen diese unbesonnene Neigung zu finden wissen. Maßregeln gegen diese Neigung! Das kommt mir vor wie ein Kraut gegen den Tod. Beides kann und wird nie gefunden werden." Doch stellte sich ihre treffliche Mutter vor den Riß; im selben Jahre soll das junge Paar sich heimlich verlobt haben, und Wilkens steigender wissenschaftlicher Ruf und seine Ernennung zum Professor der Geschichte in Heidelberg rangen dann doch dem Vater die Einwilligung ab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# VI. St. Petersburg
## 1806—1808

### Reise nach Rußland

Der im Mai 1806 in Petersburg verstorbene ältere Bruder Friedrich Augusts, Ludwig Philipp, nach Nagler und Müller-Singer, Künstlerlexikon, 1743 in Cassel geboren[1], war ebenfalls zuerst vom Vater unterrichtet worden, war 1766 in Cassel tätig, ging aber im folgenden Jahre mit Unterstützung des kunstsinnigen Landgrafen Friedrich II. nach Rom, wo er neben der Malerei fünf Jahre lang auch Architektur studierte, um dann noch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris anzuschließen.

Dann kehrte er heim, nachdem er im ganzen acht Jahre, von 1767 bis 1784, im Ausland geweilt hatte, und je mehr er gearbeitet und gelernt hatte, desto mehr freute er sich, um so sicherer hoffte er nun darauf, in Cassel eine seiner Tüchtigkeit angemessene Stellung zu finden. Aber zu seinem Schmerze kam es anders — und zwar gab er selbst einem Herrn du Rosey die Schuld —; als ein halbes Jahr unter fruchtlosem Warten verstrichen war, drehte er bitteren Herzens im Winter 1784/85 der Heimat für immer den Rücken, suchte im Nordosten Deutschlands eine Unterkunft und fuhr, nach drei Monaten weiterer vergeblicher Versuche an der Ostseeküste angelangt, mit raschem Entschluß gleich nach Petersburg.

Dort hatte er mehr Glück: er fand bei der Kaiserin Katharina II., die große Mittel zur Pflege der Künste verwandte, zunächst nur für ein Jahr zur Probe, eine ihn voll befriedigende Tätigkeit im Bauwesen: er kam gerade zu rechter Zeit, um bei den Vorarbeiten für den Bau eines neuen großen Opernhauses sich eifrig beteiligen zu können.

Sein Plan für dieses gefiel der Fürstin am besten, und er erhielt den Auftrag, nach seinen Rissen ein hölzernes Modell herzustellen. Mit dreizehn Gehilfen arbeitete er fünf Monate lang daran; auch dieses gefiel an den maßgebenden Stellen so sehr, daß die Kaiserin es sogar für zwei Gebäude, nämlich noch für einen kleineren, aber in derselben architektonischen Ausgestaltung gehaltenen Theaterbau zu verwenden beschloß. Während die Plätze für beide gesucht wurden, mußte er selbst ein zweites Holzmodell herstellen, obwohl für das erste allein schon 2000 Rubel hatten aufgewendet werden müssen.

Dazu erhielt er selbst noch von der Monarchin einen Ehrensold von

[1] Kein Casseler Kirchenbuch enthält aber einen Eintrag hierüber.

1000 Rubel. Auch in dem Fach, in dem sein Vater vielfach beschäftigt gewesen war, arbeitete er schon im ersten Jahre mit Glück: zwei Dekorationen von seiner Hand für das Kaiserliche Theater gefielen derart, daß das Haus sie mit allgemeinem Händeklatschen begrüßte, was ohne Beispiel war.

Mehrere Große des Hofes glaubten nun auch, besonders da die Kaiserin ihn zweimal zu sich beschied und belobte, ihn begünstigen zu müssen, und so erhielt er die oberste Leitung des Theaterbaus, und seine wohlbestandene Probetätigkeit ward zu einer dreijährigen, dann zu einer lebenslänglichen Anstellung erweitert.

Auch die Erträgnisse seiner Arbeit waren glänzend: er erhielt schon in diesem ersten Jahre 2450 Rubel („3064 Reichsthaler Hessisch Geld", wie er wohlgefällig seinem Vetter Johann Heinrich dem Jüngeren nach Cassel meldet) und konnte sich sogar noch 450 Rubel hinzuverdienen. Es war ein erfreulicher Anfang, der ihm dann auch den Entschluß bald eingab, diese Stätte erfolgreicher Arbeit nicht mehr aufzugeben.

Leider erfuhr er später, wie Füßli angibt, einmal irgend eine empfindliche Kränkung, so daß er sich von seiner öffentlichen Bautätigkeit ganz zurückzog; er arbeitete nur noch für sich, besonders schöne architektonische Zeichnungen, die (nach Friedrich Franz Wilken) teilweise noch erhalten sein sollen.

Hauptsächlich zur Regelung der Erbschaft dieses Bruders mußte Friedrich August Tischbein nun nach Petersburg reisen; er selbst ging zu Lande, sein kostbares Gepäck aber, das auch Bilder (eigene, besonders solche seiner Familie) enthielt, die er zu seiner Empfehlung mußte zeigen können, ging auf dem Seeweg, der aber erst im Frühjahr 1807 möglich ward, über Lübeck ab[1] und kam auch glücklich an. Auch holländische Bilder, zum Beispiel ein van Steen, waren darin, die er in Petersburg verwerten wollte.

Am 8. August 1806 reiste er selbst von Leipzig ab; einige Stunden vorher schrieb er an Friedrich Wilken als seinen nunmehrigen Sohn sehr herzliche Worte und Segenswünsche für dessen bevorstehende Vermählung mit seiner Tochter. „Möge Ihnen Ihre Caroline werden, was mir meine Sophie ist!" Am 17. September richtete dann Sophie dem jungen Paare die Hochzeit aus. „Um die zwei schönsten Augenblicke meines Lebens", klagt der Vater, der auch der Hochzeit Bettys nicht beiwohnen konnte, „hat der Zufall mich gebracht!"

Vom 20. September ist sein erster erhaltener Brief aus Petersburg an Wilhelm Kunze, den Verlobten Bettys, gerichtet, und da er doch gewiß zuerst an seine Sophie und seine Kinder geschrieben hat, so sind gleich die ersten als verloren anzusehen. Einmal stellt er fest, daß er von zwölf Briefen

[1] Der Transport kostete 260 Rubel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur vier erhalten habe; dieser Postverkehr mit seinen Lieben, gleichviel ob über Schweden oder über Wien, litt überhaupt, und nicht nur während des Krieges, an unglaublicher Unsicherheit und Verschleppung; im April 1807 erhielt er sechs Briefe auf einmal vom Herbst 1806, im Mai einen vom 10. Oktober 1806, einmal schickt ihm Loder, mit dem er öfter zusammentraf, aus Moskau zwei Briefe Sophiens.

Von ihm selber sind einundzwanzig Briefe erhalten, und er hat deren doch, schon zu seiner eigenen Tröstung, viel mehr geschrieben; auch an seine Leipziger kaufmännischen Freunde Limburger, Löhr, Schulz, Küstner, Gruner, die auch ihn mit Nachrichten und Empfehlungen versahen, schrieb er öfter, so daß in deren Familien wohl noch Briefe von ihm vorhanden sein dürften.

In St. Petersburg fand er vom Gasthofe aus nach einiger Zeit eine ausnahmsweise möblierte, mit neuer, guter und bequemer Einrichtung ausgestattete Wohnung für monatlich 100 Rubel, bei einem angesehenen Kaiserlichen Leibarzt, dem Staatsrat Grighton, am Englischen Kai, Galeerenhof 239, mit Aussicht auf die von kleinen und großen Schiffen stets belebte Newa und die Paläste an deren anderem Ufer. Der Staatsrat war ein gebildeter Mann, und seine freundliche, talentvolle Frau beschäftigte sich auch mit Zeichnen und Malen, so daß er bei dem Ehepaar angenehme Abende verlebt hat.

Da die Entsiegelung der Zimmer seines Bruders noch lange auf sich warten ließ, so begann er nach einigen von Besuchen und vielerlei Besorgungen erfüllten Wochen seine künstlerische Tätigkeit; durch die Grille einer einzigen Dame angesteckt, wollten zwar die anderen anfangs nicht auf sein Atelier kommen, aber die von Caroline erwähnte Fürstin Lieven brachte die Sache doch in Gang, und er sah sich bald so in Anspruch genommen, daß seine Zeit auf Monate besetzt war.

Wie immer war er sehr fleißig, stand schon um sechs Uhr früh vor der Staffelei und arbeitete bis vier Uhr; bei dem hellen nordischen Licht konnte er im März und April selbst bis acht Uhr abends tätig sein, zuweilen um Mitternacht noch ohne Brille lesen.

Eine große Annehmlichkeit für ihn war es namentlich, daß er von der Kaiserlichen Familie freundlich herangezogen ward; dadurch wandte sich ihm auch der hohe russische Adel zu, ferner auch jene polnische Gräfin Sophie Potocki, dieselbe, die Anton Graff durch sein schönes Porträt (in der Berliner Nationalgalerie) so bekannt gemacht hat[1]. Für sie stellte er im ersten Winter sechs Porträts ihrer Familie in Pastell her.

[1] Geborene Sophie de Witt, 1773—1803. Sie war die Gattin des Grafen Stanislas Felix Potocki (1745—1805), der 1792 die für Rußland arbeitende

Besonders gefiel auch hier seine Art Kinder zu malen, so daß z. B. eine Dame nacheinander ihm ihre vier Kleinen zuführte.

Wie er bei dem kleinen Töchterchen Elisabeth der regierenden Kaiserin den (nach Schadow) dem Porträtmaler unentbehrlichen, an List grenzenden Beobachtungsgeist bewährte, von dem auch Caroline berichtet, erzählt er selbst seiner Frau im Briefe vom 31. Dezember 1807 wie folgt:

„Die Lösung dieser mir sehr angenehmen Aufgabe ist mir über meine eigene Erwartung gelungen, aber nun höre und urteile, ob es mir eine leichte Arbeit gewesen sei. Aller wiederholten Versuche ohngeachtet konnte die Kleine sich nicht an meine finsteren Augenbrauen gewöhnen. Es blieb also nichts übrig, als dieselbe ungesehen zu beobachten, nämlich hinter einem großen Schirm, worein ich eine kleine Öffnung geschnitten hatte. Durch diesen Spalt, den ich nur ganz wenig zu öffnen wagte, sah ich nun freilich das liebe kleine Wesen auf einem Tisch sitzend, von den Umherstehenden mit mancherlei Spielsachen unterhalten und beschäftigt: ob aber im gehörigen Licht oder der gehörigen Stellung, das wirst Du nicht voraussetzen; unterdessen gelang es mir doch, die Grundzüge aufzufangen und einen leichten Entwurf davon in schwarzer Kreide zu machen. Nachdem ich denselben zu Hause ein wenig mehr ausgeführt und von neuem etliche Male durch den Spalt geblickt hatte, begann ich das Bildnis in Pastell und brachte es so weit, daß ich nur noch eine kleine Vergleichung mit dem Urbild nötig habe, um es ganz zu vollenden. Heute zeigte ich es der Kaiserin zum erstenmal, welche sehr zufrieden damit war und sehr verwundert, es bereits so weit vorgerückt zu sehen, indem es nicht bloß Bruststück, sondern ein artiges kleines Kniestück ausmacht. Dieser Auftrag wird mir immer äußerst interessant bleiben, indem ich dadurch Gelegenheit gefunden habe, auch diese über alle Beschreibung huldreiche Fürstin so in der Nähe kennen zu lernen."

Daß es ihm an Arbeit nicht fehlte, war ihm besonders deshalb erwünscht, da man in Dresden sein immer verlängertes Ausbleiben nicht gern sah, ihm das Gehalt einbehielt und ihn so zwang, die Seinen aus der Ferne zu unterhalten.

Was den Künstler über die zur Erbschaftsregelung erforderliche Zeit hinaus in der neuen Residenzstadt festhielt, waren eben die Beziehungen zur Kaiserlichen Familie, ohne die er bald mit oder zu Loder, der ihn dazu einlud, nach der zwar von der neuen etwas verdunkelten, aber doch eigentlichen,

---

Conföderation von Targowice gestiftet hatte; dieser Familie gehörte die Besitzung Tulczyn in der Ukraine, wo Tischbein bei seiner Heimkehr für 1500 Rubel ein großes Familienbild anfertigen sollte, für das er in Petersburg schon einen Kopf malte; es ist aber bei der Absicht verblieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alten und für den Maler noch anziehenderen Hauptstadt Moskau übergesiedelt wäre.

Empfohlen war er an den Kaiserlichen Hof von der dritten Tochter der Kaiserin Mutter, Erbprinzessin Maria Paulowna (s. o. S. 138), die er in Weimar gemalt hatte, der Mutter der ersten Deutschen Kaiserin, Augusta, und des Großherzogs Karl Alexander. Diese Fürstin schätzte der Künstler aufs höchste; sie war in der Tat eine Frau, die Goethe „ein Wunder von Anmut und Artigkeit und den guten Engel des Weimarer Landes" nennt, wegen ihres Geistes und Charakters bewunderte und als „eine der besten und bedeutendsten Frauen seiner Zeit bezeichnete, die dies auch sein würde, wenn sie keine Fürstin wäre[1]."

Dies war allerdings die beste Einführung, die der Maler bei ihrer Familie finden konnte. Diese stellte den älteren Zweig des mit Peter III., Herzog von Holstein-Gottorp (Enkel Peters des Großen), 1728—1762, am 5. Januar 1762 auf den russischen Thron gelangten Oldenburgschen Fürstenhauses dar; Peter regierte ja bloß ein halbes Jahr, da er schon am 9. Juli durch die Orlows erdrosselt ward (s. o. S. 136). Aber er fühlte sich ganz als deutscher Fürst, war auch nicht so geistig minderwertig, wie ihn seine Gemahlin Katharina II., geborene Prinzeß von Anhalt-Zerbst (regierte 1762—1796), in ihren Memoiren hinstellt. Fast ganz deutsch waren, wenn Paul I. ein Sohn Peters war[2], auch seine Nachkommen, nur noch zu einem Achtel russischen Blutes, und namentlich durch ihre württembergische Mutter wurde das Blut der Familie aufs glücklichste aufgefrischt. Ihre neun Kinder waren lauter stattliche, hochgewachsene Menschen, fast alle auch hochbegabt; acht von ihnen waren geradezu schön, nur der zweite Sohn, Constantin, der spätere Statthalter von Polen, der zugunsten des dritten Bruders, Nikolaus I. (1825 bis 1855) dem Thron entsagte, hatte die unschönen, ja häßlichen Züge seines Vaters[3].

Da Tischbein zu mehreren Mitgliedern der Kaiserlichen Familie in eine Beziehung trat, die für ihn die bedeutungsvollste von allen in Rußland angeknüpften geworden ist, so sei hier auf die bei uns weniger bekannten Verhältnisse des Petersburger Hofes etwas näher eingegangen.

Daß Tischbein etwa dem neunundzwanzigjährigen Kaiser Alexander I.,

---

[1] Zur Begrüßung der neuvermählten Kaisertochter in Weimar, im November 1804, schrieb Schiller, der schon krank war und wenige Monate nachher starb, auf Goethes Drängen, in vier Tagen noch sein herrliches Festspiel „Die Huldigung der Künste", das nicht nur die Begrüßte tief rührte, sondern alle Hörer mächtig ergriff.

[2] Er war aber wohl ein Sohn von Katharinas Günstling Ssaltykow.

[3] Siehe dessen Bild von Lampi dem Jüngeren bei Bi. 401.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caroline Tischbein



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Betty Tischbein



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der ersten gewinnenden Persönlichkeit auf dem russischen Thron, vorgestellt worden wäre, erwähnt er in seinen Briefen nicht, doch sind diese ja auch nur teilweise erhalten; ihn malen zu dürfen (seine zwei jüngsten Brüder, Nikolaus und Michail hat er gemalt) hatte man ihm in Aussicht gestellt; doch ist wohl Mangel an Zeit, der auch die Sitzungen der Damen immer so sehr erschwerte und ihn seinen Aufenthalt immer zu verlängern zwang, daran schuld gewesen, daß es nicht dazu kam.

Um so rascher kamen aber die künstlerischen Beziehungen zu den Kaiserlichen Damen in Fluß, die ihm aufs leutseligste begegneten.

Dies tat neben der Großfürstin Katharina besonders die siebenundzwanzigjährige Kaiserin Elisabeth, seit 1793 Gemahlin Alexanders, Tochter des 1807 verstorbenen Erbprinzen Karl von Baden, auch eine schöne, hohe Erscheinung, deren Züge neben Tischbein auch Lampi der Jüngere (bei Biermann S. 402) und Ritt (daselbst 722) erhalten haben.

Daß ihr ein Sohn versagt blieb, daß ihre beiden kleinen Töchter in zarter Jugend starben, wer ahnt nicht, welch ein Unglück dies für sie bedeutete!

Freilich hätte auch wohl die reizendste Kinderschar sie nicht vor der Untreue ihres weich gearteten, schwankenden Gatten bewahrt — hatte sein Vater doch neun Kinder und hielt seiner schönen und würdigen Gemahlin die Treue nicht!

Nach dem Tode ihrer zwei Kinder war an des Kaisers Abkehr von seiner Geliebten, Naryschkin-Gagarin, nicht mehr zu denken, die ihm zwei schöne, aber auch vor dem Vater, 1810 und 1824, verstorbene Töchter schenkte: der Tod der letzten, der heißgeliebten Sophie, ward ein Nagel zu seinem Sarg!

So war und blieb das Leben der mächtigsten Kaiserin trüb und kummervoll; ein um so ehrenvolleres Zeichen ihres Wertes ist es, daß sie trotz alledem ihrem Gemahl stets treu zugetan blieb, auch seine Politik zu unterstützen suchte; trotz eigener Krankheit ist sie bis zu seinem Ende — er starb am 1. Dezember 1825 in Taganrog — seine hingebende Pflegerin gewesen und ihm auf der Rückreise nach Petersburg am 16. Mai 1826 in den Tod gefolgt.

Die erste Stellung in der Kaiserlichen Familie nach dem Kaiser selbst nahm seine Mutter, die zweite Gemahlin Kaiser Pauls, seine Witwe Maria Feodorowna, ein, die Tochter des Herzogs (1795—1797) Friedrich Eugen von Württemberg. Siebzehnjährig war sie 1776 mit Paul vermählt worden und starb 1828. Trotz dieser Bevorzugung hat ihr Alexander, mit dem sie seit 1801 nicht mehr herzlich stand, den von ihr verlangten politischen Einfluß stets versagt und ihr nur die Fürsorge für öffentliche Wohltätigkeit überlassen.

Nach Pauls Bestimmung behielt sie den Vorrang auch vor der regierenden Kaiserin, was auch Alexander ihr zugestand.

Einen bleibenden Schatten warf auf ihr und ihrer Kinder, besonders Alexanders, Leben die gewaltsame Entthronung ihres Gemahls, am 13./25. März 1801.

In seinem Wahnsinn, wegen dessen früher Anzeichen ihn schon seine Mutter zugunsten seines ältesten Sohnes von der Thronfolge hatte ausschließen wollen, bedrohte er ja freilich ihr und ihrer zwei ältesten Söhne Leben und Freiheit, und so hat sie diesen nur auf seine Entthronung gerichteten Anschlag, um den sie und diese ebenso wie die ganze Hofgesellschaft und der hohe Adel der Stadt gewußt haben, nicht verhindert. Alexander und Konstantin zählten sogar zu den Mitgliedern der Verschwörergesellschaft — Pahlen, Panin, der deutsche General von Bennigsen —, die den unseligen Mann in der Nacht vom 23. März/4. April in seinem festungsartigen Michaelspalais überfiel und ihn auch bald zur Entsagung bereit fand. Aber dann drang doch, nachdem Bennigsen sich entfernt, Graf Nikolai Subow mit einigen Offizieren in sein Gemach und schlug ihn mit einer goldenen Tabaksdose nieder; dann stürzten sich alle auf den sich wehrenden kraftvollen Mann, und Fürst Jeschwil und Aramakow haben ihn dann mit des letzteren Schärpe erdrosselt!

Die Kaiserin Mutter war eine stolze, schöne und kluge Frau. Ihre Züge haben außer Tischbein Gerhard von Kügelgen (1792) und Anton Graff, der gerade vor Tischbein eine reiche Ernte in Petersburg gehalten hatte, sowie Vater und Sohn Lampi aus Wien in reizenden Gemälden auf die Leinwand gebannt[1]. Um sie zu malen, war Tischbein im Herbst 1807 mehrere Wochen lang in Gatschina; nachdem das Bild erst den allgemeinen Beifall der anderen gefunden, wurde es auch von ihr selbst in der gütigsten und für ihn schmeichelhaftesten Weise anerkannt, ebenso wie das der jüngsten, damals erst zwölfjährigen Großfürstin Anna, die seit 1816 Gemahlin König Wilhelms I. der Niederlande war und 1859 starb.

Das Tischbeinsche Originalbild der Kaiserin Maria war 1909 im Museum Alexanders III. in Moskau ausgestellt (Nr. 103); seine Kopie davon ist entweder durch Königin Anna oder deren Nichte Sophie (Tochter der Großfürstin Katharina), Gemahlin von Annas Sohn König Wilhelm II., aus Stuttgart in den Haag gekommen, wo es sich im Schloß der Königin Mutter Emma, geborenen Prinzeß von Waldeck, Korte Voorhout, befindet (siehe Kunstdenkmäler von Südholland, 3. Teil, 1915, S. 110).

Die anderen Kopien Tischbeins von den meisten Porträts der kaiserlichen

[1] Siehe Bi. 400, 403.

Familienmitglieder, die er mitgebracht hat, sind noch nicht wieder nachgewiesen worden.

Von den Töchtern der Kaiserin Mutter waren damals die zwei älteren, Alexandra[1], Erzherzogin von Österreich, und Helene[2], Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, schon 1801 und 1803 gestorben[3]; die dritte, Maria, war die schon genannte Erbprinzeß von Weimar. So lebte sie damals ganz der Erziehung ihrer jüngeren Kinder, Katharina, Anna, Nikolaus und Michail, die ihr vom Kaiser völlig überlassen blieb, und hielt ihren Hof im Sommer abwechselnd in den schönen binnenländischen Schlössern Gatschina und Pawlowsk, südlich von der Hauptstadt; dem Kaiser hielt sie sich ferne, denn sie grollte ihm zeitlebens, daß er die Mörder ihres Gatten nicht bestraft, sie selbst aber bei dessen Tode gehindert hatte, nach dem Vorbild der großen Katharina II. die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Auch auf Elisabeth, die Zeugin dieses letzten Auftritts gewesen war, drückte sie und suchte auch sie ihrem Gemahl nicht nahekommen zu lassen.

Alle Glieder der Familie bemühten sich stets und nicht ohne Erfolg, nach außen hin das Bild völliger Einigkeit und Geschlossenheit zu bieten; aber im Innern herrschten doch starke Gegensätze und in deren Folge Ränke und Eifersüchteleien. Mochte auch durch Paul und Alexander ein Zug von Sittlichkeit und Gerechtigkeit der russischen Politik aufgeprägt sein: für ihr persönliches Leben haben doch beide ihn unbedenklich verleugnet — Alexander nahm die Naryschkin 1808 sogar mit auf den Kongreß von Erfurt —, und da seit 1807, dem Frieden von Tilsit, sich auch die politischen Gegensätze stärker geltend machten, indem Alexander sich etwa vier Jahre lang dem Einfluß Napoleons hingab, den seine ganze Familie haßte, — seine Schwester Katharina besonders reizte des Korsen Zorn, indem sie seine Hand ausschlug — so war es für die kaiserlichen Damen eine schwere Aufgabe, den Schein strenger Sittlichkeit und völligen Einvernehmens aller Familienglieder nach allen Seiten hin aufrechtzuerhalten. Von all diesen Dingen hat Tischbein durch seine genaue Bekanntschaft mit angesehenen deutschen Familien der Stadt, sowie mit deutschen Diplomaten des Dresdener, des Weimarer und des Badischen Hofes, von Lamsdorf, von Egloffstein, von Maltzahn, von Seebach, und mit russischen, politisch interessierten Adelsfamilien — den beiden Feldmarschällen Ssaltykow, ferner Potocki, Krusenstern u. a., wohl Kenntnis gehabt, in seinen Briefen an Sophie aber, wenigstens den erhaltenen, nichts geschrieben, wohl auch weil diese von den Kindern gelesen wurden;

[1] Siehe ihr Bild, auch von Lampi, Bi. 402.
[2] Ihr Bild von Ritt daselbst S. 722.
[3] Beide sind auf einem Bilde gemalt von Lampi dem Älteren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht zum wenigsten wird er dies aber auch deshalb unterlassen haben, weil alle Briefe, auch die der höchstgestellten Persönlichkeiten, selbst der kaiserlichen Familie, von der Polizei „perlustriert" wurden und dergleichen Mitteilungen dem Briefschreiber Gefahr bringen konnten. Von dergleichen Dingen konnte er ja nach seiner Heimkehr die Erwachsenen seiner Familie noch genug unterhalten.

Seine besondere Gönnerin war die mehrfach erwähnte, neunzehnjährige schöne, geistreiche und liebenswürdige Großfürstin Katharina; Prinz Georg von Oldenburg, mit dem sie sich, auch den schönen Prinzen von Coburg, späteren König von Belgien, Leopold I. abweisend, 1809 vermählte, war ebenfalls mit Tischbein bekannt, da er im Jahr 1803 und 1804 mit seinem Bruder Paul Friedrich August, späteren Großherzog (1829 bis 1853), in Leipzig studiert hatte, wo Tischbein beide gemalt[1] und freundlich in seiner Familie aufgenommen hatte, was noch Sophiens Brief über die Schlacht bei Leipzig (siehe unten Anh. II) zeigt. Er war 1808 noch gleichzeitig mit ihm in Petersburg; beide Brüder waren wie ihr Vater Herzog Peter vortreffliche Menschen, zufällig auch mit Wilhelm Tischbein sehr befreundet. Im Frühjahr 1807 fertigte Tischbein nun von Katharina ein schönes Porträt an, das wir hier wiedergeben (s. Tafel 19). Leider verlor Katharina ihren Gemahl schon 1812 und verheiratete sich vier Jahre später nochmals mit König Wilhelm I. von Württemberg, ist aber, nachdem sie ihm 1818 eine Tochter Sophie (siehe oben S. 146) geschenkt, schon 1819 gestorben.

Bereits im ersten Winter, 1806/07, nahm Katharina bei Tischbein Unterricht im Zeichnen und Malen; zur Vorlage wählte sie sich die vier Bilder, die Caroline Tischbein von ihrer Mutter, von sich und ihren Geschwistern vor seiner Abreise ihm noch zum Troste gemalt und mitgegeben hatte und die er selbst hatte loben müssen. Die Großfürstin fand großes Gefallen an ihnen, auch besonders an der Malerin „glücklicher Physiognomie"; es war eine Kopie von Tischbeins letztem Mädchenbildnis Carolinens, das wir auch hier wiedergeben (s. Tafel 17). Das Zeichnen nach solchen Vorlagen ließ Tischbein sonst bei seinen Schülern nicht zu, sondern verwies alle etwas Vorgerückten stets auf die Natur.

Jede Woche fuhr nun ein kaiserlicher Hofwagen oder -schlitten, bespannt mit vier Rennern, einmal bei ihm vor, um ihn für einen Tag nach einem der genannten Lustschlösser zu holen, — der Kaiser selbst und seine Gemahlin fuhren nur zweispännig, nur die Kaiserin Mutter mit sechsen —, und diese Fahrten waren ihm ein Vergnügen und eine angenehme Unterbrechung seiner Arbeit in der Stadt; die sieben Wegestunden wurden wie im Fluge in zwei-

[1] Für die Angabe Sörrensens (W. Tischbein, 114), Friedrich August habe in Oldenburg gearbeitet, finde ich bisher keine Stütze.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einhalb Stunden zurückgelegt. Er fand dort ein treffliches Mittagsmahl, und aus der einen Unterrichtsstunde wurden mehrere. Für alle sonstige Bequemlichkeit war auch gesorgt, schon durch seinen alten verheirateten Hausdiener Pfeiffer, der ihn jahrelang bis zu seinem (Tischbeins) Tode auf allen Reisen begleitete; nach der damaligen Sitte wohlhabender Personen fuhr er — auch damals nach Rußland — in eigenem Wagen mit Postpferden. Abends ward er dann ebenso nach der Hauptstadt zurückgebracht. Einmal weilte er sogar zwei Monate in Gatschina und wohnte im Schloß.

Mit seiner Gesundheit durfte er zufrieden sein; das Klima war ihm nicht drückend, die beiden Winter allerdings ungewöhnlich mild: nur acht bis zehn Tage hatte man sechzehn bis zwanzig Grad Kälte, und erst spät setzte diese ein, 1808 erst im Februar, so daß er mit Genuß auch oft zu Fuß Spaziergänge unternehmen konnte; es kam ihm auch zustatten, daß er so früh morgens und so spät abends bei Tageslicht arbeiten konnte. Über alle Maßen schön fand er den Sommer 1808, nur die Abende auch da etwas kalt.

Was ihn aber dauernd niederdrückte, war die immer weiter sich hinausziehende Trennung von den Seinen; er empfand dies besonders an den Abenden, an denen ihn seine immer empfindlichen, oft kranken Augen am Lesen hinderten, und zu den auch nicht ausbleibenden Zeiten von Unwohlsein oder gar Krankheit, obwohl er auch da durch die stete Nähe seines alten Dieners nicht ganz einsam oder hilflos war. Aber auch Krankheit und öfter eintretende Müdigkeit, die ihren ihm unbekannten Grund in der schon damals obwaltenden krankhaften Veränderung seiner inneren Organe hatten, vermögen nicht seinen Humor völlig zu unterdrücken: „Ich bin mürbe geworden," schreibt er einmal darüber, „wie eine Hammelkeule, auf welcher ein Kirgise oder Tatar seine dreihundert bis vierhundert Werst zurückgelegt hat."

Über die Trennung von Frau und Kindern tröstete ihn auch all das Schöne und Neue nicht, das er sah und erlebte; nicht die „gewühlvolle Stadt", die damals schon etwas über 200 000 Einwohner hatte, mit ihren hellen, breiten Straßen und Kanälen, ihren prächtigen Palästen, nicht der Besuch der Theater und die Teilnahme an den großen Festen des Hofes und des Volkes, wie z. B. im Schloß Peterhof am Meeresufer, im Herbst 1807, wo Zehntausende den ganzen Tag lang auf den Beinen waren, nicht das Anziehende des russischen Volkslebens. „Wie gerne", schreibt er, „gäbe ich das alles hin für unsere finstere alte Pleißenburg!" Die fortgesetzte Hinausschiebung der Heimkehr, die doch schon im Sommer 1807 möglich schien, hätte er kaum ertragen, wenn er nicht einen so fügsamen, zufriedenen Sinn gehabt und von jeher gelernt hätte, alle Hoffnungen durch Zweifel zu dämpfen und auf Fehlschläge stets gefaßt zu sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei den ihm durch seine deutschen Freunde bekannt gewordenen deutschen Familien der Stadt verkehrte er oft, bei einem Ampurger, Baron Rahl, Plessig, Karstens; namentlich brachte er da regelmäßig die Sonntage und Mittwoche zu, in angenehmster, auch geistig belebter Geselligkeit. Im letztgenannten Hause, dessen Damen auch von Leipzig her mit den Seinen bekannt waren, fiel ihm bei Tisch am 5. Januar 1808 plötzlich ein, heute sei ja sein Silberhochzeittag! „Ein wunderbares Gemisch von Traurigkeit und Wohlgefühl", schreibt er darüber an seine Frau, „überfiel mich. Stille Tränen drängten sich hervor, denn Du, meine Liebe, warst ja nicht gegenwärtig! Der Gedanke aber, fünfundzwanzig Jahre in einem Verhältnis gelebt zu haben wie das unsrige, sagte mir, daß ich wohl verdiente, glücklich gepriesen zu werden. Ich brachte selbst die Gesundheit des Tages aus, und Deiner wurde mit Ehre und Liebe gedacht."

In diesem Briefe stellt er noch fest, daß „außer einmal über Pfannkuchen oder Makkaroni niemals in diesen fünfundzwanzig Jahren ein Streit zwischen ihnen vorgekommen sei"!

Von neuen Bekanntschaften waren ihm besonders von Wert die mit dem russischen Admiral von Krusenstern (1770—1846), der eben von seiner dritten Weltumsegelung zurückgekommen war; mit ihm, der durch alle Fährlichkeiten dreier Jahre glücklich zu seiner Gattin zurückgekehrt sei, tröstete er sich und seine Frau. Er hat ihn auch gemalt und durch ihn seinen Freund und Reisebegleiter, den Thüringer Tilesius (1769—1857), russischen Hofrat, kennen gelernt, der den Atlas zu Krusensterns dreibändiger Reisebeschreibung gefertigt hat, und der auch ein Freund von Kunze war.

Auch besuchten ihn Bekannte aus der Heimat, wie Göschen aus Leipzig, von Schröder aus Weimar (Dresden?) und brachten, wie die Diplomaten, Briefe und nahmen welche mit.

Die Sorgen, mit denen er, um die Sicherheit der Seinen bangend, gleich nach Beginn seiner Reise den russisch-preußischen Krieg gegen Napoleon entstehen sah, gingen ja vorüber, und die schlimmen Folgen seines unglücklichen Endes, wodurch Preußen zerschlagen ward, wurden in Rußland und seiner fernen glänzenden Hauptstadt unmittelbar ganz wenig empfunden, ja das russische Reich gewann dadurch sogar zunächst erhebliche Vorteile. So wurde wohl auch er weniger, als es in Deutschland geschehen wäre, erregt, und in seinen Briefen — wenigstens den erhaltenen — erwähnt er diese Dinge kaum. Diese Teilnahmlosigkeit hat aber ihren tieferen Grund in der damaligen Empfindungsweise aller Gebildeten in Deutschland; man hatte zwar große Teilnahme für alle literarischen und wissenschaftlichen Dinge, politische dagegen — innen- und außenpolitische — betrachtete man, soweit man nicht persönlich von ihnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

berührt wurde, als ganz gleichgültig. Erst jene Unglücksjahre vermochten für einige Jahre den unpolitischen deutschen Sinn zu wandeln, der in der neuesten Zeit wieder so erschreckend zutage getreten ist und sich noch heute so betrübend wenig und langsam bessert!

Auch in wirtschaftlicher Beziehung durfte Tischbein mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Die notwendig gewordene Reise nach dieser Seite hin auszunutzen und unter Umständen auszudehnen, war ja von Anfang an seine Absicht.

Gewöhnlich erhielt er für ein Porträt in Öl 400, für ein solches in Pastell 300 Rubel. Die Großfürstin Katharina ließ ihm für das erste Halbjahr seines Unterrichts 500 Rubel überweisen und bestimmte ihm für die Folge ein Jahresgehalt von 1000 Rubel bei wöchentlich einer Unterrichtsstunde. So konnte er bald Zahlungen an seine Gattin wie an seine Stiefmutter in Cassel leisten und hielt nur wegen des auf die Hälfte gesunkenen Rubelkurses damit etwas zurück. Da er jedoch in gewohnter Freigebigkeit den in Rußland nicht zu verwertenden Erbstücken, die nach Leipzig gingen, wertvolle Geschenke für die Seinen und seine Freunde beipackte — einmal hat er hundertundzwanzig Pfund kostbaren russischen Tee zur Verteilung an alle geschickt —, so blieb das Endergebnis doch hinter den anfänglichen Erwartungen zurück.

Dazu gingen noch, wovon auch Caroline unten erzählt, zwei ungemein wertvolle große Kisten mit Kupferstichen und Zeichnungen verloren, da die Engländer des Lübecker Schiffers Erdmann Schiff „Maria Elisabeth" nach Kopenhagen wegschleppten.

Immerhin besaß er durch Erbschaft und Honorare zuletzt noch soviel, daß er nach Erlegung von 3000 Rubel Erbsteuer 5000 Rubel an Kunze in Leipzig und über Hamburg an die Seinen noch 7000 Rubel senden konnte und noch das doppelte Reisegeld für die Heimkehr bei sich behielt. Aber schon vier Jahre später, bei seinem Tode, war kein Vermögen mehr vorhanden!

Was ihn das letzte Vierteljahr noch zu bleiben zwang, war der dringende Wunsch beider Großfürstinnen — auch Anna genoß seinen Unterricht —, ihre für den Geburtstag ihrer Mutter bestimmten Bilder noch unter seiner Anleitung und Hilfe zu vollenden und solange wie irgend möglich seine Unterweisung zu genießen.

Aber endlich kam der Tag der Heimkehr doch heran. „Lies, freue dich und wünsche mir Glück," schreibt er im letzten Brief an seine Frau, „in Zeit von einer Stunde reise ich ab! Der Wagen ist gepackt, die Pferde stehen vor der Tür! Welch eine Freude für mich! Sind es doch zwei volle Jahre, daß wir ihr entgegenseufzten! Denn der erste Tag meiner Reise war auch der erste meines Sehnens nach der Heimkehr zu meinen Lieben. Sie ist überstanden,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diese peinvolle Zeit der Trennung, glücklich überstanden. Denn wie manchen Unfällen ist man nicht in großen Städten ausgesetzt, denen man nicht durch Klugheit und Vorsicht, nur durch Glück entgehen kann. An Widerwärtigkeiten hat es nicht gefehlt, nicht an boshaften Querstrichen des Zufalls oder meines bösen Dämons: alles aber ist glücklich überstanden, ich lebe, bin vollkommen gesund und darf mich freuen, nunmehr bald in Deinen Armen, umgeben von unsern guten, lieben Kindern, reichlichen Ersatz zu finden für alles Erduldete und besonders für die schmerzhafte Entbehrung Eures Umgangs! Mir ist unendlich wohl in meiner Haut, seitdem ich meinem Fegefeuer, der Trennung von den Meinen, ein nahes Ende absehe!"

Dieser Freudentag war der 25. Juli 1808. Die Reise ging wahrscheinlich (nach Friedrich Franz Wilken) trotz des Umwegs über Warschau—Wien, da der Postverkehr dahin wegen der politischen Verbindung mit dem Kaiserhof in Wien besser entwickelt war als der durch die baltischen Länder über Königsberg und Danzig nach Berlin, mit dem der freundschaftliche Verkehr des russischen Hofes und die näheren politischen Bundesbeziehungen noch nicht lange im Gange waren.

Für sein sämtliches Gepäck erwies sich sein Reisewagen als zu klein: so mußten sperrige Gegenstände, wie Gipsabgüsse und Gliederpuppen, in große Kisten verpackt, auf dem teuren und wegen der vielen Durchsuchungen an den Zollstellen noch kostspieligeren und unsicheren Landweg befördert werden.

Den Weg über Wien, München und Stuttgart, wo er nur einen Tag bei Gotthard Müller bleiben wollte, nach Heidelberg, wo die Seinen weilten, hatte er schon lange geplant. Nun fuhr er aber doch von Wien über Prag nach Dresden, in Begleitung eines „Translateurs bei der Russischen Gesandtschaft daselbst, Herrn Gracsowski".

Von dort ist sein erster wieder in der Heimat geschriebener Brief am 29. August 1808, an Bertuch gerichtet, datiert, und weil er eines neuen Urlaubs zur Reise nach Heidelberg bedurfte, so blieb er einige Tage in Dresden.

Seine Gattin hatte inzwischen mit Karl und Betty im September 1806 das junge Wilkensche Ehepaar nach Heidelberg begleitet, dort den ganzen Winter 1806/07 zugebracht, wodurch sie den Kriegsereignissen entrückt waren. Auf der Heimreise im April 1807 scheute sie in Frankfurt auch den Umweg nicht und fuhr noch für einige Wochen nach Arolsen und Mengeringhausen zu den Ihrigen, die alle noch am Leben waren — ihre Mutter starb erst am 20. Dezember 1809 — und die sie fast zwölf Jahre lang nicht gesehen hatte.

In ihrer Begleitung ist zuletzt auch Wilhelm Kunze gewesen; denn in dem Passe, den Fürst Friedrich von Waldeck „seiner Rätin Tischbein" am

13. Mai 1807 in Arolsen ausstellt[1] und in dem er „jedermann nach Standes Gebühr und Befehl ersucht, die Vorzeigerin an allen Orten frei und sicher und ungehindert passieren zu lassen, ihr auch bedürfenden Falls mit allem Vorschub und geneigtem guten Willen an die Hand zu gehen", ist außer ihr und ihren Kindern auch „der Kaufmann Kunze aus Leibzig" aufgeführt.

Nach ihrer Rückkehr rüstete Sophie mit des Vaters Genehmigung auch für dies zweite Paar die Hochzeit zu, die am 2. November 1807 stattfand[2].

Unter der langen Trennung und den häufigen Enttäuschungen über die Zeit der Rückkehr des Vaters litten auch die Seinen sehr, so freundlich auch die Leipziger Bekannten, besonders die Familie Limburger, sich um sie bemühten. Namentlich erschwerte die Unstetigkeit ihres Lebens Sophien die Erziehung ihres neunjährigen Sohnes Karl, der wiederholt umgeschult werden mußte, übrigens durch dies alles wenigstens früh selbständig wurde, wie er denn überhaupt, besonders durch den frühen Tod des schwärmerisch geliebten Vaters, früh gereift ist.

*

Im Monat Mai 1806 starb des Vaters einziger Bruder, Ludwig Philipp Tischbein, der als Baumeister in Rußland unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. sich einiges Vermögen gesammelt hatte und in Petersburg lebte. Dieser Todesfall erschütterte den Vater sehr, obwohl die Brüder seit länger denn zwanzig Jahren sich nicht gesehen und zuletzt auch nur selten einander geschrieben hatten, ich glaube, kaum einmal im Jahre. Mein Oheim mußte nach allem, was ich erzählen hörte, das vollkommene Widerspiel meines Vaters sein. Ein überwiegender Hang zur strengsten Ökonomie, verbunden mit einer finsteren, menschenfeindlichen Stimmung, bewirkten, daß der Oheim ledig blieb. Er lebte aller Geselligkeit entfremdet in der großen Kaiserstadt wie ein Einsiedler.

Sein Vermögen hatte er bei der Bank niedergelegt und schrieb

[1] Staats-Archiv in Marburg T.-A. Nr. 45.

[2] Als Caroline Ende des Jahres 1807 ihr erstes Kind erwartete, das am 20. Dezember geboren ward und von dem hochbeglückten Großvater nur aus der Ferne begrüßt werden konnte, kam anfangs Dezember ihre Mutter mit Karl abermals nach Heidelberg.

Dort erwarteten sie nun die endliche Rückkunft des Gatten und Vaters, der nach kurzem Besuch bei Betty in Leipzig und bei Bertuch in Weimar etwa Mitte September 1808 seine Wiedervereinigung mit seinen Lieben feiern durfte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darüber einst folgendes an seinen Bruder: „Ich spare und sammle für Deine Kinder — obwohl ich sie nie sehen werde — denn bei Deiner Sinnesweise wirst Du ihnen einmal nichts hinterlassen können." Dieser Brief tat dem Vater, trotz der guten Gesinnung des Onkels gegen uns, sehr weh, wie überhaupt manche frühere schriftliche Äußerung desselben. Der Vater hatte oft in seinen Briefen an den Bruder den Wunsch ausgesprochen, ihn in Petersburg zu besuchen. Die Antwort war aber immer: „Bleib zu Haus, wir taugen nicht zusammen, und ich scheue Gemütsbewegungen!" So zurückgewiesen und verletzt vom einzigen Bruder, mit dem er in dessen letzten zwanzig Lebensjahren nicht einmal sich wiedersehen und aussprechen konnte, gab der Vater endlich den Plan einer solchen Reise ganz auf, obwohl er sonst manche Aufforderung dazu hatte.

Nach dem Tode des Oheims schien es ihm aber nun notwendig, zur Regulierung der Erbschaftsangelegenheiten nach Petersburg zu gehen, und da er sich gerade zu jener Zeit recht wohl befand, so trug er kein Bedenken, im Spätsommer 1806 sein Vorhaben auszuführen. Er fand bei seiner Ankunft in Petersburg das in der Bank deponierte Vermögen des Oheims durch ein plötzliches Fallen der Papiere um ein Drittteil vermindert. Von dem übrigen Nachlaß fand er vieles entwendet. Ein anderer Teil der ererbten Sachen, wichtige und schöne Kupferstiche, treffliche architektonische Handzeichnungen, welche er zu Schiff über Lübeck nach Leipzig senden wollte, wurde mit dem Schiff von den Engländern genommen, und die Reklamationskosten waren so bedeutend, daß der Vater die geraubten Gegenstände nicht reklamieren mochte.

In Petersburg wurde dem Vater eine ehrenvolle Aufnahme zuteil, auch am kaiserlichen Hofe. Reichlich floß ihm Beschäftigung zu, wiewohl manche vornehme Dame anfangs Anstoß daran nahm, daß er die Séancen nur auf seinem Zimmer hielt. Eine Gräfin Lieven, Tochter des Generals von Benkendorf, brach aber hier Bahn, indem sie ohne weiteres sich dazu verstand[1]. Die Arbeiten

[1] Dorothea Fürstin von Lieven (1784—1857), Tochter des Generals Christoph v. Benkendorf, 1800 vermählt mit dem russischen Diplomaten Fürsten von Lieven, war selber diplomatisch so geschickt und so tätig, daß man sie die „diplomatische Sibylle Europas" nannte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Vaters fanden großen Beifall, und besonders waren die Damen von seiner Art, Kinder zu malen, eingenommen.

Auch unterrichtete der Vater die Töchter der Kaiserin Mutter im Zeichnen. Längere Zeit brachte der Vater auf Einladung der regierenden Kaiserin in Zarskoje Selo zu, um dort die Kaiserin und ihre kleine Tochter zu malen [1]. Die Kaiserin war mit dem Bilde des Kindes sehr zufrieden, und es war nun davon die Rede, daß er sie und das Kind auf einem Bilde zusammen malen sollte. Der Vater hatte schon mehrere Skizzen dazu entworfen und der Kaiserin vorgelegt, als diese plötzlich, von einem abergläubischen Bedenken ergriffen, zauderte. Mutter und Kind, zusammen auf einem Bild, bedeute unfehlbar den Tod des Kindes, hatte die Amme der kleinen Prinzeß bemerkt, nach einem in Rußland herrschenden Aberglauben. Der Vater, welcher die ihm lieb gewordene Komposition ungern aufgab, wagte einige untertänige Vorstellungen, jedoch umsonst; die Beredsamkeit der Amme siegte, die Kaiserin ließ sich allein malen, und bald darauf starb das geliebte einzige Kind. Wie froh war jetzt der Vater, daß seine Bitten nicht durchgedrungen waren! Zwei Monate verlebte er noch in Zarskoje Selo, bedient wie ein Prinz und auf die Genüsse der allerüppigsten Tafel angewiesen, was aber von der nachteiligsten Wirkung auf seine Gesundheit war, so daß er, nach Petersburg zurückgekehrt, dort krank wurde. Diese Krankheit und neue Bestellungen zogen seinen Aufenthalt dort sehr in die Länge.

[1] Einige Zeilen Carolinens sind hier weggelassen, in denen sie den oben (S. 143) mitgeteilten Brief ihres Vaters über die Schwierigkeiten, mit denen er bei der Zeichnung des Kindes zu kämpfen hatte, sehr verkürzt wiedergibt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# VII. Ausgang. Leipzig, Heidelberg
## 1808—1812

Wenige Wochen nach des Vaters Abreise nach Rußland fand meine Hochzeit statt, am 17. September 1806, und mein Mann führte mich nach Heidelberg, wohin die Mutter, meine Schwester und mein damals achtjähriger Bruder Karl uns begleiteten, um den Winter bei uns zu verweilen [1]. Meine Schwester war damals auch schon mit dem Kaufmann Kunze in Leipzig verlobt, und als binnen Jahresfrist der gute Vater immer noch nicht zurückgekehrt war, fand auch ihre Hochzeit während seiner Abwesenheit statt, am 2. November 1807. So entbehrten wir beide an den feierlichsten Tagen unseres Lebens der Gegenwart des lieben Vaters. Aber ihm wurde dadurch die Trennung von uns, vor der er sich fürchtete, sehr erleichtert, und dies, glaube ich, war ein Hauptgrund zu seiner Bereitwilligkeit, die Feier unserer Hochzeit während seiner Entfernung zuzugeben. Gleich nach der Schwester Hochzeit brachte das junge Ehepaar uns die Mutter wieder. Kurz vor der Geburt meines ersten Kindchens, am 20. Dezember 1807, Sophie nach meiner Mutter genannt, sandte mir der Vater ein ansehnliches Geldgeschenk, hundert Dukaten, begleitet von dem liebevollsten Brief. Endlich kehrte er im Spätsommer 1808 von Petersburg zurück und kam nach Heidelberg, um uns zu besuchen und die Mutter mit Karl abzuholen. Seine Freude über das erste Enkelchen war unaussprechlich. Er malte es dann in Pastell und porträtierte Wilken in Öl; letzteres Bild ist eins seiner trefflichsten, vollkommen gelungenen Porträts [2]. Zwei Monate blieben die Eltern noch zusammen bei uns und kehrten dann nach Leipzig zurück.

Des Vaters Tätigkeit blieb sich zwar noch eine Zeitlang gleich, aber doch entwickelten sich langsam schon die Übel bei ihm, welche später sein Ende herbeiführten. Er beschäftigte sich damals viel

---

[1] Sie blieben bis März 1807.

[2] Es ist im Besitz der Familie des Herausgebers (s. Tafel 20).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit Entwürfen zu allegorischen Bildern, welche freilich in seiner reichen, anmutigen Phantasie sich besser gestalteten als in der Ausführung. Zwei solche, Erwartung und getäuschte Hoffnung, führte er ganz aus und begleitete sie mit einer recht artigen poetischen Erklärung. Die Musen waren ihm überhaupt hold; er machte sehr hübsche Gedichte, schrieb einen Operntext und ein kleines Schauspiel, auch einige Fragmente über Kunst. Diese schriftstellerischen Versuche besitzt mein Bruder Karl[1].

Besondere Ereignisse in der Familie pflegte der Vater gern recht feierlich zu bezeichnen. Auch war er ein Freund von Überraschungen. Eine solche hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Im Herbst 1809 erkrankte meine kleine Sophie an einem Keuchhusten, an dem alle Kunst der Ärzte scheiterte. Das Übel dauerte fort bis zum Frühling, wo unser Hausarzt zu einer Luftveränderung als letztem Mittel riet. So wurde denn eine Reise nach Leipzig beschlossen, die ich, weil mein Mann mich selbst nicht begleiten konnte, unter dem Schutze des zur Messe nach Leipzig reisenden Buchhändlers Zimmer[2] antrat.

Bis Weißenfels sollte ich mit Zimmer reisen, dort aber bei der Großmutter meines Schwagers Wilhelm Kunze, die daselbst ein schönes Haus besaß, einkehren und einen Tag ausruhen. Wetter und Wege waren schlecht, und so kamen wir erst um Mitternacht in Weißenfels an. Wie wir uns dem Hause näherten, strahlte uns heller Fackelglanz entgegen, und als der Wagen hielt, stand an der Spitze der Fackelträger mein guter alter Vater selbst, schön frisiert und festlich gekleidet. Er war der erste am Wagen und hob mich selbst heraus. In den anderen Fackelträgern erkannte ich Schwager Wilhelm, meinen Bruder Karl und meinen lieben, wertenFreund Limburger[3]

---

[1] Sie sind zurzeit nicht nachzuweisen.

[2] Johann Georg Zimmer (1777—1853), der Buchhändler der Romantiker in Heidelberg, studierte später noch Theologie, wobei er auch Wilkens Schüler war, und starb als Geistlicher in Frankfurt; s. H. Zimmer, Joh. G. Z. und die Romantiker (1888).

[3] Jakob Bernhard Limburger, dessen Familie noch in Leipzig blüht, war ein angesehener Kauf- und Ratsherr in Leipzig, in letzter Eigenschaft „Baumeister" genannt (so übersetzt man aedilis), 1770—1846; er und seine Frau Julie geb. Küstner waren wohl die nächsten Freunde der Tischbeinschen Familie; für Caroline besonders

aus Leipzig. Solche Eindrücke verwischen sich nicht. Das glückliche Resultat dieser Reise war Sophiens Genesung.

Im Juli 1810 unternahm Tischbein seine vorletzte Kunstreise, nach dem Rhein und Neckar, wohin ihn seine Sehnsucht nach Caroline und dem Enkelkind, wie nach der reizvollen Berggegend mit ihren Rebengeländen ja immer zog. Er fuhr abermals allein, mit Urlaub bis Neujahr 1811, und zwar zunächst nach Frankfurt, fand aber — trotz Carolinens Bemerkung — in der reichen alten Reichsstadt, jetzt Residenz seines Gönners Dalberg, die gehoffte Beschäftigung nicht. Dieser lebte damals gerade in Fulda, wo Tischbein ihn auf der Durchreise besucht hatte und wieder aufs freundlichste aufgenommen worden war; seine Empfehlung in Frankfurt hätte dem Künstler gewiß bald genug Aufträge zugeführt. Andere Bekannte waren auf Reisen oder auf dem Lande, so Freiherr von Gerning (1769—1837), Diplomat und Schriftsteller, den er wohl von Neapel her kannte, der Bankier S. M. von Bethmann, der ihn zwar zu Tische lud, aber nach einigen Tagen abreiste, der Bankier Gontard, Schwiegervater von Hölderlins Diotima, der ihn ebenfalls einlud, auch zwei Bildnisse bestellte, aber dann sofort für Wochen, ausgesucht nach Leipzig, verreiste. Die ganze Schwere der Zeit, die ungeheuren Steuern, die der Korse eintreiben ließ, mochten wohl die wenigsten geneigt machen, sich malen zu lassen.

So ist bisher als Frankfurter Bildnis neben denen des Ehepaars Lauck eigentlich nur das von Frau Susanne Passavant, Gattin des Malers und Kunstforschers J. D. Passavant, nachzuweisen (s. Bilderverzeichnis).

Tischbein wohnte im „Englischen Hof", in dem sich zufällig auch die Ausstellungsräume für Gemälde befanden; solche mußte ein reisender Maler mit sich führen, um sich auszuweisen und zu Aufträgen anzuregen; so stellte er denn seine Bilder von Betty, von der Kaiserin Elisabeth und ihrem Töchterchen aus; es erschien auch die Erbprinzeß Wilhelmine von Darmstadt, Schwester der Kaiserin, mit einem Prinzen ihres Hauses; an Beifall fehlte es nicht, aber zu Aufträgen kam es außer den erwähnten nicht. Über Mannheim, wo er bei Artaria seine Bildnisse ausstellte, aber die Erbprinzessin Stephanie verreist fand, ging er dann wohl bald nach Heidelberg und wurde da auch wirklich reichlich für seine bisherigen Enttäuschungen

zeigte er große Zuneigung, hat ihr Töchterchen Sophie über die Taufe gehoben und ist der Familie mit reichen Spenden zu festlichen Gelegenheiten hilfreich gewesen, besonders auch Tischbeins Witwe und Sohn während seiner Ausbildung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch wochenlangen angenehmen Verkehr mit den Seinen und deren nahen Freunden entschädigt. Dabei malte er das Voßsche Ehepaar, auch zwei Glieder der Familie May[1]; für den Übersetzer des Homer, der sonst nicht eben überall beliebt war, hatte er eine große Liebe, hatte ihn sich auch einst zum Mitpaten bei seinem ersten Enkelkind gewünscht.

Auf der Heimreise blieb er kurz in Darmstadt, wo außer der Erbprinzeß auch die Großherzogin Luise seine Bilder zu sehen verlangt hatte — aber keins bestellte. Dazu stürzte er auch noch nach einem beim Freiherrn von Dalwigk verbrachten Teeabend dessen steile Türtreppe in der Dunkelheit hinab, auf einen Haufen spitziger Pflastersteine, verletzte sich zum Glück aber nur am Schienbein. Frankfurt, wo er nochmals einkehrte, hatte wieder keine Arbeit für ihn, und so wäre die wenig ergebnisreiche Reise, die ihn zu dem Entschluß brachte, nie wieder eine derartige auf Spekulation gerichtete zu unternehmen, sondern nur noch mit seiner Gattin die Kinder zu besuchen, fast zu Ende gewesen, wenn er nicht dort noch eben die Herzogin von Nassau-Usingen[2], Luise Prinzeß von Waldeck, Schwester seines Gönners Fürsten Friedrich (1751—1816), angetroffen hätte, die sich an seinem Bilde Bettys so erfreute, daß sie auch ihre beiden Töchter von ihm malen ließ. Erfreulich war zuletzt auch noch für ihn, daß ihn dort noch die Einladung des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg[3] aus dessen schöner kleiner Residenzstadt Weilburg an der Lahn erreichte, dorthin zu kommen und vier Porträts seiner Familie zu malen; man hatte dort ein Bildnis eines oranischen Prinzen von seiner Hand gesehen, wohl das des Prinzen Georg Friedrich, Sohnes des Erbstatthalters der Niederlande Wilhelms V., das er 1788 im Haag gemalt hatte.

So reiste er denn nach Weilburg und wohnte dort mehrere Wochen im Hause des Oberstallmeisters Freiherrn von Dungern[4], sich an dem schönen

[1] Diese zwei Bilder sind nicht mehr aufzufinden; die Kopie des einen ist aber in der Städtischen Gemäldegalerie in Heidelberg, über May s. S. 165.

[2] Mit ihrem Gemahl Friedrich August starb die Usinger Linie 1816 im Mannsstamm aus, und die Weilburger Linie vereinigte dann den gesamten Besitz der Walramischen Linie und den deutschen der Ottonischen (in den Niederlanden) als Herzogtum Nassau, das nach fünfzig Jahren durch den Krieg von 1866 an Preußen kam; von 1816—1839 regierte Herzog Wilhelm, von da ab Herzog Adolf, der 1890 zum Ersatz für sein verlorenes Herzogtum noch Luxemburg erben sollte († 1905). Dort regiert heute seine Enkelin, Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Charlotte, durch deren Güte ich das Familienbild hier veröffentlichen kann (s. Tafel 21).

[3] Regierte 1788—1816, geboren 1768.

[4] Freiherr Fr. G. von Dungern, geboren 1764 zu Bergzabern als Sohn des Darmstädtischen Obermarschalls R. Ph. von Dungern und seiner Gattin geborene Wurmser von Feudenheim, starb als Oberstallmeister a. D. und Herzoglich Nassauischer

häuslichen Glück des mit acht Kindern gesegneten Ehepaars erfreuend, und auch von der fürstlichen Familie freundlich in ihren Kreis gezogen. Statt der vier getrennten Porträts malte er aber dann ein schönes großes Familienbild des Fürstenpaares und seiner drei Kinder, besonders der damals dreizehnjährigen Prinzeß Henriette, die fünf Jahre später die schöne Gattin des ersten Besiegers Napoleons, des Erzherzogs Karl, geworden ist, aber schon 1829 starb. Dies Bild hat bis vor einigen Jahren im alten, malerischen Schlosse von Weilburg im Thronsaal gehangen, befindet sich aber jetzt in Schloß Berg bei Luxemburg.

Gesondert malte er das Porträt der Fürstin Luise Isabelle geborenen Burggräfin von Kirchberg, Gräfin von Sayn-Hachenburg (1772—1827), das sich im Rijksmuseum von Amsterdam befindet.

Noch am 24. Oktober 1810 feierte er das Wald-, Jagd- und Volksfest mit, das die Fürstin ihrem Gemahl an seinem Geburtstag veranstaltete, und hat es in einem Gedicht in Hexametern nach dem Muster seines Freundes Voß für seine Gattin hübsch geschildert.

Auch hat er nach dem Heimatschloß der Fürstin, Hachenburg, noch einen Ausflug mit ihr gemacht und scheint dort für einige Zeit sich zum Arbeiten eingerichtet zu haben; von dort ist er dann nach Frankfurt zurück- und alsbald — es war November geworden — nach Leipzig weitergereist.

Im Sommer 1811 machte sein zunehmendes Leiden eine Kur in Karlsbad notwendig. Er traf dort mit der engbefreundeten Familie Körner aus Dresden zusammen, deren Sohn Theodor, jetzt zwanzigjährig, krank von Berlin zurückgekehrt war und ebenfalls die Kur gebrauchte, von da nach Wien reiste und erst 1813 wieder heimkehrte, um sein Leben für das Vaterland zu opfern.

Auch bei Tischbein hatte die Kur gute Wirkung; er fühlte sich zwanzig Jahre verjüngt, und voller Zuversicht auf dauernde Besserung, ja Genesung kehrte er etwa Mitte August nach Leipzig zurück; der Brief, in dem er seiner Gattin seine umständliche Rückkehr ankündigt — von Annaberg oder Schnee-

---

Wirklicher Geheimer Rat, 94 Jahre alt, am 15. April 1858 in Weilburg. Dort, in seiner lieben Heimatstadt, hat ihn der Herausgeber, der als Kind noch sechs Jahre neben ihm wohnte, oft gesehen. — Seine Gattin, Wilhelmine L. Freiin Lesch von Mühlheim, war, nach sechsundfünfzigjähriger Ehe mit ihm, 1846 gestorben. — Auch die von Tischbein als unterrichtet und angenehm gerühmte Erzieherin der Dungernschen Kinder, Fräulein Funck aus Bückeburg, die auch seinen Schwiegersohn Wilken von dorther kannte, blieb im Dungernschen Hause noch lange wohnen, so daß der Herausgeber auch sie noch gekannt hat. — Sein Sohn Wilhelm Heinrich (1809—1874) war vermählt mit Gräfin Emilie von Reichenbach-Lessonitz, Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Großfürstin Katharina von Rußland



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Friedrich Wilken



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

berg mußten damals tagelang vorher Pferde bestellt werden, die seinem Reisewagen fünf Stunden weit entgegenkamen —, ist, wie seine Gattin schreibt, als sie ihn 1837 ihrem Enkel Friedrich Wilken schickt, „der allerletzte gewesen, den sie von ihrem lieben, verstorbenen Manne erhalten habe". Bis zu seinem Tode haben sich nunmehr beide Gatten nicht mehr getrennt.

Daß dieser Enkel ihm am 5. November desselben Jahres von Caroline geschenkt ward, begrüßte er mit Jubel in seinem letzten Briefe an Wilken vom 14. November 1811; seinen Herzenswunsch, an der Taufe des Enkels, der seinen Rufnamen „Friedrich" erhielt, teilnehmen zu können, bezeichnet er zwar selbst sofort als unerfüllbar, da er sich der Fortdauer seiner Krankheit bewußt war.

Und doch trat die alte Reiselust und Arbeitsfreude im nächsten Frühjahr wieder hervor. Am 30. April 1812 kündigt er in seinem letzten Briefe an Caroline dieser seine Ankunft in Heidelberg an und hofft dort schöne Tage mit seinen Lieben zu erleben. Am 6. Mai 1812 ist er noch einmal mit Frau und Sohn abgereist und nach kurzen Tagereisen, wie sie sein Zustand allein zuließ, glücklich in der ihm so lieben Neckarstadt angelangt. Die Rückfahrt brauchte er nicht mehr zu machen!

*

Im Winter 1809/10 hatte der Vater sehr ernstliche Krankheitsanfälle; mit dem Frühling aber besserte es sich, und er konnte eine Reise nach Frankfurt a. M. unternehmen, wo ihn viel Beschäftigung erwartete. Von dort kam er zu uns nach Heidelberg, und es war mir eine liebe Aufgabe, ihm den Aufenthalt bei uns so angenehm und bequem als möglich zu machen. Mein Mann zeigte dasselbe Bestreben, und so brachte der Vater zwei Monate bei uns zu, von denen er später selbst sagte, er rechne sie zu den genußreichsten seines Lebens.

Merkwürdig war die Art, wie er mich als Frau behandelte. Jeden kindlichen Dienst, den ich ihm so gern leistete, nahm er zwar liebevoll, aber doch mit einiger Peinlichkeit auf, als ob sich dies nicht mehr so recht schicken wolle. Kam ich des Morgens in sein Zimmer, wo er gern allein frühstückte, so mußte ich immer Entschuldigungen hören, daß er noch im Schlafrock und Pantoffeln sei; um keinen Preis aber wäre er in meine Stube oder zu Tisch im Schlafrock gekommen. Diese Förmlichkeit abgerechnet, welche

nun einmal mit ihm verwachsen war, gab es nichts Herzlicheres als sein Benehmen. Er schlief regelmäßig alle Nachmittage, und sein Bedienter hatte Befehl, ihn zu einer bestimmten Stunde pünktlich zu wecken. Eines Tages fiel es mir ein, dies selbst zu tun. Ich nahte mich also leise und vorsichtig dem guten Vater, streichelte seine Wangen und drückte einen leichten Kuß auf seine Stirn. Mit der größten Heftigkeit auffahren und mir eine Ohrfeige geben war das Werk eines Augenblicks, und ich hätte Ähnliches voraussehen können. Denn Störungen im Schlaf wirkten jedesmal heftig erregend auf seine Nerven. Sein Erschrecken aber, indem er sich besann und mich erkannte, war unbeschreiblich, und es gehörten von meiner Seite die flehentlichsten Bitten dazu, um ihn über diesen Vorfall zu beruhigen.

Auch in Heidelberg fand sich Beschäftigung für ihn. Er malte mehrere Porträts, unter anderen den alten Voß mit seiner ehrwürdigen Ernestine[1]. Diese Porträts, so gut sie ihm auch gelangen, malte er nur mit Widerstreben. Der Physiognomie des berühmten Dichterveterans konnte er durchaus keine poetische Seite abgewinnen, und die liebe Mutter Voß war bei all ihrer sonstigen Trefflichkeit ungewöhnlich häßlich. Sein verdrießliches Aussehen während der Sitzungen, seine komischen Ausrufungen nachher, wie nur der liebe Gott solche Gesichter dem Künstler zur Pein habe erschaffen können, belustigten uns sehr. Und nun gar die Toilette der alten Dame, ihre Haube, ihr steifes Halstuch! Alle Künste des Verschönerungssystems, welches der Vater so gut innehatte, reichten hier nicht aus. Bei einer solchen Sitzung erzählte Voß mit angenehmem Selbstgefühl, wie sein Gedicht Luise eigentlich ein Familiengemälde sei. In dem ehrwürdigen Pfarrherrn und dessen Gattin habe er seine eigenen Schwiegereltern, im edlen, bescheidenen

[1] Ernestine geb. Boie, Schwester des Schriftstellers und Begründers des Göttinger „Hainbundes", H. Chr. B., war eine gescheite, auch als Schriftstellerin nicht ohne Erfolg tätige, dabei gemütvolle, treffliche Frau. Sie hat ihren Gatten (1751—1826) um sechs Jahre überlebt. — Am 9. August 1812 meldet Friedrich Creuzer an Görres: „Der alte Tischbein ist wieder da und malt den alten Voß und Frau in Pastell und Öl." — W. Herbst in Voß' Leben II, 2, 151 läßt die Bilder irrig von Wilhelm Tischbein gemalt sein. Das unbezeichnete Bildnis von Voß bei ihm ist nicht das Tischbeinsche.

Walter sich selbst, in der lieblichen, schönen Luise seine Ernestine geschildert. Des guten Vaters Gesicht und Mienenspiel während dieser Exposition war merkwürdig. Ich mußte hinausgehen, um mich recht satt zu lachen. Jenes Gedicht war immer eine Lieblingslektüre des Vaters gewesen. Von dieser Stunde an aber, versicherte er, würde es ihm unmöglich sein, es je wieder zu lesen. Der bloße Gedanke an die eben vernommene Erläuterung verderbe ihm schon die Phantasie.

Des Vaters Wohlbefinden bei uns ließ eine gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffen. Leider aber sahen wir uns schmerzlich getäuscht. Denn in dem folgenden Winter kehrten seine Beschwerden stärker als je zurück und nahmen einen sehr bedenklichen Charakter an.

Im Jahre 1812 entstand der lebhafte Wunsch in ihm, noch einmal eine Reise nach Heidelberg zu machen, und der Arzt, obwohl er davon nichts für die Gesundheit des Vaters hoffte, gestattete sie ihm.

Wir hatten kurz zuvor ein am Karlsplatz belegenes Haus gekauft, nebst einem Garten, der eine herrliche Aussicht auf das alte ehrwürdige Schloß gewährte[1].

Als die Eltern bei uns mit dem vierzehnjährigen Karl ankamen, bekümmerte mich in tiefster Seele des Vaters sichtliche Schwäche; er entstieg nur mühsam dem Wagen und hatte ein bleiches, verfallenes Aussehen. Ich fühlte, hier war keine Hoffnung mehr. Seltsam war es, daß die Mutter keinen rechten Glauben an die Gefährlichkeit von des Vaters Zustand hatte. Auch schien es, als erhole er sich etwas unter der ärztlichen Behandlung des alten trefflichen Dr. May[2] und dessen Schwiegersohns Dr. Nägele[2]. Gern saß er in unserm Garten und erquickte sich an der wirklich romantischen Aussicht. Vor der Bank, auf welcher er zu ruhen pflegte, breitete sich ein frischer Rasenplatz aus, und in der Mitte blühte gerade ein Rosenstock von ungewöhnlicher Höhe und Fülle. An diesem Rosenbäumchen hatte er viel Vergnügen.

Etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft erhielt er eine Auf-

[1] S. S. 169.
[2] S. u. S. 165.

forderung von der Großherzogin Stephanie[1], nach Mannheim zu kommen, um sie mit ihrer kleinen Tochter zu malen, und er glaubte sich wohl genug, dieser Aufforderung genügen zu können. So wurde denn in Mannheim ein passendes Quartier gemietet, und die Eltern reisten heiter dahin ab. Die ersten Nachrichten lauteten erwünscht Der Vater hatte beide Porträts angefangen und arbeitete mit Lust, vollendete auch fast das sehr ähnlich gewordene Bild der Großherzogin; dann aber erkrankte er nach drei Wochen wieder sehr bedenklich und verlangte mit solcher Ungeduld nach Heidelberg zurück, daß die kleine Fahrt gewagt werden mußte. Er fühle sich seinem Ziele nah, sagte er der Mutter, wolle aber gern in Heidelberg sterben, und so kam er dem Tode verfallen wieder bei uns an. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen. Der Vater selbst schien ruhiger und gefaßter als ich.

Noch einmal faßten wir etwas Hoffnung, als der liebe Kranke nach einigen Ruhetagen wieder Kraft zu gewinnen schien und das Bett verlassen durfte. An einem schönen, sonnigen Mittag wünschte er von mir in den Garten geführt zu werden, auf sein Lieblingsplätzchen. Dort unterhielt er sich lange mit mir, und nie werde ich dies Gespräch vergessen, worin es sich erwies, daß er, ohne alle Täuschung über diese momentane Besserung, vollkommen bereit war, ruhig und ergeben zum Herrn einzugehen. Er konnte es; war er auch nicht frei von Schwächen und Fehlern, wie alle Menschen an sich erkennen müssen, so hatte er doch vorsätzlich nur das Gute getan, der Not seiner armen Mitbrüder nach Kräften abgeholfen, niemals wissentlich jemand gekränkt und stets nach einem höheren Ziele gestrebt. Am Abend dieses mir unvergeßlichen Tages legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Die Brustwassersucht, zu der sein Übel sich allmählich gestaltete, machte plötzlich reißende Fortschritte, und seine Leiden während acht Tagen waren furchtbar. Sie wechselten ab mit einem schmerzlosen Fieberzustand, wo er stets phantasierte und viel in Gedanken malte. Das unfertige Pastellbild der kleinen

[1] Stephanie, Großherzogin von Baden (1789—1860), Tochter des Grafen Claude de Beauharnais, eines Vetters von Kaiserin Josephinens erstem Gemahl, heiratete, von Napoleon adoptiert, 1806 den Erbgroßherzog Karl Ludwig, der 1811 bis 1818 regierte. Ihre älteste Tochter Luise Amalie Stephanie, geb. 5. Juni 1811, 1830 mit Prinz Gustav Wasa vermählt, von dem sie 1844 geschieden wurde, starb 1854.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Prinzessin schien ihn sehr zu beschäftigen, er forderte es einmal und deutete mit dem Finger die noch zu vollendenden Stellen an.

In den zwei letzten Tagen seines Lebens nahmen die Beklemmungen zu. Bisher hatte die Mutter fast alle Nächte bei ihm gewacht, sie wollte nicht zugeben, daß ich diese Wache mit ihr teilte; aber am Vorabend seines Todes beredete ich sie, sich die ersten Stunden der Nacht etwas Ruhe zu gönnen, und blieb selbst bei dem Vater. Er lag meist bewußtlos, schien aber keine Schmerzen mehr zu haben. Gegen Morgen kehrte ihm einige Besinnung zurück; er sah ruhig aus, sprach nur wenige Worte, zeigte sich aber sehr freundlich gegen mich und fragte, was mir auffiel, nicht nach der Mutter. Als diese endlich erwachte und ich ihr Bericht über die Nacht abstattete, wollte sie noch immer nicht begreifen, daß der letzte Augenblick des Vaters unabweisbar nahe sei. Gewohnt, ihn oft bis zum Tode krank und dann sich plötzlich wieder erholen zu sehen, glaubte sie auch jetzt noch an die Möglichkeit des letzteren Falls. „Kinder," sagte sie, „er erholt sich doch wieder, glaubt mir." Als sie aber an sein Lager trat, ließ sie bei dem ersten Blick auf des lieben Kranken schon vom Tode berührten Züge diese täuschende Hoffnung fahren. Der Vater schien sie nicht mehr zu erkennen, wie denn überhaupt sein Bewußtsein allmählich ganz schwand. Der alte, gute Dr. May, dessen Schwiegersohn Nägele, unsere Freunde Thibaut[1] und die beiden Boisserée[2] brachten abwechselnd die Stunden dieses betrübten Tages bis gegen die Mitternacht desselben bei uns zu. Am Nachmittag brachte ich meine Kinder Sophie und Fritz noch einmal an das Sterbebett ihres Großvaters und legte dessen erkaltende Hände zum letzten Segen auf beider liebe Häupter.

[1] Der sehr musikalische Rechtslehrer Anton Friedrich Justus Thibaut (1772 bis 1840) ward durch Carolinens Gesang besonders angezogen. Mit seiner Familie wie denen der Gynäkologen Franz Ant. May (1742—1814) und Karl Nägele (1778—1851) stand Caroline noch lange in Briefwechsel.

[2] Die um die deutsche Kunstgeschichte verdienten Brüder Sulpiz (1783—1854) und Melchior (1786—1851) Boisserée aus Cöln, die auch im Wilkenschen Hause ein- und ausgingen, legten seit 1804 unter Friedrich Schlegels Anregung und Mithilfe ihre berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde an, die Ludwig I. von Bayern ihnen abkaufte und in der Alten Pinakothek in München aufstellte. 1810—1819 lebten sie in Heidelberg, wo auch Goethe, durch ihre Sammlung lebhaft angezogen, 1815 sie besucht hat. — Bilder der Brüder bei N. 163.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Vater begann schon zu röcheln, was mich mit Jammer erfüllte, und oft mußten die Ärzte, um mich zu beruhigen, mir versichern, daß der Sterbende selbst dabei nichts empfinde und leide. Seine Agonie dauerte lange, zuletzt schickte mein Mann mich und die Mutter fort in ein anderes Zimmer und blieb allein mit Nägele und Thibaut bis zum letzten Atemzug des lieben Vaters. Mir und der Mutter leisteten unsere treuen Freunde Boisserée Gesellschaft. Es war eine feierliche Nacht. Nur einen Trost gibt es in solchen Augenblicken, gläubige Hoffnung einer Wiedervereinigung vor Gottes Thron mit den Geliebten, von welchen auf Erden uns der Tod scheidet.

Endlich, kurz vor Mitternacht, kamen mein Mann und Thibaut zu uns; es war vorbei, der Vater eingegangen zur ewigen Ruhe. Es war am 21. Juni 1812. Auf dem protestantischen Kirchhofe[1] in Heidelberg wurde mein lieber Vater bestattet[2].

[1] Am 23. Juni früh um sieben Uhr wurde er „in Gegenwart der Zeugen, des Herrn Dr. med. Karl Nägele und des Herrn Gotthilf Gläser, Mahlers aus Leipzig", beerdigt, und zwar wohl auf dem St.-Peter-Kirchhof (der kleinere bei St. Providenz gehörte den Lutheranern). Beide sind längst verschwunden, und auch der Grabstein Tischbeins befindet sich nicht unter den wenigen, die in unmittelbarer Nähe der Kirchen erhalten sind.

[2] Auf die Gründe seiner Kränklichkeit, Gedrücktheit und häufigen Verstimmungen in seinen letzten Lebensjahren wirft der folgende Brief Friedrich Wilkens an Wilhelm Kunze in Leipzig, in Heidelberg im Juni 1812 geschrieben, ein deutliches Licht.

„Meinem neulichen Versprechen zufolge will ich Dir, mein lieber Freund, kurz erzählen, was sich bei der Leichenöffnung unseres seligen Vaters entdeckt hat. Der hiesige Arzt wird einen umständlichen Sektionsbefund Eurem Sachs mitteilen.

Das Steinübel war vielleicht das geringere seiner Übel, obgleich die Blase mit mehr als fünfzig Steinchen von der Größe einer Erbse angefüllt war; denn auch in der Lunge fand sich eine bedeutende Verhärtung. Die Nieren waren gänzlich zerstört und die Gallenblase versteinert. Die Steinerzeugung war für ihn um desto schlimmer und peinigender, da auch in der Harnröhre sich eine Verengung fand, welche die Abführung der Steine verhindert hat. Durch die Extravasation des Urins vornehmlich, wie es scheint, hatte sich im Bauche und in der Brust eine sehr bedeutende Menge von Wasser angesammelt, welches vollkommen den Geruch von Urin hatte.

Da alle diese Übel ohne Zweifel nicht erst in den letzten Jahren entstanden sind, so erklärt sich daraus die üble Laune, von welcher der gute Vater oft geplagt wurde. Es ist gewiß ihm vieles zu gut zu halten, was ihm sehr übelgenommen worden ist. Man muß ihn bewundern, daß er bei einer solchen Zerstörung seiner körperlichen Organisation doch so viel Herr über seine Leiden geworden ist und ein so tätiges Leben hat führen können. Aber zugleich müssen uns auch diese Entdeckungen über seinen Tod trösten. Die Kunst konnte ihn nicht von seinen Leiden befreien, er fand die Erlösung von seinen Schmerzen in der Auflösung seiner irdischen Hülle. Lebe wohl!

Wilken."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## VIII. Die übrigen Familienmitglieder

Tischbeins unerwarteter Tod mit zweiundsechzig Jahren ließ seine Witwe in nicht eben glänzenden Verhältnissen zurück. Für ihn selbst war ja sein leichter, unbekümmerter Künstlersinn ein Glück gewesen, der sich bei der Unregelmäßigkeit seiner Einnahmen auch an gelegentliche Schulden gewöhnt hatte, ihn oft von der Hand in den Mund leben ließ, ihn bei häufigen Fehlschlägen seiner Erwartungen von Arbeit und Entgelt leicht tröstete, in besseren Zeiten auch mit Ausgaben nicht kargen ließ; so forderte er von Petersburg aus seine Frau auf, wenn Dufour sie wegen der Enge seines Reisewagens nicht mit nach Heidelberg nehmen könne, so solle sie sich einen mieten oder frischweg kaufen. Daß sie das Sparen besser verstand, nachdem ihr Haushalt bis dahin tausend Taler — damals eine hohe Summe — jährlich gekostet hatte, hat sie jetzt gezeigt. Vermögen war nicht vorhanden, ihr Witwengehalt äußerst gering; zum Glück hatte ihr Gatte im Jahre 1808 das ihm vom Fürsten zu Waldeck noch geschuldete Gehalt von etwa dreitausendfünfhundert Talern in eine Rente von hundertfünfzig Talern jährlich für sie umwandeln lassen, die ihr von 1809 auch gezahlt ward, und da sie noch dreißig Jahre lebte, so hat sie das ihrem Gatten geschuldete Gehalt doch noch reichlich erhalten. Für Karls weitere Ausbildung, die er schon vom Herbst 1812 ab in Dresden erhielt, mußte sie einen großen Teil ihrer Einnahmen verwenden und hat ihn gut ausgestattet und versorgt. Dankenswert war es, daß das Kunzesche Ehepaar, als sie die Dienstwohnung in der westlichen alten Pleißenburg verlor, sie alsbald zu sich nahm und sie den eigenen Haushalt sparen ließ; so konnte sie einen Teil ihres Mobiliars verkaufen — Freund Limburger nahm ihr für zweihundertvierzig Taler davon ab; er und gewiß auch andere bemittelte Freunde steuerten zu. So vermochte sie sich einzurichten.

Auch machten sich Betty und Wilhelm Kunze, die zwar im eigenen Hause wohnten (Klostergasse Nr. 167), aber doch noch zwanzig Jahre lang selbst nicht auf Rosen gebettet waren, in jeder Weise durch treue Fürsorge um sie verdient, was Karl und Caroline ihnen auch dankbar bezeugt haben. Ihre Häuslichkeit gewann aber auch viel durch den Eintritt der gemüt- und humorvollen, klugen und gebildeten Frau in ihre Familie; fast noch ein Menschenalter hat sie mit ihnen zusammengelebt und Freud und Leid und Sorgen geteilt, durch ihren Sinn für gute Musik und Lektüre, gesellige Unterhaltung und angenehmen Verkehr mit vielen treuen Freunden auch diesen Kreis an-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zuregen und zu beleben, durch verständigen Rat und vermittelndes Eingreifen manche Schwierigkeiten zu heben gewußt. Freude an ihren Kindern und Enkeln und deren dankbare Liebe und Verehrung haben sie so, trotz des Kummers um ihres Schwiegersohns Wilken schwere Erkrankung und der ihrer Tochter Caroline daraus erwachsenden Nöte, wegen deren sie sogar wiederholt monatelang nach Berlin[1] zu ihr ging, doch oft des Lebens noch froh werden lassen. Schöne Tage waren es besonders, wenn ihr Sohn Karl sie besuchte, oder sie in besseren Zeiten selbst zu Caroline nach Berlin reisen konnte; glücklich war sie namentlich, als sie 1830 mit Karl zusammen noch einmal wochenlang in der lieben alten Heimat Arolsen und Mengeringhausen bei den letzten dortigen Verwandten weilen durfte und diese und ihre Freunde sich in Gastlichkeit nicht genug tun konnten, um ihr noch einmal frohe Stunden zu bereiten. Heiter und hübsch waren auch noch immer die Briefe der gealterten Frau und bezeichnen ihre harmonische, glückliche Natur.

Als sie, fast achtzigjährig, am 1. März 1840 in Leipzig starb, konnten ihre Kinder, besonders Betty, diesen Schlag lange nicht verwinden. —

Verfolgen wir noch kurz die ferneren Geschicke ihrer Kinder!

Caroline war die begabtere und bedeutendere der beiden Schwestern. Ihre Anlagen zum Zeichnen wurden vom Vater gepflegt und ihre Arbeiten aufmerksam überwacht.

Nach seinen Bildern hat sie oft Zeichnungen gemacht, so von dem Gleims, das G. Müller in Leipzig gestochen hat, auch von einer Zeichnung der Königin Luise (s. u. im Anhang I). Ein farbiges Miniaturbild von Achim von Arnim, dem Freund der Familie, hat sie selbst 1807 in Heidelberg gemalt (jetzt im Arnimschen Familienarchiv in Wiepersdorf, abgebildet in den von mir herausgegebenen Lebenserinnerungen von Ludwig E. Grimm, 1912 2. Aufl., S. 145); in Leipzig und Dresden hat sie zuweilen Arbeiten ausgestellt[2]; von ihren Bildnissen der Familie war oben (S. 148) die Rede; ein solches ihres Töchterchens von des Vaters Hand hat sie für ihn kopiert und damit seine Lobsprüche geerntet, die er wohl nicht bloß als nachsichtiger Vater gespendet hat, sondern als ihr Lehrer, der sie zugleich mahnt, fortab nur nach der Natur zu arbeiten. Nach ihrer Zeichnung ist der Stich des im Leipziger Museum befindlichen großen Familienbildes (s. Tafel 16) von Buchhorn gefertigt, der sich in Cottas Taschenbuch für Damen 1802 findet. Eine Zeichnung von ihr nach des Vaters Bildnis von Wieland ist im Großherzog-

[1] Erfreulich war dann für alle der erneute innige Verkehr mit der Körnerschen Familie.

[2] Auch in Leipzig 1912 waren sieben Zeichnungen von ihr zu sehen, Nr. 732 bis 738 des Katalogs.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Wittumhaus in Weimar (Landsberg, Wilhelm Tischbein, 152). Besonders in den Jahren 1823—1825 hat sie viele Porträts angesehener Personen — auch ihrer Freundin Elise von der Recke — in farbiger Stiftzeichnung gearbeitet, die, gut honoriert, ihr die schweren Ausgaben für den erkrankten Gatten bestreiten halfen[1].

Nach des Vaters Tode, mit dem sie ihre Mitteilungen abschließt, dauerte das schöne Glück ihrer engeren Familie noch elf Jahre. Seit 1812 wohnten sie in einem eigenen Hause mit Garten, im Kaltental 431 (heute Karlstraße 10), am Fuße des Schloßbergs am Karlsplatz gelegen. Dort wurde das Paar 1815 noch durch die Geburt eines dritten Kindes, Sulpiz nach dem Paten Boisserée genannt, erfreut[2]; eine zweite Tochter, 1818 in Berlin geboren, ward die Gattin des Reg.- und Medizinalrats Dr. Edmund von Pochhammer; Nachkommen haben nur Sophie und Sulpiz Wilken gehabt.

Ihr Gatte erfreute sich steigender Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit, auch des nicht jedem Gelehrten eigenen praktischen Geschicks, mit dem er als Prorektor der Universität Heidelberg und als Bibliotheksdirektor 1815 und 1816 auf zwei Reisen die der Heidelberger Hochschule im Jahre 1623 geraubten Bücher- und Handschriftenschätze aus Paris und Rom zurückholte, und hat sich damit ein großes Verdienst um die deutsche, besonders die mittelalterliche Literatur erworben.

Noch in diesem letzten Jahre wurde er dann als Leiter der Königlichen Bibliothek und Professor der Geschichte nach Berlin berufen und trat diese Ämter im nächsten Frühjahr an; 1819 ward er auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt und 1821 zum Rektor der Hochschule; neben anderen Schriften gab er von seinem siebenbändigen (1832 vollendeten) Hauptwerk, der Geschichte der Kreuzzüge, einen Band nach dem anderen heraus; kurz, das Paar erfreute sich mit seinen vier Kindern und in angenehmstem geselligen Verkehr eines beneidenswerten Glückes. Da brach das Unglück über alle herein. Der rastlos tätige, dazu an schwerer Kopfgicht leidende Mann verfiel im Jahre 1823 einer geistigen Erkrankung, die zwar bald gehoben, aber, in den nächsten Jahren noch zweimal sich wiederholend, erst 1827 völlig und dauernd von ihm überwunden ward. Was er selbst, was Caroline und ihre älteren Kinder darunter gelitten haben, ist nicht zu beschreiben, und auch die folgenden Jahre brachten Leid genug, da der bedauernswerte Mann weiter vom schmerzvollsten Gichtleiden heimgesucht blieb, das große Geldopfer erforderte, seine Studien hemmte und seine Kräfte allmählich auf-

[1] Eine solche, Betty darstellend, ist in meinem Besitz.

[2] Er ist 1887 als Hofgärtner in Paretz gestorben. Sein einziger Sohn, Friedrich Karl, war in Cassel noch des Herausgebers Schüler.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zehrte; erstarb 1840 am Weihnachtsvorabend [1]. Am 1. März desselben Jahres hatte Caroline schon ihre Mutter verloren, und bald nach eigenem längeren Siechtum folgte sie am 29. April 1842 beiden in den Tod nach. Auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof in Berlin hat sie neben ihrem Gatten ihre letzte Ruhestätte gefunden. —

Betty und ihr Gatte Wilhelm Kunze kamen nach einem schweren Vermögensverlust (1811), der noch lange nachwirkte, erst 1837 durch eine Berufsveränderung in gesicherte, angenehme Verhältnisse, indem er in die Leipziger Feuerversicherungsgesellschaft eintrat, die er dann später als Direktor und Bevollmächtigter lange Jahre leitete. Zu ihrem 1809 geborenen Sohne Georg [2] kam 1811 noch eine Tochter Emma, die unverheiratet und bei der Mutter bis zu deren Tode blieb [3], und 1813 eine zweite, Therese, die 1835 den Badekommissar von Paschwitz in Elster heiratete, kinderlos blieb und nach des Vaters Tode, 1862, Mutter und Schwester dorthin nachholte. Bei ihr ist Betty 1867 gestorben. —

Ihr herzensguter, biederer und ehrenfester Mann, Wilhelm Friedrich Kunze, der freilich mit seiner etwas hausbackenen Art nicht recht zu der höher gestimmten, künstlerischen Interessen zugewandten Familie zu passen schien, ward allmählich ein allbekannter und sehr angesehener Mann, der seinen Fleiß, seine Geschäftskenntnis und seine Treue jahrzehntelang in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Namentlich aber sollte sein nahes Freundschaftsverhältnis mit dem Lieblingsdichter des deutschen Volkes, Theodor Körner, ihn vor dem Vergessenwerden bewahren.

Sein Vater Johann Friedrich Kunze (1755—1803), dessen Züge Graff [4] und sein Freund Tischbein festgehalten haben, ebenfalls ein trefflicher Mann, war mit dem ein Jahr jüngeren Vater des Dichters, Christian Gottfried Körner, dem Sohn des Superintendenten in Leipzig, in treuer Freundschaft aufgewachsen, obwohl ihr Bildungsgang sie hätte trennen können. Kunze war Kaufmann, Kramermeister in Leipzig, verheiratet seit 1782 mit der Tochter der Witwe Wurfbein [5], deren Englisch-Porzellan-Geschäft in

---

[1] Die karge Pension der Witwe erhöhte der König auf 600 Taler. Über meine Lebensbeschreibung Wilkens s. o. S. 7.

[2] Kaufmann in Leipzig, † 1871. Seine Tochter Lisbeth hat den verwitweten Sohn von Sophie Wilken-Pinder, den Museumsdirektor in Cassel, Dr. Eduard Pinder, geheiratet und ist die Mutter des Professors der Kunstgeschichte in Leipzig Wilhelm Pinder; s. Stammtafel.

[3] Der Herausgeber hat sie noch 1897 in Bad Elster kennen gelernt.

[4] S. Bi. 498. Neben ihm seine Tochter Julia (s. u.).

[5] Ölbilder von Wilhelmine Kunze geb. Wurfbein und ihrer Mutter Friederike Sophie Heun, verwitwet gewesene Wurfbein (1734—1819), von unbekannten

Leipzig er als Prokurist allein leitete, nachdem sie in dritter Ehe den Domänenrat Heun geheiratet hatte. Dadurch war er sozusagen Stiefschwager des Schriftstellers Carl Heun geworden, der mit dem Anagramm seines Namens als H. Clauren sich durch seine lüsternen Romane eine zweifelhafte Berühmtheit errang und den ätzenden Spott Hauffs u. a. auf sich zog. Ebenso ward der bekannte Buchhändler Georg Joachim Göschen[1] in Leipzig, der C. Heuns Schwester Caroline geheiratet hatte, der Verleger der Gesamtausgaben von Goethe, Klopstock und Wieland und der Jugenddramen Schillers, sein Schwager. Und so kamen die Genannten alle[2] miteinander in freundschaftliche Beziehungen, und auch das Ehepaar Tischbein blieb ihnen nicht fremd. Kunzes Frau starb schon 1788, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt, Wilhelm 1784 und Julia 1786; da er selbst früh zu sterben fürchtete, hatte er mit seinem Freund Körner fest verabredet, daß dieser seine Tochter alsbald nach ihres Vaters Tode ganz in sein Haus aufnehmen und für sie sorgen solle. Das hat Körner und seine Frau, als Kunze 1803 wirklich, erst neunundvierzigjährig, starb, auch treu und redlich getan und sie wie ihr eigenes Kind neben ihrem Karl — Theodor hieß er erst später auf das Drängen seiner Patin Dorothea, Herzogin von Kurland — und ihrer Emma auf das liebevollste betreut. Julia hatte eine wunderschöne Stimme und ward in dem überaus musikalischen Hause eine vortreffliche Sängerin, die Opern und Oratorien aufführen half.

1806 kam Heinrich von Kleist nach Dresden und auch in den Körnerschen Kreis. Er verliebte sich allmählich schwärmerisch in die schöne Julia und fand auch eine gewisse Erwiderung; als er freilich von ihr verlangte, sich ohne Wissen der Pflegeeltern mit ihm zu verloben und ihm heimlich zu schreiben, lehnte sie dies ab und blieb auch fest, als er nacheinander drei Tage, drei Wochen, drei Monate fern blieb und ihr Bedenkzeit ließ, so daß das Verhältnis sich löste. Wie um ihr ein Ideal weiblicher Hingebung vorzuhalten, arbeitete er damals die erste Fassung seines „Käthchens von Heilbronn" aus, bei der sie ihm vor Augen stand, während ihm bei der Figur der Kunigunde Dora Stock als — vermeintliche, wohl auch wirkliche — Gegnerin seiner Pläne vorschwebte. Als Julia am 2. November 1808 Alexander von Ein-

Meistern, waren auf der Leipziger Ausstellung 1912 (Kat.-Nr. 826 und 839). — Heun-Claurens Bild Kö. 363.

[1] Sein Enkel war der gleichnamige englische Staatsmann (1831—1902), und dessen Sohn, Sir Edward Goschen, ist der 1847 geborene englische Botschafter in Berlin, der am 4. August 1914 Bethmann die englische Kriegsansage überbrachte! — Des Ahnherrn Bild siehe bei Neubert S. 90 und Kö. 338.

[2] S. Eduard Mangner über diesen ganzen Kreis in den Schr. d. V. für Gesch. Leipzigs, 5. Band, 1896.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

siedel heiratete, arbeitete Kleist das Stück so um, daß er Käthchen zu einer Kaisertochter, Kunigunde zu einer Unholdin machte — um dies freilich noch vor seinem Tode mit Tränen zu bereuen[1].

Mit Juliens Wahl waren ihre Pflegeeltern nicht zufrieden; „er ist nicht bösartig", schreibt Vater Körner am 12. Februar 1808 an seinen Sohn, „sondern nur leer, nachlässig und kleinlich. Sie wird das Zepter führen[2]."

Julia starb kinderlos neun Jahre nach ihrem Gatten im Schlosse zu Gnandstein. Theodor Körner hat an ihrer Hochzeit teilgenommen und auf seiner unten erwähnten letzten Reise nach Carlsbad einen Tag lang bei ihr geweilt[3]. —

Von dem Verkehr Schillers mit Kunze dem Vater zeugt sein schöner Brief an diesen vom 13. September 1785 (bei Jonas, Schillers Briefe, 1, 265, Nr. 141).

Als im Jahre 1799 Körner mit seinem achtjährigen Sohne (Karl) Theodor zum ersten Male in Kunzes Haus abstieg — wie immer, wenn er nach Leipzig kam —, schloß der Knabe sofort innige, dauernde Freundschaft mit dem um sieben Jahre älteren Wilhelm. Im Jahre 1810 bezog Theodor für ein Semester auch die Hochschule Leipzig, wo er am liebsten und häufigsten bei ihm und seiner jungen, anziehenden Frau verkehrte. Letztere hat er auch angesungen, z. B. an ihrem Geburtstag „Zum 16. November 1809", an dessen Feier er teilnahm, auch ein Rätsel auf ihren Namen geschrieben[4].

---

[1] Betty Kunze ist — wohl durch ihre Schwägerin Julia — mit Kleists früherer Braut Wilhelmine von Zenge, die später den Leipziger Professor der Philosophie Traugott W. Krug heiratete, in Beziehung getreten; denn sie ist von dieser lebensgroß in Halbfigur gemalt worden (s. Kat. d. Leipz. Ausst. 1912, wohin Fräulein Luise Krug in Leipzig das Pastellbild, Nr. 896, lieh).

[2] Peschel, Briefwechsel Th. Körners mit den Seinen (1910), 38.

[3] Bilder Juliens, Wilhelms und Bettys (Kunze) nach Tischbein s. bei K. Berger, Th. Körner; das Juliens auch bei A. Kz., Taf. 74.

[4] Einen Brief von ihm an Betty besitze ich; er ist abgedruckt in Peschel und Wildenau, Th. Körner, 1, 169. — In diesem Buche ist die Familie Kunze mehr als fünfzigmal erwähnt. — Die beiden Gedichte Körners an Betty (nicht in seinen Werken abgedruckt) werden hier zuerst mitgeteilt und lauten:

An Betty

zum 16. November 1809

Sieh, Betty, sieh, zu Deiner Wiegen
Kommt auch des Bergmanns Ruf gestiegen
Aus tiefer Erdenkluft herauf.
Und mit dem leichten Spiel der Leier
Begrüßt er Deines Tages Feier:
Glück auf!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In dem Bericht, den Wilhelm im Jahre 1847 über seine Beziehungen zu Theodor schrieb[1], ist zu lesen, wie der in beständige Händel verwickelte „fidele Student, bei dem ein Duell das andere jagte, stets von den Pedellen verfolgt, so daß er kein festes Quartier mehr behalten konnte, öfters spät abends in mancherlei Verhüllungen zu ihm kam, nur um die Nacht bei ihm zu verbringen. Seine Freunde hatten offene Kasse bei ihm, und aus Güte des Herzens versetzte er für sie alles."

An einem Sonntagmorgen, am 11. März 1811, in einem Duell schwer verwundet, ward er durch Wilhelm wieder gut versteckt und sachgemäß ärztlich versorgt, worauf dieser ihm zur Flucht nach Berlin verhalf; relegiert war Theodor schon, aber wenigstens vor der über ihn verhängten sechsmonatigen Kerkerstrafe ward er so bewahrt. Als er dann in Berlin einem langwierigen

Noch denkt er an das Glück der Stunden,
Das er vor Jahresfrist gefunden,
Sehnt sich aus seinem Schacht hinauf.
Erinnrung nur kann ihn versöhnen
Und ruft ihm zu mit süßen Tönen:
Glück auf!

Doch will er's aus der Ferne wagen,
Der Liebe frommen Wunsch zu sagen,
Der sich im Herzen drängt herauf.
Und daß er schnell das Beste wähle,
Ruft er Dir zu aus voller Seele:
Glück auf!

Mag Dich der Götter Gunst umwehen,
Und mag Dein schönstes Glück bestehen
Fest in der Zeiten Riesenlauf.
Doch fühlst Du je des Lebens Schmerzen,
Ruf' eine Stimme Dir im Herzen:
Glück auf!

*

Rätsel

Sinkst Du vom Schlummer überwunden,
Umfang' ich Dich mit weichem Flaum.
Im sanften Zauberhauch der Nacht
Umschwebt beglückend Dich der Traum.
Ein Zeichen mehr — und ich erstehe
Wie ein Gebild der Phantasie,
Und göttlich aus dem schönsten Munde
Entquillt des Himmels Harmonie.

[1] Er ist im Körnermuseum niedergelegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wechselfieber verfiel, nahmen ihn die Eltern für einen Monat mit nach Karlsbad, wo wir Tischbein im Verkehr mit ihnen sahen und Theodor bei der Verfahrenheit seiner Lage, die den Eltern beständige Sorge bereitete, nach Wien zu gehen sich entschloß. Am 13. März 1813 verließ er Wien, sah vom 6. bis 15. April zum letztenmal seine Eltern und erschien am 17. früh als Einquartierung bei Kunzes. Am 24. diktierte er Wilhelm Kunze auf dem „Schneckenberg", wo jetzt das Stadttheater steht, „Lützows wilde verwegene Jagd" in die Feder. Die „Zueignung" für seine kleine Liedersammlung „Zwölf freie deutsche Lieder" schrieb er auf Kunzes Zimmer. Als er am selben Tage, vor dem Ausrücken des Freikorps, zum Offizier ernannt ward, ließ Kunze ihm rasch die Uniform verändern und gab ihm einen Säbel, wofür Körner ihm seinen bis dahin getragenen Hirschfänger schenkte. Noch einmal schreibt er an seine Pflegeschwester Julia nach Gnandstein aus Kunzes Hause, rückt dann aus, wird aber am 17. Juni bei dem treulosen Überfall bei Kitzen (im Kreis Merseburg) durch drei Säbelhiebe über den Kopf schwer verwundet. In der folgenden Nacht von zwei Männern aus Großzschocher aufgefunden und zu einem derselben, dem Gutsgärtner Häusser, in dessen dortige Wohnung gebracht, schreibt er am 18. an Kunze um Hilfe[1]. Dieser brachte am 19. mit einem anderen Leipziger Freunde Körners, dem späteren Professor der Medizin Dr. Wendler, den Verkleideten nach Schleußen und von da größtenteils auf einem Kahne in des letzteren Haus unweit der Pleißenburg, also geradezu in die Höhle des Löwen, denn diesmal wurde er von den Franzosen und ihren Spionen gesucht!

Schon nach fünf Tagen fuhr Körner dann mit Wendler langsam, auch im Schloß Gnandstein bei Julia den 27. verweilend, nach Carlsbad, wo er am 29. ankam und rasche Heilung fand.

Seine Eltern hatten am 22. schon Kunze von Teplitz aus um Nachricht gebeten und dieser sie ihnen schon tags zuvor abgesandt.

Zu seinem Freikorps zurückgekehrt, fand aber der hier glücklich Gerettete alsbald, am 26. August bei Gadebusch, durch einen Bauchschuß, den ein Deutscher, der württembergische Musketier Franz, auf den auf ihn einhauenden Jägeroffizier abgab, seinen frühen Tod!

Auf Wunsch der Eltern, die drei Monate nichts Gewisses über sein Schicksal erfahren konnten, hat Kunze dann in Berliner Blättern „jeden Wissenden" um Auskunft gebeten, erhielt aber erst am 23. Oktober durch den Grafen Dohna bestimmte Nachricht über des Freundes heldenhaften Tod, die er sofort den Eltern sandte.

Im November gab er in Erfüllung von des Dichters letztem Willen

[1] Das Schreiben ist nachgebildet bei Peschel und Wildenow.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die obengenannten „Zwölf Lieder“ mit einem kurzen Vorwort heraus, ein Büchlein von vierundfünfzig Oktavseiten.

Im folgenden Jahre führte er dann den Vater nach Großzschocher an die Stelle im Walde, wo man den Sohn am 18. Juni 1813 gefunden hatte; er erbat sich und erhielt von den Eltern zu dem Hirschfänger des Gefallenen auch seine Laute und hat später beides, „Leyer und Schwert“, mit Briefen und Bildern an das Körnermuseum in Dresden geschenkt. Seit 1810 hatte er sich dem Freunde und seiner Familie als treuer Helfer bewährt[1].

Schon am 31. März 1814 folgte die einzige Schwester des Dichters, die talentvolle und liebenswürdige Emma, auf deren Zeichnungen alle Bilder ihres Bruders beruhen, diesem in den Tod und ward unter der „Eiche von Wöbbelin“ bei Gadebusch neben diesem in dem geweihten, der Familie vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin geschenkten Stück Erde gebettet, das allmählich die ganze Familie, 1831 den Vater, Schillers Herzensfreund, 1832 Dora Stock, und 1843 endlich die dreiundachtzigjährige Mutter des Dichters im Tode vereint hat. —

Ihren Sohn Karl Wilhelm[2] brachte Tischbeins Witwe im Oktober 1812, als sie ihre Dienstwohnung in der jetzt fast ganz verschwundenen Pleißenburg räumen mußte und selbst zu Betty zog, zur Ausbildung seiner auch ihm vererbten künstlerischen Anlagen nach Dresden; der Vater war sein erster Lehrer gewesen und wünschte, daß er Maler werde; der Sohn hat sich öfter mißtraut und hätte sich vielleicht lieber den Wissenschaften gewidmet. Beide fanden am künftigen Wohnort des erst Fünfzehnjährigen, der schon so früh auf sich angewiesen war, aber auch sich früh als selbständig und von festem Charakter erwies, bei der Familie Körner liebenswürdigste Aufnahme; nach der Heimkehr der Mutter bezog er eine eigene bescheidene Wohnung und besuchte zwar nicht die Zeichenschule der Akademie, wohl aber den Unterricht des sich freundlich ihm widmenden Porträt- und Historienmalers F. A. Hartmann aus Stuttgart, der 1807 Professor und 1824 Direktor an der Malerakademie ward (gestorben 1842) und das ganze Herz seines neuen Schülers gewann. Solange Körners in Dresden blieben, bis 1815, war Karl regelmäßiger Gast bei deren stark besuchten musikalischen Dienstag-Abenden; Mittwochs nahm er mit seinem Lehrer Hartmann das Mittagsmahl bei Seydelmanns ein; auch im befreundeten Hause Anton Graffs sah man ihn häufig und gerne. Er blieb dort bis 1816; im Sommer 1813 trieb ihn freilich die Zusammen-

[1] „Meine Rettung“, schreibt Körner an seine Eltern (Peschel a. a. O. 251), „habe ich größtenteils Wendlers in Leipzig zu danken, Einsiedels in Gnandstein und Kunzes in Leipzig nicht zu vergessen.“

[2] Nicht Karl Ludwig, wie er in vielen Lexicis und anderwärts genannt wird.

ziehung der Truppenmassen um Dresden, wo am 26. und 27. August die für Napoleon noch einmal glückliche Schlacht stattfand, zur Mutter zurück, und so ward er mit den Seinen Zeuge der Völkerschlacht bei Leipzig (s. u. den Brief seiner Mutter). In Dresden nahm er weiter Unterricht in Latein und Französisch, las in ernster Arbeit gute Bücher und erwarb sich allmählich eine Ausbildung, wie sie der von ihm erstrebte Beruf als Historienmaler nötig machte. Mit seinen vierhundert Talern Einkünften wußte er in Dresden wie auch in der Folgezeit, in Italien, wo er keinerlei Unterstützung, etwa von der sächsischen Regierung, erhielt, sich vollkommen einzurichten, verdiente sich auch dort mit Kopieren manches hinzu.

Dorthin zog es auch ihn, wie einst den Vater. Am 25. Februar 1816 schloß er sich in Heidelberg dem Schwager Wilken zur Reise nach Italien an (s. o. S. 169). Am 26. März kamen sie in Rom an, wo Wilken bis zum 19. Mai blieb und trotz angestrengter Tätigkeit für seine Hauptzwecke sich doch die Zeit nahm, um mit ihm die Sammlungen zu besichtigen und berühmte Künstler zu besuchen.

Karl verkehrte in der Folge auch im Niebuhrschen Hause, bei dem Kupferstecher W. G. Gmelin (1760—1820) und anderen guten deutschen Familien. Er besuchte wie sein Vater auch Neapel, lebte aber meist in Rom[1]. Von den leidigen Händeln der deutschen Künstler in Rom hielt er sich zurück, aber an ihrem fröhlichen Treiben nahm er vollen Anteil. Nach Noack a. a. O. S. 165 hat der mit poetischem Talent begabte junge Maler die komischen Seiten dieses Künstlerlebens im Café Greco und den benachbarten Schenken in einem leider verlorenen Gedichte treffend geschildert.

Auch half er eifrig, die von Cornelius ersonnenen großen allegorischen Gemälde herstellen, den Kern aller Veranstaltungen, mit denen die deutsche Künstlerschar in Rom am 29. April 1818 dem Kronprinzen Ludwig von Bayern zu Ehren in der Villa Schultheiß ein herrliches Fest gab, zu dessen hundertzwanzig Teilnehmern auch Frau von Humboldt, Henriette Herz, Dorothea Schlegel und Friedrich Rückert gehörten, der den poetischen Text zu dem Werk der Künstler verfaßte und selber vortrug (Fr. Noack, S. 174).

Karl Tischbein weilte sechs volle Jahre, bis ins Jahr 1822, in Italien.

Dann hielt er sich eine Weile bei der Mutter in Leipzig und bei Caroline in Berlin auf und erhielt 1823 eine Anstellung als akademischer Zeichenlehrer an der neugegründeten Universität in Bonn, wo er sich namentlich mit dem

[1] Auffällig ist, daß Fr. Noack, Deutsches Leben usw. S. 458 ihn nur von Anfang 1817 bis Juni 1818 da verweilen läßt; noch sonderbarer, daß Müller-Singer ihn für 1825 zum Professor an der Römischen Akademie macht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg und Familie

„Prinzeß Louis“ von Preußen
Schwester der Königin Luise



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kirchenrechtslehrer Walter und dem Philosophen Windischmann befreundete, auch mit dem alten Freunde seiner Eltern August Wilhelm Schlegel bekannt wurde. Aber schon 1825 gab er sein Amt auf, um sich wieder ganz seiner Kunst zu widmen; er lebte in Leipzig, dann in Frankfurt, wo er 1826 sein lebensgroßes Bild „Egmont und Klärchen" malte, das auf der Berliner Kunstausstellung 1826 Beifall fand, und von 1827 ab in Brüssel. 1829 trat er als Hofmaler in die Dienste des Fürsten von Schaumburg-Lippe, wohl durch Vermittlung seines Schwagers Wilken, der seinen früheren Zögling einst in das Tischbeinsche Haus in Leipzig eingeführt hatte und selbst in dauernder freundlicher Verbindung mit ihm geblieben war. Da er sich nicht verheiratet hat, so kam er bei seiner Anspruchslosigkeit mit seinem Gehalt von dreihundert Talern aus, erwarb jedoch als geschätzter Porträtist unschwer, was er darüber hinaus nötig hatte. Als freilich die unter Schadow und Cornelius neuaufstrebende Düsseldorfer Kunstschule aller Augen auf sich zog und seine Einkünfte geringer wurden, nahm er 1838 eine Stelle als Leiter des nahen kleinen Schwefelbades Eilsen an mit dem Titel eines Fürstlichen Rates und einem Einkommen von anfangs sechshundert, endlich achthundert Talern, ein Amt, das sein Dasein sicherte und ihn nicht mehr abhängig vom Ertrag seiner künstlerischen Arbeit machte, allerdings auch nur im Winter zu solcher kommen ließ. Daneben beschäftigte er sich wissenschaftlich und verfaßte eine Schrift „über die Regeln der Perspektive".

Bei seinem praktischen Geschick traf er manche wirksamen Einrichtungen zur Hebung des Badeortes, und da er ein gar liebenswürdiger, gescheiter Mann von stattlicher Erscheinung und feinen Umgangsformen war, so war er auch da ganz an seinem Platze.

Mit der fürstlichen Familie in Bückeburg stand er stets in freundlichstem Verkehr, ebenso mit dem Archivrat und Dichter Viktor von Strauß, der bekanntlich durch seine Abstimmung im Frankfurter Bundestag am 14. Juni 1866 die Entscheidung für den Deutschen Krieg gab, und mit der ganzen gebildeten Gesellschaft der kleinen schönen Residenz, die ihm völlig zur Heimat geworden war. So erregte der Tod des erst achtundfünfzigjährigen Mannes — er starb am 13. Februar 1855 an der Brustwassersucht — viel aufrichtiges Bedauern.

Etwa vierzig Werke von ihm — nur soviel sind bisher nachgewiesen —, Porträts, biblische, religiöse, kriegerische, ländliche, allegorische und Volksszenen, zeigen die Vielseitigkeit seines künstlerischen Interesses. Sie befinden sich teils im fürstlichen Schlosse in Bückeburg, teils bei seinen Verwandten und in Privatbesitz, und eine Reihe von ihnen ist in den Jahren 1825—1840 auf den Ausstellungen in Berlin, Hannover, Dresden, Karlsruhe, Lübeck zu



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehen gewesen, auch im damaligen „Kunstblatt", dem „Phönix", und anderen Zeitschriften besprochen worden.

Eines, „Totengräber", ist von Heßlöhl, ein anderes, „Sterbender französischer Krieger in Rußland", von Stölzel gestochen, das erste auch von Straub, „Heimfahrt" von Bergmann lithographiert worden.

Eines, ein neapolitanisches Fischermädchen, im Rebengelände Trauben abschneidend, scheint Thorwaldsen erworben zu haben, da es sich im Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen befindet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Bilderverzeichnis

(fehlt die Bezeichnung des Stoffes, so ist das Bild meist auf Leinwand in Öl gemalt)

## Phantasiebilder, Allegorien, historische, mythologische und andere Bilder

(Verzeichnis der Abkürzungen s. S. VII)

Agathon. E. Brief an Böttiger vom 14. Dezember 1795.

Amanda und Titania } Aus Wielands „Oberon" (Gesang 8, 74 ff.) 1783.
Amanda in der Grotte } Arolsen, B. S. D. Fürst zu Waldeck und Pyrmont.

Amor, hinter einer Gardine hervorlauschend. E. Morgenblatt 1810, S. 104.

Amor und Psyche. E. Meusel, Künstler-Lexikon. Vielleicht das Bild des Bildhauers Wiegel, Cassel.

Anakreon, mit Rosen und Lilien bekränzt. E. Wilhelm Tischbein, s. o. S. 24.

Bacchantin. A. K. Darmstadt 1914. Nr. 710 (Kopie aus einer Gruppe von Böckhorst, Die fünf törichten Jungfrauen, s. Oldenbourg, Flämische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts S. 134, Abb. 61). Dessau, B. S. H. Herzog von Anhalt, Residenzschloß Dessau, Galerie, I. Stock, Zimmer 25, Nr. 198. — Leinwand, Öl, 113 : 210. — A. Bi. 2, 486.

Danaë. E. Brief an Böttiger vom 14. Dezember 1795.

— Kopie für den Fürsten von Anhalt. E. daselbst.

Erwartung. E. durch handschriftliche Inhaltsangabe von Tischbein selber. Bückeburg, B. S. D. Fürst zu Schaumburg-Lippe.

— getäuschte. E. daselbst. Bückeburg, B. S. D. Fürst zu Schaumburg-Lippe.

Gelegenheit. P. E. Brief des Erbprinzen August von Sachsen-Gotha an Fürst Friedrich zu Waldeck. Marburger Archiv, a. a. O. Nr. 42.

Graf von Gleichen. 1781. E. Marburger Archiv, a. a. O. Nr. 27. — Pyrmont, B. S. D. Fürst zu Waldeck.

Kleist, Major Ewald von Kleists Tod bei Kunersdorf. — Arolsen, B. S. D. Fürst zu Waldeck und Pyrmont.

La petite boudeuse. A. Michel S. 33. St. von Huber, Paris 1784.

Lautenspielerin. Berlin, Nationalgalerie. A. Osb. S. 268.

Leda. E. im Brief Tischbeins an Böttiger vom 12. Dezember 1795. — Arolsen, B. S. D. Fürst zu Waldeck und Pyrmont.

Le point du jour. St. von Huber, Paris 1785.

Lohn der Tugend. Weibliche Figur bei einer Urne. (St. von Lang, Leybold. Cassel, Gemäldegalerie.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Merkur und Pandora. 180 : 200. 1801. Dessau, B. S. H. Herzog von Anhalt. — Residenzschloß in Dessau. J.Nr. 492.

Perseus und Andromeda. Ölgemälde. E. in Fried. Frz. Wilkens Verzeichnis Nr. 101.

Psyche, von Zephir durch die Luft getragen. 180 : 200. 1801. B. S. H. Herzog von Anhalt, Residenzschloß in Dessau, J.Nr. 493.

Rezias Traum. Ölskizze. 43 : 34. B. Gemäldegalerie Cassel, K.Nr. 868.

Schlafende Nymphe. Gotha, B. S. H. Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. — E. Marburger Archiv, a. a. O. Nr. 42.

Tribut de la reconnaissance. E. Meusel, Museum für Künstler, St. 18, S. 428 f. Arolsen. B. S. D. Fürst zu Waldeck und Pyrmont St. von Leybold, Casseler Galerie.

„Kopf der Sistina nebst dem Kinde", s. o. S. 122.

Allegorie. Siehe K. der Darmstädter Ausstellung 1914 Nr. 715. — 42 : 44.

Ein vor einer schlafenden Frau knieender Mann, s. S. 117.

## Bildnisse

von Alvensleben, Herr
— Frau, des Vorigen Gattin. — P. } B. Gemäldegalerie zu Cassel.

Anhalt-Bernburg

Friedrich Albrecht, Fürst von, 1735—1796, reg. seit 1765. B. Herzog von Anhalt. Ballenstedt, Schloß, Südflügel, Zimmer 55, Nr. 3897.

Friederike, Fürstin von, gest. 1839, Tochter des Kurfürsten Wilhelm von Hessen, als Kind. B. Emma Freifrau von Schenk zu Schweinsberg.

Anhalt-Dessau

Amalie Auguste, Prinzeß, 1793—1854, mit Puppe, unter dem Christbaum. GF. Bz. 1797. 85 : 120. B. Herzog von Anhalt. Residenzschloß, Dessau, Zimmer 56, II. Stock, J.Nr. 2489. — Bi. 483.

Christiane Amalie, Erbprinzeß. 1774—1846. 72 : 56. St. von Michelis (Schabmanier). Br. Oval in Rck. B. S. D. Fürst Reuß ä. L. Bi. 487.

— 1797. 58 : 80. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß, Dessau, I. Stock, Saal 28/29.

— und ihre drei ältesten Kinder. 211 : 147. Bz. Tischbein 1798. B. Herzog von Anhalt. — Bi. 482.

— und ihre Schwester Caroline Luise (rechts), geb. Prinzeß von

Hessen-Homburg, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, 1771–1854. 126:97. Bz. 1797. Kn. B. Herzog von Anhalt, Dessau, Residenzschloß, II. Stock, Zimmer 56, Nr. 2490. — Bi. 483.

Friedrich, Erbprinz von Anhalt, mit Gemahlin und drei Kindern. 41:28, gest. 1814. Skizze. B. Regierungsrat Walther Stoll, Cassel.

Leopold III., Friedrich Franz, geb. 1740, reg. 1758—1817, Fürst, 1807 Herzog von Anhalt. Skizze. Cassel, Gemäldegalerie.

Leopold Friedrich, geb. 1794, reg. 1817—1871, und vier Geschwister. 1797. 147:110. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß, Dessau, III. Stock, Zimmer 114, Nr. 795.

— als Cupido. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß, Dessau, III. Stock, Zimmer 114, Nr. 2604.

Luise, Fürstin von Anhalt, geb. 1750, verm. 1768, gest. 1811. — GF. 90:125. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß, Dessau, III. Stock, Zimmer 114, Nr. 2491.

Zwei Prinzessinnen von Anhalt. 70:110. 1797. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß, Dessau, III. Stock, Zimmer 114, Nr. 2363.

Zwei Prinzessinnen von Anhalt. B. im Jahr 1921 Kunsthändler K. E. Henrici, Berlin. — Anders als das vorige.

Anhalt-Pleß s. Stolberg.

von Arnim, Familienbild. E. Füßli: „gemalt zwischen 1810 und 1812". B. Freiherr von Arnim, Niederplanitz bei Zwickau.

Backer, Jonkh. Corn., Dr., 1761—1819. 1794. 73:55. B. Jonkh. Dr. J. F. Backer, Amsterdam. Au. Familiengalerie Backer im Städtischen Museum, Amsterdam, 1909.

— Agnes Maria, seine Gattin, geb. Dedel, 1767—1827. 73:55. B. Jonkh. Dr. J. F. Backer, Amsterdam. Au. Familiengalerie Backer im Städtischen Museum, Amsterdam, 1909.

Baden

Stephanie, Großherzogin von Baden, 1789—1860, s. o. S. 164. 1812. Nicht ganz vollendet. B. ?

— Luise Amalie St., deren Tochter, s. o. S. 164. 1812. Unvollendet. B. ?

Barnaart von Bergen, W. C., 1811 (!). B. Jonkh. L. G. Boreel, Vogelenzang b. Bennebroek. E. Brief von Dr. Staring (s. o. S. 7) vom 10. Januar 1922.

Bauer, Henriette Sophie von, geb. von Lengerke. Oval. Gürtelbild. B. Frau Oberst von Bauer, Eisenach.

Baumbach, Charl. von, geb. Schmidt, s. diese.

(Bause [?]), St. von J. S. Klauber, fol. — E. Nagler.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Becker, Caroline Christiane, geb. Krumbhaar, 1783—1853. 1801. Oval. Br. lg. B. Fräulein Gabr. Becker, Leipziger Au. 1912, K. Nr. 768. A. Kz. 70.

Dieselbe, Miniatur nach dem vorigen. Oval. B. Frau von Hoffmann, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 1431.

— Rudolf Zacharias, Volksschriftsteller, 1751—1822. Kn. Gemalt 1795 Gotha. (St. von Schlotterbeck 1799.) E. Brief an Becker in meinem Besitz. A. Kö. 338. B. ?

von Bentinck, Luise, Gräfin, geb. von Reede-Lynden, geb. 1773, gest. 1799 zu Varel. Vermählt 1791 mit Reichsgraf W. Gust. Fr. v. B. Br. Oval. B. A. Fiorino, Cassel, 73:58. K. Darmstadt 1914, Nr. 707.

Bertuch, Fr. Justin, 1747—1822, Legationsrat Weimar. 1796, Öl. Br. B. Gleim-Haus, Halberstadt. Bi. 1, 316, N. 69.

— Ölbild. B. Familie Froriep, Weimar.

Böhmer, Auguste, 1785—1800. Öl. Br. Oval. B. Frau Dr. Waitz, Hamburg. A. Erich Schmidt, Karoline 1, 611 und hier Tafel 14.

Boode, Jac. Hendrik, und Catharina Antoinette, geb. Martin, seine Gattin. 1791, lg. Kn., er sitzend, sie stehend. B. Jonkh. L. van Loon, Doorn.

Boreel, Pauline Adriana, 1775—1823, 1792 Gattin von Jonkh. Dr. W. Rendorp van Marquette. Oval. Br. — B. Jonkh. L. G. Boreel, Schloß Westerhout, Bennebroek.

de Bosch, Jeronimo, holländischer Dichter, 1740—1812, Amsterdam 1794. Bz. „Tischbein 1794". Br. 26:21. B. Fräulein C. de Bosch-Kemper, Amersfoort.

— — GF., in einer Kirche stehend. E. im Brief von Dr. Staring vom 10. Januar 1922 und Mitteilungen vom Dienst für Kunst und Wissenschaft 1921, 3. Heft (Mai), Nr. 85.

Bose, Gräfin von, mit Tochter, Gräfin von Lynar, Dessau. — Zwischen 1796 und 1800. — E. Fr. Frz. Wilken, Nr. 41. — B. ?

— Gräfin. Ölskizze. Cassel, Gemäldegalerie Nr. 845. (Au. Leipzig 1912 Nr. 796.) 28:23.

— Gräfin von, geb. Schulenburg-Wolfsburg. Bz. „Tischbein p. 1789". GF. 158:120. Gemäldegalerie Dresden. — A. Velhagen und Klasing, Monatshefte 1913, Oktober, S. 209.

Böttiger, K. Aug., Archäolog, 1760—1835. Weimar 1795. Br. 47:39. Halberstadt, Gleimhaus. — A. Bi. 289. N. 119. K. Leipziger Au. 1912, Nr. 746. St. von Westermayer und hier Tafel 10.

Bramigk, Frau, Joh. Marg., geb. Rindfleisch, 1733—1810, Dessau. Bz. Tischbein. B. Frau von Römer, Dresden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Braunschweig

Luise Wilhelmine, geb. Prinzessin von Holland (Tochter Wilhelms V., Gemahlin des Erbprinzen Karl Georg August von Braunschweig-Wolfenbüttel), 1770—1819. 60:50. P. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2961.

— B. Herzog von Braunschweig. — A. „Oranje-Nassau Galery", Tafel 91.

Sophie, Prinzessin von, Stuttgart, Kgl. Schloß. 58:45. Berliner Au. 1906, K. Nr. 1778. Oval.

Karl Georg August, Erbprinz von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1766 bis 1811. P. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2963. — 1792.

— Braunschweig, Landesmuseum. Berliner Au. 1906, K. Nr. 1779.

Auguste Sophie, Prinzessin von. 59:45½. B. Erben des Königs von Württemberg. Darmstadt, Au. 1914, K. Nr. 709.

Buderus, Frau, geb. Nies. Darmstadt. B. Frau Lilly von Starck, geb. Buderus. 55:45. Darmstadt, Au. 1914, K. Nr. 687.

Bunsen, Ph. Ludw., Regierungsrat, Arolsen, 1760—1809. 65:54. B. Frau Regierungsrat Bunsen, Witwe des Enkels, Baden-Baden. Berliner Au. 1906, K. Nr. 1773.

— Marianne, geb. Giesecken, 1764—1839. 60:49. Baden-Baden. B. Frau Regierungsrat Bunsen, Witwe des Enkels. Berliner Au. 1906, K. Nr. 1775.

(?) Bury, ... geb. Hupfeld. Berliner Au. 1906, K. Nr. 1774. B. Fräulein Hüpeden, Cassel.

Buttlar, Frau Baron von, Arolsen, 1791. P. B. H. von Dolsperg, Cassel.

Camper, Petrus, Professor Dr., Gelehrter, 1722—1789. B. Dr. J. Titsingh, Haag. A. C. E. Daniels, het leven von P. Camper, Utrecht 1880. E. Iconographia Batava von E. W. Moes, 1897, Nr. 1433 V.

Carl, Frau Dr., Leipzig, 1802 oder später. Br. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 80. Meusel, Künstlerlexikon 1809, S. 441.

Collen, van, Johanna Ferdinanda, s. Rendorp.

Collot d'Escury, Rittmeister, 1753—1834, Haag, 1786. Bz. F. Tischbein 1786. Halbfigur. Oval. 90:77. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2604a.

— Madel. Christ. Lestevenon, seine Gemahlin, 1786. Bz. F. Tischbein 1786. Halbfigur. Oval. 90:77. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2604b.

Crayen, Ami, Kaufmann, gest. 1826. Br. Bz. 1802. B. Alexd. Crayen, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 761.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dalberg, Karl Theodor von, Coadjutor von Mainz, 1744—1817, Erfurt 1795. Halberstadt, Gleimhaus. St. Friedrich Müller[1].

— Kopie für Frauenholz, Nürnberg, s. o. S. 74. B. Nationalmuseum in München (?).

— B. (?) In Erfurt (?). Abbildung besitzt H. Dingeldey, Darmstadt.

Deutz von Assendelft } Kn. sitzend, 38,2 : 19,8. B. Jonkheer G. von
— geb. Boreel, seine Gattin } Marquette, Schloß Marquette bei Heemskerk. A. in „Nederl. Kasteelen en hun Historie" 3. 144 und 145. Au. Haag 1903 und Harlem 1915.

Desport(es?), Caroline, geb. Bramigk, Dessau 1798. Bz. „Tischbein 1798 p.". Br. 67 : 48. Darmstadt, Major a. D. von Olberg.

Dufour-Feronce, Anna Pauline, geb. Feronce, 1777—1843, und Sohn Albert, gest. 1861, Leipzig, 1802. Kn. 122 : 103. B. Albert Dufour-Feronce, Leipzig. A. Kz. 73 und 68. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 778.

— Jacob Ferd., 1766—1817, und Tochter Constance-Aimée, Leipzig 1802. GF. 190 : 117. B. Albert Dufour-Feronce, Leipzig. A. Kz. 68. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 764.

Dufour-Pallard, Jacq. Marc Antoine, Kaufmann, Leipzig, 1737—1805, mit Enkelin Pauline Platzmann, 1789—1813. 1801. Bz. Kn. 16. — 121 : 89. A. Kz. 65. B. Ökonomierat P. Platzmann, Nenkersdorf. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 759.

— Leipzig, 1806 (also Kopie). Bz. Br. lg. B. Albert Dufour-Feronce, Leipziger Au. 1912, K. Nr. 780.

— mit Enkelin Elise Albertine, 1793—1808. Leipzig 1804. Bz. Kn. lg. 124 : 89. B. Albert Dufour-Feronce, Leipzig. A. Kz. 75. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 782. A. Tafel 12; farbig Velhagen und Klasing, Monatshefte, 1913, Oktober, S. 207.

Egloffstein, Gräfin Leopold von, geb. Freiin v. Egloffstein. Br. 66 : 25. B. Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin, K. 1921, Nr. 1730.

Einsiedel, Julia von, geb. Kunze, 1786—1849. Leipzig. Bz. 1806. Br. lg. 58 : 46. B. Professor Dr. Pinder, Leipzig. A. Kz. 74. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 779.

Erdmannsdorff, Friedrich Wilhelm von, Architekt, 1733—1800. Dessau

[1] In einem Brief an Frauenholz in Nürnberg, der das Bild erworben hatte (wohl in Kopie), vom 22. Dezember 1795 erwähnt Tischbein, daß er schon zwei Erzbischöfe im Ornat gemalt habe: waren diese Deutsche, so kämen als noch aufzusuchende Bilder in Frage solche von Friedrich Karl Johann von Erthal in Mainz, Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen und Polen, in Cöln, und Max, Erzherzog von Östreich, in Trier.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1796. Br. Halberstadt, Gleimhaus. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 752. St. von Rosmäsler.

Erdmannsdorff, Friedrich Wilhelm von, Architekt. Kopie davon, Dessau, Palais der Prinzessin Luise. E. Hosäus a. a. O. S. 8, 17.

— } B. H. Seelmann in Dessau. P. Öl.
— }

Eijs, Jonkh. P. A. van, 1752—1826. Oval. Br. B. Jonkh. P. A. van Eijs, Howelaken.

— C. H. D. A., geb. Ortt van Nyenrode, seine Gattin (1788), 1767—1843. Oval. Br. B. Jonkh. P. A. van Eijs, Howelaken.

Foster, John Thomas, gest. 1796, erster Gatte von Lady Hervay, s. u. — Au. Petersburg 1905. Odessa, Palais Woronzoff. A. J.Kz.

Frege, Kammerrat, Leipzig, 1802 oder später. Kn. lg. B.? E. Meusel, Künstlerlexikon; Frdr. Frz. Wilken, Nr. 66.

— Frau Geheimrat, geb. Bertrand. Leipzig 1804. Bz. Br. lg. B. Dr. Arnold von Frege, Weltzien. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 774.

Fries, Gräfin Therese, geb. Prinzessin Hohenlohe, Wien. Bz. „Tischbein p. 1801". Gemalt Dresden. GF. 219:127. Kunsthalle, Hamburg. A. Bi. 483 und Lothar Briegers Ausgabe von Wilhelm Tischbein, 1922, wo es fälschlich (auf Taf. 17) als „Weibl. Bildnis" Wilhelm Tischbeins bezeichnet ist. Fehler- und lückenhaft ist auch die (alte) Stammtafel in diesem Buch.

Frommann, Emilie, Tochter des Verlagsbuchhändlers. Jena. B.?

Gleim, Joh. Wilh. Ludwig, 1719—1803, Dichter. 47:36. Halberstadt, Gleimhaus. Bi. 1, 301, Nr. 505.

Görtzen, Fräulein von. E. Frdr. Frz. Wilken Nr. 26. B. ?

Sachsen-Gotha

August, Erbprinz von, geb. 1772, reg. als Herzog 1804—1822. Gotha, etwa 1795. E. Brief des Erbprinzen an Fürst Friedrich zu Waldeck, ohne Datum. Marburg. Archiv a. a. O. Nr. 42 (s. o. S. 41). B. ?

Goethe? (s. o. S. 85) s. Landsberger, W., Tischbein, S. 95. Bz. „Tischbein 1810".

Grassi, Dominica Martha, geb. Rossi, Gemahlin von Franz Grassi, Mutter des Stifters des Grassi-Museums in Leipzig. Bz. 1800 Kn. lg. 103:70. B. Frau Olga Lücke, Leipzig. A. Kz. 63. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 756. A. daselbst Tl. 11. Velhagen und Klasing, Monatshefte, 1913, S. 212.

Gruner, Rudolf Ferd., Leipzig, 1769—1851. 1802 oder später. E. Meusel, Künstlerlexikon.

Haer, Marg. Elisab. van der, geb. 1732, Gattin von Dr. J. Thilenus, 1780. B. J. H. van Boelens van der Haer, Haag. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 3071.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hansen, Frdr. Ludolf, Kaufmann und Ratsherr, Leipzig, 1738—1803. Br. lg. B. Alex. Crayen, Leipzig. St. von Bause.

— Justus Heinrich. Bz. J. Fr. A. Tischbein pinx. E. Meusel, Künstlerlexikon 1809. S. 441.

Heeckeren-Kell, Baron van. Kn., sitzend. 28 : 22. B. Baron H. v. K., Schloß Ruuslo. A. „Nederl. Kasteelen en hun Historie" 3. 293.

— Baronin, seine Gattin, geb. Gräfin von Wassenaer-Starrenburg. Kn., sitzend. 28 : 22. B. Baron H. v. K., Schloß Ruuslo. A. „Nederl. Kasteelen en hun Historie" 3. 293.

Herder, Joh. Gottfried von, 1744—1803. Weimar, 1795. In geistlicher Tracht. 90 : 70. B. S. D. Fürst von Schaumburg-Lippe, Bückeburg, J. Nr. 133. Angekauft 1809 (vom Maler). St. von Pfeiffer, Böhme, Westermayer, Gottschick. E. Frdr. Frz. Wilken Nr. 54. S. o. S. 85.

— In bürgerlicher Tracht. Weimar 1795. B.? A. Kö. 248. S. 85 und Tafel 11.

— Kreidezeichnung. B. Frau von Below in Saleske, Kr. Stolp, Pommern.

Hervay, Miß, gest. 1824, Gattin von Foster, s. o. Gemalt Rom 1778, 12. Mai. Bz. Halbfigur. $29^1/_2 : 20$. B. Museum in Weimar. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 739. A. Kz. 56.

— Wiederholung in Odessa, Palais Woronzoff. Au. 1905 Petersburg.

Hessen-Cassel,

Philippine, Landgräfin von, s. u. Preußen.

Holstein-Beck, Prinzessin, Leipzig 1803. Br. Frdr. Frz. Wilken Nr. 77. B.?

Hooft, Jacob Gerritsz, 1742—1795, Schöffe von Amsterdam, 1793. — Seine Gattin s. u. Warin. — B. G. Hooft van Vreeland, Amsterdam. Daselbst Au. 1876. E. Moes, Iconographia Batava, Nr. 3662.

Hove, Herr ten; Br. } B. G. Baron van Lynden van Nederhorst, Schloß
— Frau } Nederhorst den Berg.

Hufeland, Christoph Wilhelm, Mediziner, 1762—1836. Jena 1798. Bz. St. von Hettling, Leipzig 1802.

— Gottlieb, Jurist, 1760—1817. Jena 1798. Bz. „Tischbein p. 1798". 72 : 55. B. Oberbürgermeister Prof. Dr. Walz, Heidelberg.

— Wilhelmine, geb. Wiedemann, dessen Frau, 1777—1823. Bz. „Tischbein p. 1797". 72 : 55. B. Oberbürgermeister Walz, Heidelberg.

Kalb, Charlotte von, geb. Marschalk von Ostheim, 1761—1843. Kn. A. Kö. 386. B.?

Kotzebue, August von, 1761—1819, Schriftsteller. Weimar 1802 oder später. St. von Bittheuser. A. Kö. 321 und Gartenlaube 1921 S. 149.

Körner, Christian Gottfried, Vater Theodor Körners, 1756—1831. (1804 Dresdener Au.). Rec. im Freimütigen 1804, Stück 86.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kraft, Chr. P. Wilh., Kramermeister, Leipzig, 1753—1813. 1804. Br. 71:59. B. Handelskammer Leipzig.

— und Tochter J. Chr. Brüning geb. Kraft, geb. 1793, und Enkel P. Robert Kraft. 1807—1890. Leipzig 1809. Bz. „Tischbein p.". GF. lg. 189:128. B. Edward Kraft, Leipzig. A. Kz. 76. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 785.

Krusenstern, Joh. Adam von, russischer Admiral und Seefahrer, 1770 bis 1846. Petersburg 1807. E. J. Kz.

Kunze, Johann Friedrich, 1755—1803, Kramermeister, Leipzig. Bz. „Tischbein p. 1801". Br. 72:58. B. Handelskammer Leipzig.

— Fr. Wilhelm, des Vorigen Sohn, Gatte von Betty Tischbein, 1784 bis 1862, Kaufmann. Br. Gemalt Leipzig 1806. B. Professor Dr. Pinder, Leipzig.

— Betty, s. Tischbein.

— Julia, s. Einsiedel.

Kurland

Dorothea, Herzogin von, geb. Gräfin von Medem, 1761—1821. A. Biermann, Cicerone, 1914, S. 534, und Gartenlaube 1921, Nr. 33. Au. Darmstadt 1914, K. Nr. 998. B. Herzog von Talleyrand, Schloß in Sagan.

— 64:50. B. Körnermuseum, Dresden. Au. Darmstadt 1914, K. Nr. 714.

— B. Prinz Biron, Schloß Wartenberg bei Sagan. 71:56. Vielleicht auf der Versteigerung des Nachlasses der Gräfin André Mniszech, Paris, Drouot, 9.—10. Mai 1910. A. K. (Erlös 6100 Fr.) Oval in Viereck.

Küttner, K. Gustav, Reiseschriftsteller, 1755—1805. Br. Oval. St. von Tschoch. B. ?

Kuyper, Antonius, gest. 1822, Prediger Amsterdam. 1791. Bz. Br. Oval. 72,5:54,5. Rijksmuseum in Amsterdam, K. Nr. 2304c. St. von Schlotterbeck.

Lamberg, Anton Franz, Graf von, 1740—1823. Neapel 1779. E. Meusel, Künstlerlexikon 1809, 441 (cf. Marburg, Archiv a. a. O. Nr. 17). B. ?

Lauck, Goldarbeiter, Frankfurt } 59:50. B. Städelsches Institut, Frank-
— dessen Frau } furt a. M.

Lestevenon s. Collot.

Levetzow, Frau von, geb. Brösicke. Leipzig. E. Frdr. Frz. Wilken Nr. 63. B. ?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lichtenstein, K. Jul. Otto, Freiherr von, preußischer Hoftheaterintendant, 1767—1845. P. Halbfigur. St. von Arndt. B. Frau Oberst von Lichtenstein, Görlitz. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 807.

— Georgina Ch. Aug., geb. Reichsfreiin von Wallmoden-Gimborn. P. Halbfigur. St. von Arndt. B. Frau Oberst von Lichtenstein, Görlitz. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 808.

— Karl Jul. Otto } B. Hauptmann von Abendroth, Dresden-Blasewitz.
— Georgina Ch. Aug. } Wiederholungen der beiden vorigen. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 809 und 810.

— K. Aug. Freiherr von, Dichter und Komponist. E. Eitner in ADB. 18, 553. B.? St. von Arndt.

Lieven, Dorothea Gräfin von, geb. von Benkendorf, 1784—1857; gemalt Petersburg 1807, s. S. 154.

Limburger, Christ. Gottlieb, Freiherr von Ehrenfels, 1765—1834. Leipzig 1804. Br. 72:57. B. Dr. Walther Limburger, Leipzig.

— Chr. Gottlieb. B. Handelskammer in Leipzig.

— Gottlieb Ehrenfried, Kaufmann, Leipzig, 1719—1799. Br. } Eltern des Jakob Bernhard.
— Christiane, geb. Eisenstück, dessen Gattin, 1745—1804. Br. } B. Dr. Walther Limburger, Leipzig. Bezahlt mit 108 Thl. 18 Gr.

— Henriette Julie, geb. Küstner, 1776—1865, Gattin von Jakob Bernhard. Halbfigur, lg. 68:53. Bz. „Tischbein 1804". A. Bi. 71. B. Frau Hofrat Beschorner, Dresden. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 771.

— Henriette Julie, geb. Küstner, 1776—1865, Gattin des Jakob Bernhard. B. Dr. Walther Limburger, Leipziger Au. 1912, K. Nr. 71.

— Luise } Töchter der vorigen, Leipzig 1810. P. Br. lg. B. Karl Beckmann, Leipzig, Vetter des Dr. Walther Limburger. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 793 und 794.
— Laura, gest. 1814 }

Lippoldt, E. Fr., aus Reichenbach. Leipzig 1802. Bz. „Tischbein p. 1802". 72:57. B. Leipziger Handelskammer.

Loder, Justus Christ. von, 1753—1832, Professor der Medizin. Jena 1798. Kn. St. von J. G. Müller und von Laurent.

— geb. Richter, seine Gattin. Au. in Petersburg 1908. A. Bi., Monatshefte für Kunstwissenschaft 1909, S. 193. B. J. D. Peters, Petersburg. E. J.Kz.

Loën, Luise, Freiin von, verw. Frau von Schönfeldt. 70:55. Bz. „Tischbein pinx. 1797". B. Freiherr J. M. von Loën, Wilhelmshagen bei Berlin.

— Charlotte Freiin von, verm. Freifrau von Eckartstein, 1783—1855, als

Diana. 1797. Bz. „Tischbein pinx. 1797". Br. 70:55. A. Bi. 484. B. Freiherr J. M. von Loën, Wilhelmshagen bei Berlin.

Löhr, Eberhard Heinr., Bankherr, Leipzig, 1763—1813, mit Gattin Juliane, geb. Bause, und Tochter, verm. Keil. GF. lg. Um 1801. 235:141. B. Rittergutsbesitzer Keil, Schloß Weißtropp bei Dresden. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 763. A. Kz. 67; Velhagen und Klasing, Monatshefte, 1913, 211.

— Rahel Charl., 1739—1803. Leipzig, um 1801. Bz. Br. lg. B. derselbe. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 760.

— Ölskizze zum Familienbild. 31:25. B. Gemäldegalerie Cassel, K. Nr. 867.

Loon, Josina van; B. Jonkh. L. van Loon, Haus Hydepark bei Doorn. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 4602.

Lublink, Johannes d. J., Schriftsteller und Staatsmann, 1736—1816. Kn. St. von Vinkeles. 102:72. B. Rijksmuseum, Amsterdam, K. Nr. 2303a. S. Tafel 4.

— Cornelia, geb. Reijdenius. 102:72. B. Rijksmuseum, Amsterdam, K. Nr. 2303b. S. Tafel 3.

May, Frz. Anton, Professor der Medizin, Heidelberg, 1742—1814. B.?

— dessen Gattin. B.? Kopie von einem beider Bilder in der Städtischen Sammlung in Heidelberg.

Manke, Johann Gottfried, Kaufmann, Leipzig. 1791. P. Br. lg. B. Frau Joh. Brühl, Leipzig-Connewitz. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 744.

— Eva, geb. Schlegel, seine Gattin, verm. 1794, gest. 1824. P. Br. lg. B. Frau Joh. Brühl, Leipzig-Connewitz. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 745.

Marcolini, Mar. Anna Gräfin von, geb. O. Kelly, gest. 1819. Dresden 1800 (s. o. S. 133). B.?

— Auguste Gräfin von, deren Tochter, 1782—1817. Dresden 1800. B.?

Matthison, Friedrich von, Dichter, 1761—1831. Dessau, um 1796. B. Landrichter Schoch, Verden. St. von Arndt, Tschoch, Petersen. A. Kö. 335.

Menzler, Frau Bergrat, Diez a. L.; gemalt 1810? Bz. Br. 54:44. B. Frau von Starck, Urenkelin, Darmstadt.

Meysenbug, Henrich von, hessischer Landrat. Br. Bz. „Tischbein px. 1795". B. Mr. Clarc, Littenweiler bei Freiburg i. Br. (Au. in Freiburg 1922, war aber das. Joh. H. T. d. J. zugeschrieben.)

Mesmer, Christ. Carol. Friederike, geb. Schmiedel, 1783—1843, Gattin des Bankherrn J. J. Mesmer in Dresden. Leipzig 1804. Bz. Halbfigur. lg. 69½:54. B. Gemäldegalerie Dresden. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 773.

Mitchel, Jacoba, geb. Kips, Frau des Dr. med. John Mitchel in Amsterdam (s. o. S. 46). B.? E. Frdr. Frz. Wilken Nr. 29.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Müller, Johann Gotthard, 1747—1830, Kupferstecher, Stuttgart. Paris 1773. Kopfb. Oval in Rck. B. Familie Hartmann, Reutlingen. S. Tafel 2.
— Stuttgart, 1780. P. 63:54. Au. Darmstadt 1914, K. Nr. 719, s. lange Bz. daselbst. St. von ihm selber. B. Frau Marg. von Müller, Frankfurt.
— Charlotte, geb. Schnell, seine erste Frau, gest. 1781 in Paris, und Kind. St. von Müller, „la tendre mère". Stuttgart 1780. Oval in Rck. B. Frau Malwine Pfeiffer in Stuttgart. St. von ihm selber.
— Rosina, geb. Schott, seine zweite Frau, 1761—1818. Stuttgart 1782. Bz. B. Frau Oberin Julie Göz, Stuttgart.
Munter, Wendela Eleonora, geb. ten Hove, 1750—1809, als Witwe. Oval. Br. B. Jonkh. Dr. J. W. G. Boreel van Hogelanden, Schloß Waterland, Velzen; s. Boreel.
— Kopie des vorigen.
— Willem, 1747—1776. Kopie nach älterem Gemälde. Ovales Br.
— Tochter von Witwe Munter: Margar. Johanna, 1772—1844, 1791 verm. mit Jacob Boreel, 8. Baronet. Ovales Br.
— ihr Bruder Dr. Andries Will. Corn. Munter in Doorn. Ovales Br. B. derselbe.
Nassau-Oranien,
Wilhelm V., Erbstatthalter der Niederlande, geb. 1748, reg. 1751 bis 1806. Haag 1789. Bz. „Tischbein 1789". P. 60:50. Etwa lg. B. Rijksmuseum, Amsterdam, K. Nr. 2956. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 9098, 41.
— P. (Kopie?) B. S. M. Kaiser Wilhelm II. 1789. St. von W. van Senus. E. Moes a. a. O., Nr. 9098, 40. Oranien-Au. Amsterdam 1898.
— B. Königin Mutter, Haag, Schloß Noordeinde. E. Kunstdenkmäler von Südholland, 1915, 3. Tl., S. 103. Au. Haag 1881. E. Moes a. a. O., Nr. 9098, 42.
Friederike Sophie Wilhelmine, des Vorigen Gemahlin, geb. Prinzessin von Preußen, Tochter des Prinzen August Wilhelm von Preußen, 1751—1820. P. 60:50. GF. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2957.
— gemalt 1788. B. Kgl. Familie, Schloß im Haag. E. Moes, Iconographia Batava 1897, Nr. 2581 VII.
— gemalt 1789. B. Mauritshuis im Haag. E. Moes, daselbst, Nr. 2581 VIII. Au. Haag 1881. St. von W. van Senus.
— Kgl. Schloß im Haag. Nicht datiert. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 2581 X. Au. Haag 1881.
Friederike Sophie Wilhelmine, B. Graf von Aldenburg-Bentinck und Waldeck-Limpurg. E. Beschreibung des Schlosses.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Friederike Sophie Wilhelmine Br. 73:55. Oval. A. Bi. 486. B. Provinzialmuseum in Hannover.

— B. S. M. Kaiser Wilhelm II. A. „Oranje-Nassau-Galery", Tafel 79. Phot. Bruckmann, München. Keine Kopie des einen der zwei vorigen.

— Ölskizze dazu, 26:23. B. Gemäldegalerie Cassel, K. Nr. 843.

Wilhelm Friedrich, Erbprinz von Oranien (s. Wilhelm V.), König Wilhelm I., 1815—1843, geb. 1772, gest. 1843. Haag 1788. P. Rijksmuseum Amsterdam, K. Nr. 2958. A. daselbst S. 496.

Friederike Luise Wilhelmine, des Vorigen Gemahlin, Tochter König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, 1774—1837. P. Daselbst, K. Nr. 2959. A. daselbst und „Oranje-Nassau-Galery", Tafel 90. und bei Al. von Gleichen-Rußwurm „Schöne Frauen in 60 Meisterbildern", Verl. J. Hoffmann, Stuttgart, Tafel 52.

— Wiederholung im Mauritshuis, Haag.

Wilhelm Friedrich, Gemahl der Vorigen, und sein Bruder Wilhelm Georg Friedrich, 1774—1799. GF. 125:83. B. Königin Mutter, Haag, Schloß Het Loo. A. Martin und Moes, Oude Schilderkunst d. Nederl. 1912, Jahrg. 1, Tafel 89, und „Altholländische Malerei", Verl. Klinckhardt und Biermann, 1. Jahrg. 1911—1912, Nr. 49.

Wilhelm Georg Friedrich, 1774—1799, Haag 1788. Bz. „Tischbein 1788". P. 60:50. Rijksmuseum Amsterdam, K. Nr. 2960.

(Luise, Wilhelmine, Tochter Wilhelms V., 1770 1819, Gemahlin des Erbprinzen Karl Georg August von Braunschweig-Wolfenbüttel, gest. 20. September 1806; s. Braunschweig.)

(Karl Georg August, Erbprinz von Braunschweig-Wolfenbüttel, Gemahl der Vorigen; s. Braunschweig.)

Drei Kinder Wilhelms V., Wilhelm VI., sein Bruder W. G. Friedrich und seine Schwester Wilhelmine. B. Königin Mutter, Schloß Loo, Apeldoorn. E. Kunstdenkmäler von Südholland, 1915, 3. Tl. St. von G. R. Smith, 1792. Kleine Figuren.

— Große Figuren. Palais Nordeinde, Haag.

— } Dieselben einzeln, Wiederholung der vorigen in Öl. B. C. J. Kneppel-
— } hout van Sterkenburg, Schloß Sterkenburg, Driebergen. Geschenke
— } an seinen Vorfahren, Professor Tollius, Gouverneur der Prinzen.

Nassau-Usingen

Luise, Herzogin, 1751—1816, Prinzessin zu Waldeck, Gemahlin des letzten Herzogs Friedrich August, Schwester des Fürsten Friedrich zu Waldeck (1743—1812). P. Oval in Rck. 67:44. B. Fürst zu Waldeck, Arolsen. A. Bi. 512.

Zwei Prinzessinnen von, Luise (1782—1812) und Victorie (1784 bis 1820). Frankfurt? 1810? B. Dr. med. Leonh. Weiß, Wiesbaden.

Nassau-Weilburg

Friedrich Wilhelm, Prinz von, und Gemahlin. In Holland gemalt, 1788. St. von Smith, 1790, „in schwarzer Kunst". E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 90. B. Mauritshuis, Haag.

Friedrich Wilhelm, Fürst, 1768—1816, reg. seit 1788. Familienbild, GF. Mit seiner Gemahlin und drei Kindern. Gemalt Weilburg 1810. B. J. Kgl. H. die Frau Großherzogin von Luxemburg. S. Tafel 21.

Isabella, Fürstin, Schwiegertochter der Prinzessin Caroline von Oranien, der Gemahlin des Fürsten Christian, gest. 1788, geb. von Kirchberg, Gemahlin des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg. P. 60:50. Rijksmuseum Amsterdam, K. Nr. 2964.

Neapel

Königin Caroline von, 1752—1814, Tochter Kaiser Franz I. und Maria Theresias. Neapel 1779. B. ? S. o. 25; das Bild war trotz der Hilfe eines Th. von Frimmel in Österreich nicht aufzufinden.

Neumann, „Baumeister" (Ratsherr) in Leipzig. 1802 oder später. Br. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 71. B. Stadtgeschichtl. Museum in Leipzig.

Neumark, Frau (oder Tochter) des Gartenkünstlers Neumark in Dessau („Neumärkischer Garten" in Wörlitz). B. H. Wernicke. (Früher ein Bild mit dem des Fräuleins von Polenz, s. dort; jeder Hälfte des zerschnittenen Bildes ist ein männliches Bildnis hinzugefügt.)

Nicolai, Christoph Friedrich, Schriftsteller, 1733—1811. Kn. B. Frau Geheimrat Trewendt, geb. Parthey, Berlin. Berlin 1796. E. Parthey, Bildersaal; Meusel, Künstlerlexikon; Frdr. Frz. Wilken. Nr. 85.

Niederlande s. Nassau-Oranien.

(?) Olberg, Dr. med., Dessau. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 38. B. ?

Oldenburg

Prinz Georg, 1784—1812, erster Gemahl der Großfürstin Katharina von Rußland, Leipzig 1804. Bz. „Fr. Tischbein pinx. 1804". Br. lg. 74:58. B. Großherzog von Oldenburg, Schloß Eutin. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 772.

Paul Friedrich August, Großherzog 1837—1842. Leipzig 1804. 62:52. B. Großherzog von Oldenburg, Eutin.

Orlow, Anna Alexiewna, Gräfin (s. o. S. 136), geb. um 1784. B. ? (Auf mehr Arbeiten für ihn deutet Sophie Tischbeins Brief an Karoline Schlegel, Erich Schmidt, Karoline 1, 609.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pape, Marie Sophie (verh. m. K. Th. Frensdorf), gest. 1796. Br. P. 30:40. B. Frl. Martha Waldeck in Arolsen.

Passavant, Frau Susanna Fr. Ph., geb. Schüblar, Gattin des Kunstschriftstellers J. D. Passavant, Frankfurt, 1749—1827. Frankfurt, 1810(?). B. H. von Passavant, Frankfurt.

Petiscus, Joh. Konr. W., reform. Prediger, Leipzig, gest. 1825. Bz. 1800. Halbfigur lg. B. Reform. Gemeinde, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 757.

Platzmann, Victoire Elisabeth, geb. Dufour-Pallard, 1770—1826. Kn. lg. 1803. Bz. B. Major Alex. Platzmann, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 769.

— Frau, d. J. E. Meusel, Künstlerlexikon 1809, S. 441. 1802 oder später. Kn. lg. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 70.

Polenz, Fräulein von, Anhalt-Dessauische Hofdame. B. Sanitätsrat Dr. Ziegert, Dessau; s. Neumark.

Poll, Jan van de, Bürgermeister von Amsterdam, 1721—1801. Bz. „Tischbein pinx. 1791". Br. 73:55. Rijksmuseum Amsterdam, K. Nr. 2304.

— Johanna Catharine van de, 1730—1805, Gattin von N. Warin. B. G. Hooft van Vreeland, Amsterdam. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 5996.

— J. Wolters van de, französischer Comte de l'Empire. B. Jonkh. Dr. F. van de Poll, Beek en Rooyen, Zeist.

Potocki, Gräfin. B.? E. Brief Fr. Tischbeins, s. S. 142. (6 Pastellbilder ihrer Familie).

Preußen

August, Prinz von, Sohn Ferdinands, 1779—1843, Berlin 1796. E. Tischbeins Brief an Böttiger (29. Juni 1796). (Vielleicht Nr. 7 auf T. 10 von Bailleu, Königin Luise? P. Seidel.) B. Fürst Radziwill.

Ferdinand, Prinz von, jüngster Bruder Friedrichs des Großen, 1730 bis 1813 Berlin 1796. Quittung erhalten im Kgl. Hausarchiv Berlin über 50 rh. Gold. B.?

Friedrich Wilhelm, Kronprinz, Berlin 1796. Br. Quittung im Kgl. Hausarchiv erhalten über 10 Friedrichsdor für ein Büste-Porträt. Juni 1796. B.? S. o. S. 82.

Friederike, „Prinzeß Louis", 1778—1841, Schwester der Kronprinzessin Luise, Berlin 1796. Br. 56:46. Hohenzollernmuseum Berlin.

— Kopie in P. 50:70. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß Dessau, II. Stock, Zimmer 56, J. Nr. 2493. A. Au. Darmstadt 1914, K. Nr. 715. S. Tafel 22 (s. Anhang I).

Friederike, im Turban, 1796. 70:58. Oval. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß Dessau, I. Stock, Saal 28/29. J. Nr. 470.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(Friederike Sophie Wilhelmine s. Nassau-Oranien.)

(Friederike Luise Wilhelmine s. Nassau-Oranien.)

Louis Ferdinand, Sohn des Prinzen Ferdinand, 1772—1806. 1.796 E. Brief Tischbeins an Böttiger. B.? (s. S. 81.)

Luise, Kronprinzessin, 1776—1810. GF., in einem Park stehend. 1796. B. S. M. Kaiser Wilhelm II., Doorn in Holland. E. Brief an Böttiger. A. Hohenz.-Jahrb. 1905, nach S. 116.

Luise und Friederike. GF., in einem Park stehend. St. von Luigi Schiavonetti, Fol. (im Kupferstichkabinett in Berlin). (Original früher angeblich in Lustheim, in Bayern aber nicht mehr aufzufinden.) A. Hohenz.-Jahrb. 1904, S. XII, XIII, nach St. von Bartolozzi. 1806.

— Ausschnitt daraus in Berliner Privatbesitz. Bz. links unten „Tischbein 1794" (statt 1796). A. Hohenz.-Jahrb. 1905, S. 121.

Luise, neben ihrem Pferde sitzend. Nur erhalten im farbigen St. von Prot, Paris 1806 (nach der Schlacht bei Jena zur Verhöhnung der Königin). Daneben Federhut und Degen. Hohenz.-Jahrb. 1905, S. 122.

Luise, Miniaturporträt. A. bei Horn, Königin Luise, S. 97. Neben dem Pferde stehend, den Arm auf dieses stützend. B. Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Luise, Kronprinzessin von Preußen. 50:70. P. 1796. Oval in Rk. B. Herzog von Anhalt. Residenzschloß Dessau, II. Stock, J.Nr. 2492. S. Tafel 7.

Luise, Tochter des Prinzen Ferdinand, 1770—1836, verm. 1796 mit Fürst Anton H. von Radziwill, Berlin 1796. B.? E. Brief Tischbeins an Böttiger, s. S. 81.

Anton Heinr., Fürst von Radziwill, Gemahl der Vorigen. Berlin 1796. B.? (E. Brief Tischbeins an Böttiger vom 29. Juni 1796, s. o. S. 81. Vielleicht abgebildet in „Fürst Radziwill, Louise de Prusse", Paris 1911.)

Philippine, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Witwe des 1785 gest. Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel, gest. 1800. Berlin 1796. B.?

Racknitz, Frau von, geb. von Bülow, gest. nach 1828. Dresden 1799. 220:140. Bz. Tischbein 1799. B. Emil Richter, Leipzig. Au. Darmstadt 1914, K. Nr. 717.

(Radziwill, Anton, s. Preußen.)

von Rahl, Sohn des Kaufmanns in Petersburg, als Amor gemalt. Petersburg, zwischen 1806 und 1808. B. Petersburg? E. Reimers, L'Académie Impériale des beaux arts, 1907 (Jahrbuch).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Recke, Elise von der, 1756—1833. Etwa 1802. Br. Fast lg. 60:47. B. Prinz Biron von Kurland, Wartenberg bei Sagan.

Reichenbach, Christian Wilhelm, Bankherr in Leipzig. Bz. B. Dr. Walther Limburger, Leipzig.

— Wilhelmine, 1782—1835, Gattin des Vorigen. Bz. B. Dr. Walther Limburger, Leipzig, A. und E. in dessen „Cl. Brentano und M. Reichenbach", Leipzig 1921.

Rendorp, Salomon, 1767—1824. Amsterdam 1793. Bz. Br. 68:53. B. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2304d.

— Joh. Ferdinanda, geb. van Collen, 1774—1833, Gattin des Vorigen. Br. 68:53. B. Amsterdam, Rijksmuseum, K. Nr. 2304e.

— van Marquette. } Oval. Br. B. Jonkh. van Marquette
— — geb. Schuyt van Castricum. } auf Schloß Marquette bei Heemskerk. A. Nederl. Kasteelen en hun Historie, 3, 176 und 177.

— Joachim, Herr van Marquette, 1728—1797, Bürgermeister von Amsterdam. B. 1876: Jonkh. A. Rendorp, Amsterdam. Au. Amsterdam 1876 und Harlem 1915. St. von R. Vinkeles. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 6317 II.

— Seine Gattin (ihr zweites Bildnis s. u. Schuyt) von 1791. B. Douairière d'Ablaing van Giessenburg, Haag. E. daselbst Nr. 6317 III.

Richelieu, Kardinal, 1585—1642. Kopie nach einem Bildnis des Palais Royal, Paris 1772. Marburger Archiv a. a. O. Nr. 5. Arolsen. B S. D. Fürst zu Waldeck. E. Weinitz a. a. O. S. 41.

Richter, Frau Dorothea, Gattin des Peter Richter, Leipzig, geb. von Hofmann. Leipzig 1809. Halbfigur. lg. 71:51½. B. Frau Ant. Felix. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 787. A. Kz. Nr. 70.

— Frau, Dessau. Bz. „Tischbein pinx. 1798". Oval. Br. 72:57½. 1921 von K. E. Henrici, Berlin, nach Amerika verkauft. Phot. in meinem B.

Righini, Vincenzo, 1756—1812, Kapellmeister in Berlin. 1796. B.? E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 84. Nach Meusel, Künstlerlexikon, gemalt 1802 oder später.

Rode, August von, Hofrat in Dessau, 1751—1837. Dessau, um 1796. B.? Um 1840 im Besitz seiner Tochter Gräfin Haack in Dessau. (Leipziger Au. 1912, K. Nr. 836,)

Rosenmüller, J. G., Professor der Theologie, Leipzig, 1736—1815. Leipzig 1802. Bz. Halbfigur. lg. B. Universitätsbibliothek Leipzig. St. von Bause. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 767.

Rummel, Wilhelmine, geb. Hansen, und Tochter. Leipzig 1805. Bz. GF. lg. 225:136. B. Alex. Crayen, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 777.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Farbige A. Velhagen und Klasing, Monatshefte, Oktober 1913, S. 209. Kz. 72.

Rußland

Anna, Großfürstin, Königin der Niederlande. 1795—1865. Petersburg 1807. B.? (In den Niederlanden).

Elisabeth, Kaiserin, 1779—1826, Petersburg 1807. Kn. Au. 1909 im Palais Alex. III. in Moskau, K. Nr. 103.

— 80:53. B. Herzog von Anhalt, Residenzschloß Dessau, I. Stock, Saal 28/29, J.Nr. 2649. (Kopie des vorigen?)

Elisabeth, der Vorigen und Alexanders I. Töchterchen, 1806—1809; s. o. S. 143. B.?

Katharina, Großfürstin, 1788—1819. Petersburg 1806. Gürtelbild, lg. Bz. „Tischbein p. 1806". 74:58. Diadem im Haar. B. Großherzog von Oldenburg, Eutin. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 781. S. Tafel 19.

— B. Städtisches Museum in Dessau. Au. Dessau, Januar 1922.

Maria Feodorowna, Kaiserin Witwe; s. o. S. 146. Gatschina 1808. Br. lg. B. J. M. Königin Mutter von Holland, Haag, Schloß Korte Voorhout. E. Kunstdenkmäler von Südholland III, 1915.

— 55:70. Städtisches Museum in Dessau.

Maria Pawlowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar, 1786—1859. Weimar 1804. Gürtelbild. 74:58. B. S.K.H. Großherzog von Oldenburg, Eutin. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 784. Darmstadt 1914, K. 721.

— B. Großherzog von Weimar. Weimar 1805. Weimar im Schloß.

— B. Großherzog von Oldenburg, Residenzschloß in Oldenburg.

— Vierte Kopie von Borowkowski. B.? E. J.Kz. St. von Schwerdtgeburth, Böttcher, Behm.

Michail Pawlowitsch, Großfürst, 1798—1849; s. o. S. 147. J.Kz.

Nikolaj Pawlowitsch, geb. 1796, Kaiser Nikolaus I., 1825—1855; Peter der Große, Kopie s. o. S. 19. E. Weinitz a. a. O. S. 41, s. o. S. 147. J.Kz.

Saldern, Freiherr Heinrich von, Kammerherr, gest. 1850. Dessau, zwischen 1796 und 1799. Br. lg. B. Graf Leopold von Saldern, Schloß Ringenwalde in der Uckermark.

— seine Gemahlin Wilhelmine, geb. von Glafey, Dessau, gest. 1829. Dessau, zwischen 1796 und 1799. Br. lg. B. Graf Leopold von Saldern, Schloß Ringenwalde in der Uckermark.

Salm-Kyrburg, Reichsgraf Friedrich III., französischer Feldmarschall, geb. 1745, hingerichtet 25. Juli 1794. Erhalten in Zeichnung von Waldorp. B. nicht aufzufinden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sander (Zander?), zwei Töchter des Buchhändlers Sander, Haag. 1789. Ölskizze. 32:22. B. Gemäldegalerie Cassel, K. Nr. 844.

Schiller, Friedrich, 1759—1805. Weimar 1804 und 1805. Halbfigur. lg. 91:72. B. Leipziger Städtisches Museum. A. Bi. 1, 319. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 776. S. Tafel 12.

— Kopie. 91;71. B. Fürst von Schaumburg-Lippe, Bückeburg. J.Nr. 135. Angekauft 1809 vom Maler selbst.

— Kopie. B. Nachkommen des Ägyptologen Richard Lepsius, Berlin.

Schlegel, August Wilhelm, 1767—1845, Dichter. 1793 in Amsterdam gemalt. Verschollen. E.O. Walzel, Briefe Friedrich Schlegels. S.S. 131, 133 f. und auch o. S. 61.

Schlegel, Karoline, 1763—1809, Gattin A.W. von Schlegels. Oval. B. Frau Dr. Waitz, Hamburg. A. Illustr. Zeitung, 28. August 1913. Kö. 324. St. von A. Weger. S. Tafel 6.

Schmidt, Wilhelmine, geb. 1763, Kriegsrätin, Arolsen, geb. Müller, Schwester von Sophie Tischbein. B. Dr. med. Leonhard Weiß, Wiesbaden.

— deren Tochter, verh. von Baumbach. B. Dr. med. Leonhard Weiß, Wiesbaden.

Schnetger, Gottfried Wilhelm, Kaufmann, 1770—1861, und Henriette Charl., seine Gattin, geb. Hansen, 1771—1830. Kn. lg. 1802 Leipzig. Bz. B. Rittergutsbesitzer Schnetger auf Machern. Leipziger Au. 1917, K. Nr. 765.

— Oliver, 1801—1818, Victoire und Wilhelm Eduard 1790—1873, des Vorigen Kinder. Kn. lg. Leipzig 1805. Bz. B. derselbe. Leipziger Au. 1912. K. 775.

Schröter, Corona, Schauspielerin, 1751—1802. B.? Goethe-Au. Berlin 1861.

Schulz, Frau, geb. Küstner. Leipzig um 1802. E. Meusel, Künstlerlexikon; Frdr. Frz. Wilken, Nr. 76.

Schütz, Chr. Gottfr., 1747—1832, Professor der Philologie in Jena und Halle. Br. Jena 1798. B. Stadtbibliothek Leipzig. Leipziger Au. 1912. K. Nr. 764.

— Hofprediger in Dessau, Schwiegersohn Bramigks, s. S. 93. Dessau, zwischen 1796 und 1799. Das Bild war nicht aufzufinden. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 37.

Schuyt, Wilhelmina Hildegonda, 1728—1802, Gattin von Joachim Rendorp, s. o. 1791. B. wie bei J. Rendorp. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 7105 II.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ssaltykow, Fürst und Familie. B.? Au. Petersburg, „Die letzten fünfzig Jahre", 1908, K. S. 125. A. in Les trésors de l'art en Russie, 1904.

— Gräfin, mit Tochter und Bruder Gagarin. B.? Daselbst S. 127.

Staveren, van, s. Zoelen.

Stieglitz, Frau Dr., Leipzig. 1802 oder später. Br. E. Meusel, Künstlerlexikon 1809, S. 441.

— Dr. B. Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig.

Stock, Joh. Dorothea, Malerin, 1760—1832. Dresden um 1801. Kn. lg. 95:71. B. Frau Kommerzienrat Nauhardt, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 762. A. Kz. 66.

Stolberg, Luise Ferdinande, Gräfin von Stolberg-Wernig., Gemahlin von Friedrich Erdmann, Fürst von Anhalt-Pleß (gest. 1797), 1744—1788. B. Herzog von Anhalt, Dessau, Residenzschloß, II. Stock, Zimmer 55, Nr. 2155.

Stoll von Berneck, Johann Friedrich, Kammerrat, Leipzig, 1742—1816[1]. Bz. „Tischbein f. 1802". Kn. lg. 113:82. B. Dr. A. von Frege, Welßien. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 766. A. Kz. 69.

Stubenrauch, Johann Leopold, zwölfmal je ein Jahr Bürgermeister von Dessau 1771—1810. Dessau 1796. 52:62. B. Städtisches Museum in Dessau, Nr. 515.

Tischbein,

Johann Friedrich August, 1750—1812, Selbstporträt. Bz. „Ich habe mich selbst gemalt". B.?

— P. Zeichnung (danach?) von seinem Sohn Karl Wilhelm. B.? Photographie nach der Zeichnung in meinem Besitz. A. in meiner Biogr. Wilkens S. 254.

— Nach Frdr. Frz. Wilken, Nr. 114, in Privatbesitz in Arolsen.

— B. Fräulein Helene von Müller, Frankfurt (gemalt für J. Gotthard Müller).

— Bz. „Fr. Tischbein se ipse pinxit 1782". Br. 46:38. B. Rijksmuseum Amsterdam, K. 2303. A. von Bruckmann, München. St. von G. W. Strauß. S. Titelbild.

— mit seiner Gattin. Doppelbildnis lg. Nach Frdr. Frz. Wilken, Nr. 115, in Privatbesitz in Arolsen; s. o. S. 51.

Sophie, seine Gattin, 1760—1840. Arolsen 1783 (nach Kz., Text S. 25, unrichtig 1786), s. o. S. 30. Br. lg. 55:47. A. Kz. 57. B. Professor Dr. Pinder, Leipzig.

[1] Das Bild seiner Gattin auf der Heidelberger Porträtausstellung von 1914, das Tischbein zugeschrieben wurde, ist von Daniel Caffe gemalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sophie, seine Gattin. Dessau 1795. P. Br. 55:43. B. Frau Pfarrer Luther, Darmstadt. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 749.

— Dessau 1797. 30:24. B. Frau Dr. Pinder, Darmstadt. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 753.

— Leipzig 1809. 79:64. B. Professor Dr. W. Pinder, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 786. A. Kz. 77a, und in meiner Biogr. Wilkens S. 258.

Friedrich August und Sophie mit Caroline und Betty. Sonst dasselbe Bild wie das nächste. B. Fabrikant Dr. Wilh. Sattler, Schonungen bei Schweinfurt.

— Sophie mit Caroline und Betty. Bz. 1796. $110^1/_2 : 80^1/_2$. A. Kz. 60. B. Frau Kommerzienrat Nauhardt, Leipzig. S. Tafel 15.

— mit Caroline und Betty. Kopie für den Prinzen Jürge, Dessau. E. Tischbeins Brief an Böttiger vom 14. Dezember 1795. B.?

Caroline, Tischbeins ältere Tochter, 1806 verh. mit Professor Frdr. Wilken, 1777—1842. Leipzig 1804. B. Frau Professor Dr. Baeyer, Heidelberg. A. in meiner Biogr. Wilkens S. 27. S. Tafel 17.

— Heidelberg 1808. Sitzend und schreibend. Halbfigur, lg. B. Professor Dr. W. Pinder, Leipzig. A. Kz. 64 und Leipziger Au. K. T. 10.

— Miniatur. Kolorierte Bleistiftzeichnung. Kn. B. Frau Kommerzienrat Nauhardt, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 1432.

Betty, Tischbeins jüngere Tochter, 1807 verh. mit W. Kunze, 1787 bis 1867. Bz. „Tischbein pinx.: 1805". 68:53. Gemäldegalerie Cassel, K. 725e. A. in meiner Biogr. Wilkens S. 284. S. Tafel 18.

— Dieselbe als Kind, s. S. 74.

— und ihr Söhnchen Georg, 1807—1871. Leipzig, um 1810. Kn. lg. 99:82. B. Frau Pfarrer Luther, Darmstadt. A. Kz. 77b. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 788.

Karl Wilhelm, Tischbeins Sohn. Kopfb. 38:28. P. B. S. D. Fürst von Schaumburg-Lippe, Bückeburg. J.Nr. 25 (1814 von Tischbeins Witwe angekauft).

Friedrich August mit Frau und drei Kindern. Dessau 1799. GF. 215:130. B. Städtisches Museum, Leipzig. S. A. W. Pinder, Festschrift für Schmarsow, 1907, S. 170. A. Kz. 62, und Leipziger Au. K. Nr. 7, 9. S. Tafel 16.

Caroline, Betty, Karl, auf einer Bank. GF. 54:40. B. Frau Pfarrer Luther, Darmstadt.

Caroline mit Zeichenstift, auf die von Betty (rechts) gehaltene Harfe hinübergreifend, links hinter der älteren Schwester Karl als Amor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Malerei und Musik" bezeichnet. B. Akademie der bildenden Künste in Wien (die nur das Bild irrig als ein Werk Joh. Heinrich Tischbeins bezeichnet).

Tschin-Schun, chinesischer Arzt. Petersburg, zwischen 1806 und 1808. E. J.Kz. St. von Ossipoff.

Uchtritz, Frau von, Dresden 1800. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 17. B. Ihr Sohn, Präsident von Uchtritz (Freund Fr. Fr. Wilkens) in Niederheidersdorf bei Lauben, jetzt wohl im Besitz von dessen Erben.

Unbekannte:

Ein Bildnis, abgesandt im Sommer 1785 an die Herzogin von Weimar, Briefe Tischbeins an Bertuch vom 25. September 1785 und 26. Januar 1785 aus Arolsen.

Unbekannte holländische Familie. Ehepaar mit Säugling. 1921 im Besitz des Kunsthändlers A. S. Drey, München. Photographie in meinem Besitz. S. Tafel 5.

Herrenbildnis. B. Dr. Slingenberg, Amsterdam. Viereckiges Br. Au. Galerie Goudstikker, Amsterdam 1921.

Herren- } Bildnisse aus einer holländischen Familie, 1789 gemalt. 2 Halb-
Damen- } figuren, 1 Br. Bz. B. Jonkheer van Dähne van Varick, Haag.
Kinder- } Leipziger Au. 1912, K. 741, 742, 743.

Doppelbildnis. B. Familie Wernecke, Dessau. Dessau, Au. 1922, Januar.

Dame, ein Kind auf dem Schoß haltend. St. von Sluyter nach Zeichnung von Volland (in meinem Besitz). K. der Auktion von Roëll, 1872, Amsterdam, Nr. 23. 123:86. Bz. 1796 (?). Nach London verkauft um 550 fl. an Holloway.

Damenbildnis. 65:63. B. Oldenburg. Landesmuseum.

Mehrere Pastellbildnisse. Haag. B. J. H. Königin Mutter, Schloß Noordeinde. E. Kunstdenkmäler Südhollands, Jahrg. 1915.

Damenbildnis. Bz. „Tischbein 1788". Mededeelingen v. Dienst f. Kunsten en Wetensch. der Gemeinde Haag, Mai 1921, S. 96, Nr. 80. B. Frau Baron van der Goes, Haag.

Mansportret (Herr Munter?) (daselbst Nr. 84). Br. lg. 68:53. B. Jonkheer J. W. G. Boreel van Hogelanden, Waterland, Velzen. Bz. „Tischbein pinx. 1794". Au. Haag 1921.

Zwei junge Mädchen mit einem Apfel. Halbfigur. B. Frau Margarete verw. Kunze, Leipzig. Leipziger Au. 1912. K. Nr. 798. Ölskizze.

Dame in schwarzem Domino. Ölskizze. Kn. B. Stadtrat Eichorius, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 799.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Junge Dame in blauem Mantel. Ölskizze. GF. B. derselbe. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 800.

Mädchen mit geschlossenem Korb und Hut. Oval. 62:52. } Bz. und datiert 1781.
Damenbildnis. Oval. 62:52. }

In der Versteigerung des Nachlasses der Gräfin André Mniszech, Paris, bei Drouot, 9. und 10. Mai 1910. A. K. (Erlös 13100 bzw. 8300 Fr.)

Drei im Garten spielende Kinder. 34:24. Casseler Gemäldegalerie, K. 851. Ölskizze, ebenso die fünf folgenden.

Dame mit Kind. 32:20. Casseler Galerie. K. Nr. 846.

Drei junge Mädchen mit Rosenketten. 27:21. Daselbst Nr. 847.

Ehepaar mit Kind. 33:22. Daselbst 848.

Dame vor dem Spiegel. 41:27. Daselbst 849.

Zwei Frauen mit einem Kind spielend. 34:24. Nr. 850.

Herren- } Bildnis. 72:58. Gemalt 1788 und 1789. Versteigerung C. F.
Damen- } Roos und Co., Amsterdam, am 12. April 1904. A. K.

Damenbildnis. Br. Miniatur auf Elfenbein. B. Konsul Kürsten, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 1433.

Junges Mädchen. Br. Miniatur auf Elfenbein. B. General von Minckwitz, Dornreichenbach. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 1434.

Dame. Halbfigur. B. Frau Antonie Kühne, Leipzig. Leipziger Au. 1912, K. Nr. 1435.

Drei russische Damen. B.? E. Brief Tischbeins von 1806.

Eine ältere Dame, einer jüngeren ein Kind hinreichend, das nach (den von ihr hingehaltenen) Kirschen reicht. Kn. lg. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 57. B.?

Damenbildnis. B. Fräulein Else Siegfried, Dessau. E. Hofäus a. a. O. S. 8, 17.

Porträt. B. Sintenis-Fraude-Stiftung, Dessau. E. daselbst.

Dame, 1796 Dessau. Dresdener Au. 1904, K. Nr. 2304.

Junges Mädchen mit Bukett. B. Sammlung Arguschtschinski-Dolgoruckow, Petersburg. E. J.Kz.

Porträt. B. ehemals Kaiserliches Museum der Künste das. E. J.Kz.

Zwei Porträts von Berliner Persönlichkeiten. E. Brief Tischbeins an Böttiger vom 29. Juni 1796.

(?) Neun Porträts aus dem Nachlaß der 1822 gest. Frau von Hill in Dessau, Witwe des Prinzen Jürge. (Nachricht des Archivs in Zerbst.)

Dame. Beschrieben von Dr. Staring, Haag, in „Oud Holland", 1922.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herrenbildnis. Oval. 60:46. Versteigerung F. Müller und Co., Amsterdam 1920.

Herrenbildnis. } Viereckig, Br. 69:53. Daselbst, Amsterdam 1900. A.
— } auf Photographie des Versteigerungssaals.

Damenbildnis. B. Jonkh. W. H. van Loon, Amsterdam.

Vier Bilder in Paris gemalt, zwei für den Herzog von Zweibrücken, eins für einen französischen Präsidenten, ein Familienbild; s. o. S. 18 f.

Drei Bilder aus Paris }
Drei „ „ „ } nach Arolsen geschickt, s. o. S. 18 und 19.

Vetter, Kaufmann in Leipzig. Miniatur in Öl. 1802 oder später. Meusel, Künstlerlexikon 1809, S. 441.

Voigt, Frau Auguste von, geb. von Rettberg, gemalt auf Gut Friedland bei Heiligenstadt. Bz. „Gemalt v. J. Fr. A. Tischbein 1771". 90:70. B. Städtisches Museum in Erfurt.

Voß, Johann Heinrich, Dichter und Philolog, 1751—1826. Heidelberg 1810. Bz. Br. 65:49. B. Oberamtmann Schaible, Karlsruhe. A. bei Neubert, Nr. 138.

— Öl auf Kupfer. 47:37. B. derselbe.

— Erneſtine, geb. Boie, des Vorigen Gattin, 1756—1834. 65:49. B. derselbe. A. das.

Vulpius, Christiane, 1765—1816, zwei Aquarelle. Bz. B. Oberstudienrat Dr. Stettner, Ansbach. S. Tafel 13.

Waldeck und Pyrmont

Christiane, Prinzessin zu, Tochter des Fürsten Georg (gest. 1813), 1787—1860. Bz. „Tischbein p. 1795". 53:41. A. Bi. 481. Farbig in Velhagen und Klasing, Monatshefte 1916, Heft 8, April.

Friedrich, Fürst zu, 1743—1812, reg. seit 1763. Kn. 146:108. A. Bi. 485. B. Fürst zu Waldeck, Arolsen. E. Weinitz, Schloß von Arolsen, S. 30; s. auch Frank E. Washburn Freund in den „Grenzboten" 1914. S. Tafel 1.

— B. Königin Mutter der Niederlande, Haag, Schloß Korte Voorhout. E. Kunstdenkmäler in Südholland, 1915.

— Früher in Privatbesitz in Arolsen (Familie Brumhard). E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 96.

— B. Fürst zu Waldeck; s. Weinitz a. a. O. S. 34.

Georg, Prinz zu, Fürst 1812—1813, Bruder Friedrichs, geb. 1747. 71:56, B. Fürst zu Waldeck.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Albertine, dessen Gemahlin, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, 1768—1849. 71:56. B. Fürst zu Waldeck.

Karl, Prinz zu, 1788—1795, Bruder von Christiane. Ovales Br. 53:41. B. Fürst zu Waldeck. Bz. „Tischbein p. 1795". A. farbig bei Reclam, Universum 1914, S. 36.

Ludwig, Prinz zu, Generalmajor und Kommandant der Truppen Frieslands, gefallen am 11. Juni 1793 im Gefecht bei Werwick, 1752—1793. B. Fürst zu Waldeck. Marburger Archiv a. a. O. Nr. 39.

Anton Ulrich, Fürst, 1706—1728 und
Luise, dessen Gemahlin, geb. Prinzessin von Birkenfeld } sollen nach Parthey, Bildersaal, von Fr. A. Tischbein gemalt sein, sind dann aber nur Kopien von Bildern eines andern. B. Magistrat von Arolsen (?).

Warin, Marg. Jacoba, 1748—1837, Gattin von Jacob Hooft, s. o., 1793. B. Frau Hooft van Vreeland, geb. Bicker, Amsterdam. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 8861.

Weidenbach, Frau Dr., Leipzig. 1802 oder später. Br. E. Meusel, Künstlerlexikon 1809; Frdr. Frz. Wilken, Nr. 81.

(Sachsen-) Weimar

Anna Amalia, 1739—1807, Herzogin, geb. Prinzessin von Braunschweig. 1795 Weimar. Br. Bz. 47:37. B. Gleimhaus, Halberstadt. A. N. 118; Kz. 59. S. Tafel 8.

— neben einer Orgel sitzend. Kn. A. bei Neubert Nr. 66.

Karl August, Herzog von, 1757—1828. Weimar 1795. Bz. „Fr. Tischbein 1795". Kn. 155:114. B. S. K. H. Großherzog von Weimar. A. Bi. 480.

— Kopie. B. Kammerherr von Bonin auf Bottichow.

Luise, des Vorigen Gemahlin, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, 1757—1830. Kn. 155:114. Bz. und B. wie das vorige. A. daselbst und K. der Darmstädter Au. 1914.

Karl August, B. derselbe, Schloß Wilhelmstal bei Eisenach.

Erbprinz Karl Friedrich (1783—1853), Prinzessin Caroline (1786 bis 1816) und Prinz Bernhard (1792—1862), die Kinder der Vorigen. Weimar 1798. Bz. „Fr. Tischbein p. 1798". 204:132. B. Fürst zu Waldeck. A. Bi. 1 (Heliogravüre); Neubert Nr. 113, farbig Osb.

— Dieselben, Wiederholung des vorigen Bildes in Belvedere bei Weimar.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Luise, Herzogin, 1757—1830. Br. Oval. Weimar 1795. Bz. B. Gräfin Henckel zu Donnersmarck. A. Neubert Nr. 118. A. K. der Darmstädter Au.

— (?) Im Goethehaus in Weimar, s. Landsberger, Wilh. Tischbein S. 95.

Maria Paulowna s. o. Rußland.

Weinich, E. G. Aug., Kaufmann in Leipzig. Bz. „Tischbein p. 1809". 65:52. B. Handelskammer in Leipzig.

Wiedemann, Braunschweig } Eltern des Anatomen Chr. R. W. Wiede-
— des Vorigen Gattin } mann und Schwiegereltern des Juristen Hufeland. P. Oval. 29½:22½. B. Oberbürgermeister Professor Dr. Walz, Heidelberg.

Wieland, Christoph Martin, 1763—1813. Weimar 1795. Br. 44:36. B. Frau von Stockhausen, Göttingen. (Kopie von Caroline Tischbeins Hand im Wittumspalais, Weimar, s. Landsberger, Wilhelm Tischbein, S. 152.) A. Kz. 61. S. Tafel 9.

— Bz. „Tischbein f. 1796". Br. 47:39. B. Ernst W. Arnoldis Witwe, Gotha. A. Bi. 1, 302.

— Kn., im Sessel sitzend. A. Michel, Les Tischbein, Paris 1881 S. 34. St. von Pfeiffer. B. ?

Wilken, Friedrich, Geschichtschreiber, Professor in Heidelberg und Berlin[1], Tischbeins Schwiegersohn, 1777—1840. Heidelberg 1808. Kopfbild. 44:35½, B. Regierungsrat Walther Stoll, Cassel. S. Tafel 20.

— Caroline s. Tischbein.

— Sophie, der beiden Vorigen Tochter, verh. mit Dr. Moritz Pinder, 1807 bis 1882. Als Kind gemalt, eine Puppe im Arm. P. B. Professor Dr. W. Pinder, Leipzig.

Winckler III., Gottfried, Kaufmann in Leipzig. Gemalt Leipzig 1802 oder später. E. Frdr. Frz. Wilken, Nr. 87; Meusel, Künstlerlexikon 1809, S. 441. St. von Bause.

— Friedrich, Sohn des Vorigen, als Knabe. Leipzig 1809. Br. B. Frau Alice Plaßmann, Leipzig.

Winter, Pieter van, Dichter, 1745—1807. B. Jonkh. P. D. van Winter, Utrecht. E. Moes, Iconographia Batava Nr. 9146 I.

— Anna Louise, dessen Gemahlin, geb. van der Poorten. Beides ovale Br. B. derselbe.

---

[1] Eine Bleistiftzeichnung Carolinens von ihm als älterem Manne siehe als Titelbild in meiner Biographie Wilkens.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Württemberg, eine Prinzessin von (nach einem handschriftlichen Verzeichnis in Oldenburg). Bz. „Fr. Tischbein p. 1783". 69:56. B. Landesmuseum, Oldenburg.

Zoelen, Groeninx van, O. P. Baron und Heer van Ridderkerk. 1767—1848. Haag. Bz. „Tischbein p. 1788". Oval. 65:52½. B. s. u.

— seine Gattin, geb. J. M. A. van Staveren, 1770—1827. Bz. dieselbe. Format und Größe dieselben.

— J. E. Groeninx van, Gattin von P. v. d. Heim, 1764—1784. Bz. dieselbe. Format dasselbe. 62:49½.

B. der drei letzten Bildnisse: Baron Groeninx van Zoelen, Haag. E. Mededeelingen v. Dienst f. Kunsten pp. 1921, Mai, S. 96, Nr. 81 bis 83. Die drei letzten Bildnisse auf der Au. Haag 1921.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Stammtafel



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorbemerkung: Unter den 40 hier am Rande mit Nummern bezeichneten bildenden Künstlern und Kunstgelehrten sind 21 des Namens Tischbein (darunter 4 Frauen), 15 anderer Namen aus dem Blut des 1764 verstorbenen Johann Heinrich Tischbein, Klosterbäckers und -schreiners zu Haina (Geldmacher [1], Unger [1], Pforr [1], Strack [8, darunter 1 Frau], Röntgen [2, darunter 1 Frau], Pinder [2] und 4 Angeheiratete [Pforr, Bossel, Reichel, Petersen]).

Stammvater: Johannes Tischbein, * um 1630 in Marburg a. L. —
Sohn: Kurt (Konrad) Tischbein, * um 1650, † 1724, Klosterbäcker in Haina, ∞ 1680 mit Margarete Seidler.

Deren Sohn:

Johann Heinrich Tischbein, 1682—1764, Klosterbäcker und -schreiner in Haina, ∞ mit Margarete Hinsing, 1691—1772.

Ihre Kinder:

I. Johann Konrad Tischbein, Klosterschreiner und Bildschnitzer in Haina. 1712—1778, ∞ mit Helene Denhof.

Kinder:

1. Johann Heinrich Tischbein der Jüngere, 1742—1808, Maler, Galerie-Inspektor in Cassel (unvermählt). 1.
2. Luise Margarete Tischbein, ∞ mit Lehrer Unger.
   Sohn: Christian Wilhelm Jakob Unger, 1775—1858, Hofmaler in Neu-Strelitz. 2.
3. **Johann Heinrich Wilhelm Tischbein**, 1751—1829, Maler, Akademiedirektor in Neapel, † in Eutin, „der Neapolitaner". 3.
   Kinder: 5 Töchter und 1 Sohn Peter, die zusammen etwa 200 Nachkommen haben, s. u. Tochter Susanna ∞ Strack, VIII 2 b.
4. Heinrich Jakob Tischbein, 1760—1803, Maler in Frankfurt. 4.
5. Johanna Tischbein, † 1800, ∞ mit dem (Pferde-) Maler Johann Georg Pforr. 5.
   Sohn: Franz Pforr, 1788—1812, Historienmaler. 6.

II. Christiane Luise Tischbein, ∞ mit Lehrer Geldmacher.
   Sohn: Dekorationsmaler Geldmacher in Cassel, † 1780 in Verona. 7.

III. Johann Valentin Tischbein, 1715—1768, Hofmaler in Hildburghausen. Zweimal vermählt. 8.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kinder:

9. Aus zweiter Ehe: eine Tochter, Luise Tischbein ∞ Wolf, 1766—1840, Kunststickerin und Malerin.

Aus erster Ehe:

10. 1. Ludwig Philipp Tischbein, Maler und Architekt in St. Petersburg, 1743—1806.

11. 2. **Johann Friedrich August Tischbein,** 1750—1812, Akademiedirektor in Leipzig, ∞ 1783 mit Sophie Müller, 1762 bis 1840.

Kinder:

12. a) Caroline Tischbein, 1783—1842, Malerin, ∞ 1806 mit dem Historiker und Orientalisten Friedrich Wilken in Heidelberg, später in Berlin, 1777—1840.

Kinder:

α) Sophie Wilken, 1807—1882, ∞ mit Geh. Oberregierungsrat im Preußischen Kultusministerium Moritz Pinder, 1807—1871.

Kinder:

1. Anna Clementine Pinder, ∞ mit Professor der Rechte Johannes Merkel in Halle.

Sohn:

P. M. Johannes Merkel, Professor der Rechte in Göttingen († 1909). 4 Kinder.

13. 2. Dr. Eduard Pinder, † 1890, Museumsdirektor in Cassel. Zweimal vermählt. Erste Ehe: 4 Kinder, 18 Enkel; zweite Ehe 1877 mit Lisbeth Kunze, s. u. unter Nr. III 2 b).

Sohn:

14. Dr. Wilhelm Pinder, o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, ∞ mit Ernestine Stenzel. 3 Kinder: Hilde, Wolfgang, Eberhard.

β) Friedrich Franz Anton Wilken, 1811—1883, Geh. Regierungsrat, ∞ mit Mathilde Schaffrinski, † 1915 in Cassel.

γ) Sulpiz Wilken, Hofgärtner in Paretz. 2 Kinder: Klara und Friedrich Karl.

δ) Elisabeth Wilken, ∞ mit Edm. von Pochhammer, Dr. med., Hofarzt in Potsdam.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

b) Elisabeth (Betty) Tischbein, ∞ mit Kaufmann Wilhelm Kunze; 3 Kinder, 3 Enkel (darunter Lisbeth Kunze, ∞ mit Museumsdirektor Dr. Eduard Pinder, s. o. III 2 a, α 2), 1 Urenkel, Rechtsanwalt Günther Kunze, Leipzig.

c) Karl Wilhelm Tischbein, 1797—1855, Hofmaler, Historienmaler in Bückeburg, unvermählt. 15.

IV. Johann Tischbein, 1717—1757, Universitätsmechaniker in Marburg.

Söhne:

1. Christian Wilhelm Tischbein, 1753—1824, Maler und Architekt in Schmiedeberg. 16.

Sohn:

Wilhelm Eduard Tischbein, 1791—18.., Maler in Hanau. 17.

2. Georg Heinrich Tischbein, * 1755 — nach 1797, Kupferstecher in Bremen. 18.

Kinder:

a) Margarete Tischbein, ∞ mit Bildhauer Bossel in Bremen. 19.

b) Luise Tischbein, ∞ mit Bildhauer Reichel in Braunschweig. 20.

V. Johann Anton Tischbein, 1720—1784, Maler in Hamburg, 5 Kinder. 21.

VI. **Johann Heinrich Tischbein der Ältere,** 1722—1789, Maler, Akademiedirektor in Cassel, zweimal vermählt, 1. mit Marie Robert, 2. deren Schwester Marianne Pernette Robert. 22.

Kinder:

1. Caroline Tischbein, (Miniatur-) Malerin, ∞ mit David von Apell, Intendant und Komponist (Pseud. Capelli) in Cassel, 1754 bis 1833 (erste Ehe). 23.

2. Friederike Tischbein, ∞ mit Pfarrer an der reformierten Oberneustädter Kirche und Prof. philos. am Carolinum Joh. Friedrich Klingender in Cassel (erste Ehe?).

VII. Johann Jakob Tischbein, 1725—1791, Maler in Lübeck. 24.

Kinder:

1. August Albert Christian Tischbein, * 1758, † nach 1803, Maler in Rostock. 25.

Sohn:

August Tischbein, 1805—1855, Maler in Triest. 26.

2. Sophie Tischbein, Blumenmalerin, ∞ mit Konsistorialrat Röntgen in Esens (Hannover). 27.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sohn:

28. J. H. K. Röntgen, Wappen- und Porzellanmaler in Berlin.

Dessen Tochter:

29. Antonie Röntgen, * 1817, Blumenmalerin.

3. Magdalene Tischbein, ∞ mit Ludwig Phil. Strack, Hofmaler in Oldenburg (s. u. VIII 2).

30. 4. Wilhelmine Tischbein, ∞ mit Maler Nikolaus Heinrich Petersen in Berlin († 1818).

VIII. Luise Margarete Tischbein, * 1727, ∞ mit Klosterbäcker Strack in Haina.

Kinder:

31. 1. Anton Wilhelm Strack, * 1758. Hofmaler in Bückeburg.

Sohn:

32. Joh. Heinrich Strack, 1806—1880, Oberhofbaurat in Berlin.

33. 2. Ludwig Philipp Strack, 1761—1836, Hofmaler in Oldenburg, ∞ mit Magdalene Tischbein (s. o. VII 3).

Kinder:

34. a) Helene Strack, 1798—1853, Blumenmalerin in Oldenburg.

35. b) Heinrich Strack, 1801—18.., Architekt in Oldenburg, ∞ mit Susanna Tischbein, Tochter von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, dem Neapolitaner (s. o. I 3).

Sohn:

36. Heinrich Strack, 1841—1912, Architekt, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg.

37. c) Ludwig Strack, * 1806, Porträtmaler in Oldenburg.

38. 3. Anton Heinrich Strack, 1764—1802, Maler, gefallen im Veltlin.

39. IX. Anton Wilhelm Tischbein, 1730—1804, Hofmaler in Hanau.

Sohn:

40. Heinrich Wilhelm Tischbein, * 1779, Maler, Lehrer an der Kunstakademie in Hanau.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Anhang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# I.

## Das Bildnis Friederikens, „Prinzeß Louis von Preußen" (nicht „Kronprinzeß Louise")

Auf der Berliner Kunstausstellung 1896 erregte ein damals anscheinend zum erstenmal bekanntgegebenes schönes ovales Frauenbildnis in altem Rahmen mit der Jahreszahl 1796 Aufsehen, das im Katalog bezeichnet ist als „Tischbein, Königin Luise als Kronprinzessin" und sich heute im Hohenzollernmuseum in Berlin befindet.

Der photographische Verlag von Franz Hanfstängl in München erwarb das Recht der Wiedergabe und stellte es in sechs verschiedenen Ausgaben her, und zwar mit der Bezeichnung „C. Tischbein". Der Verleger wählte diese deshalb, weil ein ovaler kleiner Stich der Münchener Kupferstichsammlung von 5 cm Höhe, der ihm Ähnlichkeit mit dem Bilde zu haben schien, bezeichnet ist: „Caroline Tischbein del."; er trägt auch die Unterschrift „Louise". Die Ähnlichkeit konnte der Herausgeber freilich nicht finden, und wenn Caroline die dem Stich zugrunde liegende Zeichnung wirklich nach jenem Bilde oder nach einer Studie ihres Vaters oder einer Vorübung dazu gemacht haben sollte, so ist ihre Arbeit mehr als mäßig gewesen.

Vom Herausgeber unterrichtet, daß jene Bezeichnung seiner Photographie nicht zutreffe, der Maler vielmehr Friedrich August Tischbein und die Dargestellte nicht die „Kronprinzeß Louise", sondern die „Prinzeß Louis" sei, druckte Herr Hanfstängl fortab auch den richtigen Malernamen auf, nicht aber den richtigen der Dargestellten, sondern beruhigte sich bei jener Angabe der Berliner Ausstellungsbehörde.

Aber das Bild stellt in der Tat gar nicht die „Kronprinzessin Louise", sondern die „Prinzeß Louis" dar, ihre zwei Jahre jüngere Schwester Friederike, geb. am 2. März 1778 als Prinzeß von Mecklenburg-Strelitz, 1793 wenig glückliche Gemahlin des Prinzen Louis von Preußen, Bruders des Kronprinzen; zwei Jahre nach dessen frühem Tode (am 28. Dezember 1796) wurde sie die Gemahlin des Fürsten Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, der 1814 starb, und 1815 Gemahlin von Ernst August, Herzog von Cumberland, mit dem sie 1837 den Königsthron von Hannover bestieg. Ihr wechselvolles, mit dem ihrer Schwester Luise eng verflochtenes Leben endete so 1841 im Alten Palais ihrer Geburtsstadt Hannover, und zwar in demselben Zimmer, in dem jene geboren war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schön und überaus anmutig waren ja beide Schwestern; welche es in höherem Maße war, darüber waren und sind die Stimmen geteilt[1]. Kein Wunder, daß König Friedrich Wilhelm II., der sich auf solche Dinge verstand, nach dem ersten Zusammentreffen mit ihnen schrieb: „Als ich die beiden Engel zum ersten Male sah, war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war." Er wünschte sofort, daß seine beiden Söhne sich in sie verlieben — was auch sofort geschah — und sich mit ihnen verloben sollten, was nach vier Tagen, am 19. März 1793, geschah, worauf auch noch selbigen Jahres innerhalb dreier Tage, am 24. und am 26. Dezember 1793, die Vermählung beider Paare stattfand.

Ähnlich waren sich beide im Alter so nahestehenden Schwestern auch sehr, und dies macht die Frage, welche von beiden auf unserem Bilde dargestellt sei, nicht eben leichter, obwohl von beiden, besonders aber von der Königin, eine Menge recht verschiedener Bilder vorhanden ist.

Eine Entscheidung darüber hätte 1897 erfolgen sollen. Denn als damals das Bild in der Ausstellung, welche die Kaiserin Friedrich, seine Eigentümerin, in ihrem Schlosse in Cronberg veranstalten ließ, wieder als das Luisens erschien, teilte der Herausgeber die Sachlage ihrem Hofmarschallamte mit. Dieses hat aber keinen Anlaß zu einer Feststellung daraus entnommen, so daß sich seitdem tausend Zimmerwände in Deutschland mit dem so anziehenden Bilde schmückten, dessen Besitzer in ihm die Züge der geliebten Königin zu sehen vermeinten. Auch die Kritik ist der Hanfstänglschen Bezeichnung gefolgt, so R. Muther in einer Berliner Zeitung vom 24. Mai 1906. Nach jahrzehntelanger Aufmerksamkeit auf alle Bilder beider Schwestern spricht nun der Herausgeber seine feste Überzeugung aus, daß das fragliche schöne Bild nicht die Kronprinzessin Luise, sondern ihre Schwester Friederike, „Prinzessin Louis", darstelle.

Zunächst ergibt sich nämlich aus dem sorgfältigen Verzeichnis von Tischbeins Bildern, verfaßt von seinem Enkel, dem Sohn Carolinens, dem Geheimen

---

[1] Der Dichter August Graf von Platen, der mit Friederikens gleichnamigem Töchterchen, der späteren Herzogin von Anhalt, in Ansbach gespielt hat, nennt sie auch eine der lange blühenden blonden Schönheiten. Und wie Tischbeins Bild der „Prinzeß Louis" wohl seine schönste Leistung in der Darstellung der Frauenschönheit ist, so ist, wie Paul Seidel mit Recht meint, auch ihre Büste von Schadow (Hohenz. Jahrb. 1905, S. 118, Tischbeins Bild S. 116) „eine der reizendsten und vollendetsten Frauenbüsten aller Zeiten". — Doch war sie nicht bloß unbestritten schön, sondern auch gütig und gemütvoll, eine liebenswürdige Natur, wie ihr unter anderem auch der noch immer nicht nach Verdienst gewürdigte General Joseph Maria von Radowitz bezeugt, der zwar viel von ihr bemüht ward, aber mit seiner Frau ihren Tod als tiefschmerzlichen Verlust für sie beide empfand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Regierungsrat Friedrich Franz Wilken, dem nicht nur in der von seinem Vater geleiteten Berliner Kgl. Bibliothek alle gedruckten Quellen zugänglich waren, sondern auch von seiner erst 1840 verstorbenen Großmutter und seiner 1842 verstorbenen Mutter aus ihrer persönlichen Kenntnis und Erinnerung von diesen Dingen genaue Auskünfte zuteil wurden, daß sein Großvater die Kronprinzessin nur zweimal, und zwar in ganzer Figur, allein, gemalt hat; das erste Bild von ihr mißlang[1] (nach zwei Briefen von Tischbein selbst an Bertuch und an Böttiger, s. S. 81) und wurde beiseitegestellt; nach Vollendung des zweiten, das allgemeinen und seinen eigenen vollen Beifall fand — das letztere geschah nicht sehr oft — und das schönste Bild der Kronprinzessinnenzeit ist (bei Bailleu, Königin Luise, S. 120 und Hohenzollern-Jahrbuch 1905 vor S. 117), wurde auch das erste wieder vorgenommen und gelang jetzt auch so, daß es der Künstler der Königin Witwe Elisabeth Christine, der Witwe Friedrichs des Großen, der es sehr gefallen hatte, selbst überbrachte. Wo es sich befindet, war nicht festzustellen. Ein drittes Mal hatte er Luise aber zusammen mit Friederike ebenfalls in ganzer Figur gemalt, ähnlich dem schönen Schadowschen Bildwerke, mit dem übrigens ein Zusammenhang nicht besteht; abgebildet ist das Gemälde im Hohenzollern-Jahrbuch 1904, S. XII; wo es selbst zurzeit ist — wahrscheinlich in Bayern —, ist mir bisher nicht gelungen festzustellen; doch ist es bekannt durch zwei Stiche, einen von Bartolozzi und einen — farbigen — von Schiavonetti (einen ovalen Ausschnitt aus ihm, Zeichnung in Berliner Privatbesitz, s. bei Bailleu, S. 72, und Hohenzollern-Jahrbuch 1905, S. 121). Ein ovales Einzelbild Luisens von Tischbeins Hand hat Wilken nicht verzeichnet — das unserige (s. Tafel 7), aus Dessau uns zugekommene, ist daher nur ein Nachbild (Kopie) von oder ein Vorbild (Studie) zu einem der beiden genannten Figurenbilder; zu welchem, ist zurzeit nicht zu entscheiden, solange das im Besitz der Königin Witwe befindliche nicht wiedergefunden ist. Solche Nachbilder der Berliner Fürstenporträts brachte er mit, wie er selbst schreibt (s. o. S. 82), könnte aber auch für den Fürsten von Dessau, in dessen Residenz er das erste jener zwei Figurenbilder erst fertiggestellt hat, noch weitere gefertigt haben.

Wohl aber verzeichnet Wilken

„Ein Brustbild der Prinzeß Louis in Medaillon.“

Dies ist das fragliche Bild in Monbijou! Denn ein zweites dieser Art, das ihm zugetraut werden könnte, ist bisher nirgends aufgetaucht[2].

[1] Die Gründe s. o. S. 81.

[2] Das erste der drei im Besitze S. H. des Herzogs von Anhalt befindlichen Brustbilder Friederikens ist, in Pastell wiederholt, dasselbe wie das Berliner; das zweite,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was sodann die Beschaffenheit des Bildes anlangt, so ist es in den Doppelbildnissen der Schwestern immer der jüngeren, kleineren ähnlicher als der majestätischen älteren; so bei Schadows Doppelstatue (auch dessen Einzelbüste gleicht ihr, bei Bailleu S. 118), bei denen Tischbeins selbst, bei dem von Weitsch (Hohenzollern-Jahrbuch 1905, S. 108). Auch das Einzelbildnis Friederikens von Tischbein im Besitze des Grafen Wintzingerode, Hohenzollern-Jahrbuch 1905, S. 319, ist dem fraglichen ähnlich.

Insbesondere findet sich die leicht eingebogene Nase Friederikens (s. ihr ausgesprochenes Stumpfnäschen, Hohenzollern-Jahrbuch 1905, Tafel I) — gegenüber der mindestens geraden, auf manchen Bildern deutlich, an der Totenmaske unverkennbar etwas ausgebogenen der Königin — auch auf dreien ihrer Bilder im Besitz S. K. H. des Herzogs von Cumberland (eins davon bei Lonke, Königin Luise, S. 27), sowie zweien im Schlosse zu Braunfels, die mir sämtlich vorgelegen haben.

Der Gesamteindruck des Bildes kommt auch überein mit dem von vier Bildern Friederikens im Kgl. Schloß, im Fürstenhause und im Familienmuseum des hannöverschen Königshauses, während zwei andere der Königin daselbst abweichende Gesichtsbildung aufweisen. Namentlich trägt noch ein Bild Friederikens (in ihren Zimmern in Hannover) von 1815 (Seitenstück zu dem des Herzogs von Cumberland) die kindlichen Züge von Tischbeins Porträt.

Was weiter den Ausdruck des Antlitzes betrifft, so deutet das zwar sehr hübsche, aber nicht gerade bedeutende Gesicht („Gesichtchen", R. Muther a. a. O.) durchaus nicht auf die „ernste, sinnende, hoheitsvolle Seele" der Königin, die auf fast allen ihren Bildern sonst erscheint, namentlich gehört ihr nimmermehr der etwas leichte Ausdruck an, das Sinnliche der schwellenden Lippen, auch der Augen, mit denen die Achtzehnjährige mit dem runden Gesichtchen fast noch eines Kindes — obwohl sie selbst ein halbes Jahr später schon dem dritten Kinde das Leben gab — den Betrachter vergnügt ansieht, überhaupt nicht das Bestrickende der Züge und der Miene. Wohl aber bezeichnen diese gerade die leichtlebige Art der Frau, die vier Bräutigame gehabt hat, von denen drei ihre Gatten wurden — der vierte, der Herzog von Cambridge, verließ sie kurz vor der Hochzeit —, und sich durch ihre etwas leichte Art selbst am meisten geschädigt hat.

---

fast völlig von vorn gesehen, stellt sie mit ernsterem Antlitz, nur in ihrer ganzen Lockenpracht dar und ist dem ersten vollkommen ähnlich. Das dritte zeigt sie in einem turbanähnlichen Kopfschmuck, ernstblickend, ganz von vorn (die linke Schulter sogar etwas zurückgenommen), und ist zwar jenen dreien ähnlich, aber auch unserm Bilde Luisens nicht unähnlich.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch von anderer, von diesem Zwiespalt gar nicht berührter Seite ist mir das Bewußtsein von der Unrichtigkeit der bisherigen Bezeichnung ganz von selbst ausgesprochen worden, mag es durch einen Rest richtiger mündlicher Überlieferung entstanden sein oder durch die Wahrnehmung, daß die Züge der Dargestellten mit denen der wirklichen Luisenbilder Besitzern und Betrachtern des Bildes nicht zusammenzustimmen schienen.

Was mir ebenfalls von besonderer Bedeutung für die Entscheidung zu sein scheint, ist die Tatsache, daß das fürstliche Haus von Solms-Braunfels das Bild von jeher als das seiner Stamm-Mutter angesehen hat, während es dem cumberländischen Hause allerdings in den letzten Jahrzehnten als solches nicht bewußt gewesen ist.

Auch daß die Dessauer drei Bilder, von denen eins von dem in Monbijou befindlichen nur am Gürtel zu unterscheiden, das zweite als das Bild derselben Person nicht zu verkennen ist, als solche Friederikens in den Besitzstandslisten verzeichnet stehen, sehe ich als weiteren Beleg für die Richtigkeit meiner Ansicht an[1].

Übrigens vertritt diese auch durchaus der Kunstmaler Herr Oskar Wichtendal in Hannover, Konservator des Vereins für öffentliche Kunstsammlung, der, mit der Katalogisierung des Kunstbesitzes des braunschweig-lüneburgischen Gesamthauses beschäftigt, eine langjährige Vertrautheit auch mit allen Bildern desselben besitzt.

Schließlich ist zu berücksichtigen, wie leicht die Bezeichnungen „Kronprinzessin Louise“ und „Prinzeß Louis“ miteinander zu verwechseln waren.

[1] Die Bedeutung Friederikens für Dessau liegt darin, daß ihre Tochter Friederike, Prinzeß von Preußen (1796—1850), Gemahlin des (Sohnes des Erbprinzen) Herzogs Leopold Friedrich (geb. 1794, reg. 1817—1871) ward. So wußte man dort bei Anfertigung der Listen gewiß, wen man vor sich hatte!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## II.

# Brief von Sophie Tischbein geb. Müller an ihre Tochter Caroline Wilken über die Schlacht bei Leipzig

### Vorbemerkung

Der nachfolgende Brief ist bisher zweimal gedruckt, einmal vollständig, einmal bearbeitet, wird aber hier zum erstenmal völlig unverändert wiedergegeben.

Die Stelle, von der aus die Schreiberin mit ihrer Familie die von ihr erzählten Vorgänge beobachtete, war das Kunzesche Doppelhaus in der Klostergasse nahe dem Markt, Nr. 167 (nach Hommaeus' Stadtplan 1799, später Nr. 11); es ist etwa im Jahre 1900 verschwunden. Die Familie bewohnte das Hinterhaus nach der „Allee" zu, der jetzigen „Promenade", im Westen der Altstadt.

Deren Ummauerung mit ihren vier Haupttoren und einer Anzahl von Pförtchen ist auch längst abgebrochen. Auf den sie umgebenden freien Umgang, den „Zwinger", gelangte man aus dem Kunzeschen Hause durch eine Kellertüre.

Sophiens Bericht über die Vorgänge in der Stadt während der Schlacht ist der einzige, der von einer Frau herrührt — die Pfarrerstochter Auguste Vater hat ihre trefflich erzählten Beobachtungen (in Reclams Universalbibliothek Nr. 5526, S. 13—76) in dem Dorfe Seifertshain gemacht; sachlich ebenfalls weit wertvoller als Sophiens Brief ist die Schrift ihres wackeren (auch von Goethe geschätzten) Freundes, des Kunstgelehrten und Schriftstellers Friedrich Rochlitz, „Tage der Gefahr" (Neudruck 1911, 71 Seiten), sowie die des Leipziger Bürgers N. Hussel (Neudruck 1896).

Aber Sophiens Brief zeigt fast wie ein Porträt die anziehende Eigenart der seltenen Frau, ihr ganzes sonniges Gemüt und ihren heiteren, allen Ereignissen gewachsenen Sinn, durch den sie ihrem Gatten und ihren Kindern so viel gewesen ist.

*

Leipzig den 19ten Novemb. 1813.

Nun so hoffe ich doch mein liebes Kind das Du schon einige Briefe von mir erhalten hast! und wünsche nun auch bald wieder etwas von Dir zu hören denn da die verbündete Armee solche Fortschritte gemacht hat läßt

sich vermuhten das Ihr auch etwas von den Kriegs Ereignißen erfahren habt, auf alle Fälle hat es nicht bedeutend und auch nicht beunruhigend sein können, erzähle mir ob Ihr Kosacken gesehen habt, diese Menschen haben mich immer sehr interessirt. Mag es werden was es will was wir erlebt haben kann Euch in keinem Fall bevorstehen, so etwas kommt nur alle hundert Jahre einmal.

Jeder Augenzeuge hat versichert das in der neueren Geschichte kein Beispiel von ähnlichen Schlachten sey als die hier um Leipzig waren und das nie so eine große Zahl von Kannonen gegeneinander gespielt haben. Drey Tage dreyfache Schlacht und eine halbe Million Menschen gegen einander, und das alles in einem Umkreiß von wenigen Stunden um die Stadt.

Da ich nicht weiß ob Du meine Briefe alle bekommen hast will ich Dir noch einmal eine kleine Beschreibung dessen machen was mir noch erinnerlich ist.

Schon 14 Tage vor der Schlacht lagen nahe bey uns Zweymalhundert-1000 Franzosen[1], verherten und verwüsteten alles. Die Lebens Mittel wurden schon sehr rahr indem nichts in die Stadt kam, lange konnte es so nicht bleiben allein die Ahndung deßen was noch geschehen mußte ehe wir befreit wurden erfüllte alle Gemühter mit Grausen.

Endlich am 15ten Oktober[2] — es war an einem Freytag — hörten wir zimmlich nahe eine Kannonade, gegen 6 Uhr wurde es still, um 10 Uhr — ich war eben zu Bet gegangen brummte es von neuem, ich richtete mich in meinem Bet auf hörte eine halbe Stunde zu, dann dachte ich aber laß kommen was will Schlief ruhig ein und um 4 Uhr Morgens hörte ich das alles im Hauß auch ruhig geschlafen hatte. Man hörte nichts mehr und genoß das Täßchen Caffe mit aller Behaglichkeit.

Um 8 uhr [16. 10.] sage ich zu Betty: was wird es doch heut werden? ich will herunter gehen und mich anziehen damit mann hübsch ist wann allenfalls die Stadt genommen wird, denn wer weiß was vor Bekante alsdann am Abend kommen. Du mußt nicht denken das es mir so Spaßich an Gemühte war, ich wollte nur durch dergleichen Scherze die Angst austreiben. —

Kaum bin ich unten in meiner Stube so geht ein so fürchterliches Krachen loß das alle Fenster Klirrten. Das hübschmachen verging mir Betty

[1] Der Schaden der nächsten 34 Dörfer um die Stadt wurde amtlich auf 3½ Millionen, der der Stadt selbst auf 3 Millionen Taler geschätzt (in einer Zeit, in der ein Brötchen 1 Pfg. kostete!).

[2] Wenn Sophie hier nicht irrig den 15. statt des 14. (wo bei Liebertwolkwitz gekämpft wurde) geschrieben hat, so hat sie die Kanonen des einzigen Gefechts vom 15. gehört, in dem Blücher von Halle aus die aus Leipzig ihm entgegenrückenden Franzosen auf die Stadt zurückwarf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lachte, ihr gefiel das Ding, sie hatte nicht die geringste Angst. Unaufhörlich brüllte der Donner der Kanonen fort, um Mittag war mann es schon gewohnt, saß gemüthlich zu Tisch und aß zwar nur, dicken Reiß mit Rindfleisch — Butter, Milch, Eyer, Gemüß usw. davon war keine Rede, Brod, kaum. Es ging so fort bis Abends um 6 Uhr dann wurde es still, da versichere ich Dich aber auch das uns allen der Kopf sehr weh tad. Der Sonntag war ruhig mann verhandelte,

am Montag [18.] wieder daßelbe Donnern, an den Lärm war ich schon gewohnt aber ich hörte sehr deutlich das die Sache uns immer näher kam, man konnte schon genau das kleine Gewehrfeuer hören, jetzt wurde mir doch nach und nach etwas schwach, frühe schon — denselben Montag nämlich — begann die französische Retirade, die Geschichte ging vom Peters Thor zum Ranstätter Thor hinauß, allso alles vor unseren Fenstern vorbey, dies war ein sellten intreßantes Schauspiel mein liebes Kind, und man konnte es den ganzen Tag recht genießen, denn obgleich die Kanonen Donner nicht aufhörten zu toben wußte man doch das die Kugeln noch nicht in die Stadt flogen. Carl[1] und Wilhelm[2] befanden sich den ganzen Tag auf dem Markt um das Neue einzusammlen, Betty und ich am Fenster, ich dachte: tob mann, tob mann. — Am Abend war es wie gewöhnlich, wieder still und für uns nichts entschieden[3] die Fenster namen aber an Intereße jeden Augenblick zu, denn kaum war es dunkel geworden so ging es an ein Fällen der großen und kleinen Bäume, alle Barrieren niedergehauen und dann Wachfeuer an Wachfeuer, die Retirade Bivuaqirte.

Dies war ein himmlischer Anblick — Es war die ganze Nacht so hell das ich in meinem Bet hätte Lesen können, wenn man zum Fenster hinaus sah konnte mann die Gesichter der am Feur liegenden Männer und Marcketenter Weiber ganz genau erkennen.

Nun kommt der 19te der Dienstag. —

Die Retirade wurde immer lebhafter. Reuterey, Fußvolck, Equipage Wagen, Kanonen, Pulver Wagen und Kutschen aller Art, alles alles drängte sich und verfuhr sich dergestalt das nichts mehr weder vor noch Rückwärts konnte, ein Jeder wollte zuerst das Thor erreichen wo mann hinauß mußte um den Weg nach Franckreich zu finden, ich sehe es ankommen das wenn die Allierten noch vor Abends in die Stadt kamen die ganze Geschichte gefangen würde.

Der Donner des groben Geschützes kam immer näher, die Kugeln flogen

---

[1] Ihr Sohn, s. o. S. 175 ff.

[2] Ihr Schwiegersohn Wilhelm Kunze, s. o. S. 170.

[3] Das heißt sie erfuhren an dem Abend die allerdings gefallene Entscheidung nicht mehr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in die Stadt, allein immer noch konnten wir das Fenster nicht verlaßen, die Neugierde war stärker als die Angst, jetzt aber gings los, eine Granate war auf dem Markt geplatzt[1], eine in ein Haus geflogen einem Kind den Arm abgeschlagen[2] und eine flog in der Lestock[3] ihr Hauß.

Weg war aller Muth, nun dachte man an Sicherheit und zu dem Ende machten wir uns mit Kind und Kegel in die Küche die tief und zimmlich außer dem Schuß liegt, die Gefahr wurde immer größer, und das Manchettenfiber blieb nicht auß. Um 10 Uhr ging ich noch einmal hinauf an das Fenster um den Kaiser zu sehen der mit seiner ganzen Suitte vorbey ritt um ebenfalls das Ranstätter Thor zu erreichen, ganz vertiefft im Nachdenken über den Wechsel der Dinge stand ich da, als auf einmal eine Kartätsche über meinen Kopf wegflog das ich sie Pfeiffen hörte, eiligst kroch ich wieder in meine Küche, dort saß ich voll Angst und erwartete jeden Augenblick das eine Kugel in das Hauß fliegen und es anzünden könnte. Um halb zwey Uhr kommt Carl und Wilhelm die immer fort an der Haußthüre gestanden hatten, in vollem Jubel Geschrey sie sind da! sie sind da! —

Die Stadt war mit Sturm genommen[4] und wir befreyt. Der Donner des groben Geschützes hörte nun auf allein das mörderische kleine Gewehrfeuer fing an in allen Straßen waren Gefechte, im Brühl haben 1000 gegen 1000 gestanden[5] und auf einander geschoßen, um die ganze Stadt ist eine Art von Bataille gewesen so auch in allen Gärten, denn da die Brücke am Ranstätter Thor wie man sagt zu früh niedergebrannt worden ist wollten die zurückgebliebenen Franzosen sich durch die Gärten retten und wurden da eingeholt, Du errinnerst Dir wohl noch den Richterschen Garten[6] hier gleich

[1] Es fielen etwa 1000 Vollkugeln in die Stadt; Blücher verbot alsbald die begonnene Beschießung mit Granaten.

[2] Davon erzählt auch Rochlitz S. 36: „ein (Granat-) Stück reißt einem kleinen Kinde auf dem Mutterschoß ein Armchen ab. Die Mutter schreit und jammert überlaut. Der kleine Engel aber sagt: ‚Gute Mutter, weine nicht, es wächst mir ein anderes, nicht wahr, Vater?' Hat je ein Dichter so mit einem leisen Griffe alle Saiten der Menschenseele erbeben gemacht? Gott rief bald darauf den kleinen Engel dahin ab, wohin er gehörte."

[3] Lestocq? L'Estocq?

[4] Nicht der Major Friccius, dem das Denkmal gesetzt ist, sondern der Major von Mirbach drang von Osten her zuerst in die Stadt ein (s. E. Bachmann, Schr. d. Ver. f. Gesch. Leipzigs, Bd. 6, 155—194).

[5] Der Brühl, die nördlichste Straße der alten Stadt, ist irrig genannt statt des Fleischerplatzes, in den jener im Westen einmündet. Dort stießen die alle nach dem Ranstädter Tor im Nordwesten fliehenden Franzosen auf die von drei Seiten dahin vordrängenden Verbündeten.

[6] Er gehörte 1814 dem Bankherrn Reichenbach, s. o. S. 104 und 197. Auch Napoleon floh durch ihn.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an der Mühle? wo im Sommer immer die Herrn Gesellschaft ist: dort haben die Todten aufgeschichtet gelegen, — die Gefangennahme der Retirade vor unserem Fenster und das Gefecht daselbst konnte man nicht mit ansehen, weil zu leicht die Flinten Kugeln die Fenster erreichen konnten, und wir uns deßwegen mehr in der Wasch und Vorrathskammer aufhalten mußten. —

Um 4 Uhr war alles still, und nun erst konnte das Menschliche Elend in seiner Größe übersehen werden. Carl und Wilhelm machten sich gleich in die Stadt und vor die Thore, die haben uns dann nachher erzählt — die Straßen und der Marckt haben voll Todten und nach Hülfe Schreyende Verwundete gelegen, dabey ein immer wärendes Einrücken der neuen Truppen, der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, der Kronprinz von Schweden, der Kaiser von Östreich mit alle ihren Umgebungen sind zu gleicher Zeit auf dem Marckt versammelt gewesen, das hätte man wohl gern gesehen, allein Frauen Zimmer konnten nicht ausgehen. —

Sowie mann vor den Kugeln sicher war machten wir uns hinauf an unsere Fenster, hier veränderte sich der Schauplatz schnell, in einem Hui waren die Wagen abgespannt, umgekehrt, außgeplündert und um die Seite gebracht so schnell das man es kaum sehen konnte, eine Menge Ochsen und Kühe welche die Franzosen noch mit sich hatten schleppen wollen liefen ungebunden herum, und wurden von dem Pöbel gehascht und fortgeschlept, alles plünderte da mit die Sandgaßen Raçe am eifrigsten, die Kosacken sahen ruhig zu wie man ihnen das Ihrige nam, denn eigentlich war es doch Beute für sie. Vieles von dem Vieh fiel in das Wasser, und ertrank. Todte Pferde und Todte Menschen lagen vor unseren Augen da, viele Bleßirte auch — Diesen ließ man doch die Kleider, die Todten aber zog mann bis auf das Hemde aus, und auch das hatte mann ihnen den anderen Tag abgenommen. Im Zwinger dicht unter unserem Fenster lagen sollche Menschen 3 Tage lang, Bleßirte lagen auch da deren Gewimmer mann die ganze Nacht durch hörte und doch nicht helfen konnte, sie schrieen am Abend nach Waßer, wo den Carl noch um 9 Uhr hinunter ging mit Wein und einem großen Topf voll Waßer trug die Elenden unter ein sich in der Nähe befindendes Obdach setzte das Waßer neben sie hin und mußte sie so ihrem Schicksal überlassen, es waren ihrer drey, am Abend des anderen Tages hat man sie tod gefunden, das war nur Kleinigkeit, denn so haben sie zu hunderten 3 Tage lang in den Straßen und vor den Thoren gelegen, bey der großen Menge ist ein schnelles Fortschaffen der Todten und Bleßirten nicht möglich gewesen.

Denk Dir nur das wir hier 3 Tage nach der Schlacht 36 tausend Ver-

wundete und Kranke[1] gehabt haben, ist das nicht schrecklich? Ihr Kinder habt mich immer außgelacht wenn ich behaubtete die Thiere hätten es auf dieser Welt beßer als die Menschen, mein liebes Carolinchen so lange die Wellt steht, war gewiß unter dem lieben Vie kein sollches Elend als seyd einem Jahr unter den Menschen ist. Die schrecklichen Scenen der Tage vom 19ten bis zum 23ten habe ich gar nicht gesehen, denn ich bin erst den 9ten Tag nach der Schlacht zum erstenmal aus meinem Hauß gegangen, wenn ich aber überlege was seyd dem Feber 1813 bis heutt meine Augen von gräßlichem Elend gesehen haben, dann schaudert mir die Haut. Jetzt ist zwar alles wieder in Ordnung Die Lust zum Spazieren gehen aber ist einem auf lange Zeit verdorben. — Keine Barriere mehr um die ganze Stadt, der Weg auf der Allee wie der schlechteste Fuhrweg, die Gräben voll Pferdekaldaunen, das Waßer voll Unrat, auf jedem Fußtritt alte Lumpen, alte Binden, Scharpie usw. Ach Gott wie ist es doch so gar schwehr über uns gekommen! wie so ganz anders war es in Leipzig vor 10 Jahren! —

Es wird für uns noch lange traurig sein, denn die Theurung nimmt sehr zu, und wo im Frühjahr Lebens Mittel herkommen sollen weiß Gott. Die Viesеuche fängt auch hier an, was denn zu machen ist begreife ich nicht, da hört Milch, Butter und Rindfleisch auf es wird mir brühsiedend heiß wenn ich nachdenke, und doch ist einem viel wohler zu Muthe als früher, das Herz ist leicht, man fühlt sich nicht mehr gedrückt. Es mußte so kommen, hätte es der Herr gnädiger gegeben freylich wäre es beßer gewesen, wir wollen es aber mit Muth und Geduld ertragen.

Du wirst wahrscheinlich dort hören das hier die Pest ist, das Leipzig vermaurt ist u. s. w. — Denn dies Märchen hat mann in Halle verbreitet, so schlimm ist es nicht, indeßen wühten die Nervenfiber arg das ist wahr, entlaufen kan mann ihnen nicht denn es herscht auf dem Land wie in der Stadt, mann muß sich Gott vertrauen. Wir sind alle sehr wohl Räucherten brav, leben recht Diät und fürchten uns nicht das ist die Haubtsache. In den Lazaretten Sterben alle Woche zweytausend Menschen, Bürger in der Stadt und Vor Städten alle Woche hundert und 30— bis 140, sonst nur die Woche 30 wenn es arg kam. Es sind viele Bekante gestorben doch keine die dich besonders interesiren. Die Emilie Geler[2] liegt sehr schlecht, doch noch nicht ohne Hoffnung.

---

[1] Die Stadt hatte nur 30000 Einwohner! Rochlitz, E. M. Arndt, Seyffert (Völkerschlacht bei Leipzig) geben bloß 30000 Kranke und Verwundete an; sie lagen in 49 Lazaretten!

[2] Wohl eine Tochter des kunstliebenden Hofrats J. Aug. O. Gehler (1762 bis 1822).

Carl ist noch hier auch dencke ich ihn bis Weynachten hier zu behalten, denn in Dreßden soll es schrecklich aussehen, die Kranckheiten noch ärger wühten als hier, und die Menschen nichts zu Leben haben[1]. Ich habe meine Noth mit dem Jungen er mögte den Zug so gern mitmachen hätte er stadt 16 Jahr 18, ich würde es zufrieden sein, so aber ist er noch zu jung und nicht Kräfftig genung, der Auffruf zur Landwehr ist von 18 Jahren, sollte es aber künfftigen Herbst noch nicht Friede sein da soll er Soldat werden in Gottes Namen, jetzt ist es eine andere Sache. — Noch muß ich Dir etwas erzählen was sich ereignete in den Schreckenstagen. —

Ein Sohn von der Lodowizi[2] meiner Schwester in Caßel, kam im Sommer zu uns, er war Haubtmann in westfälischen Diensten, ein junger Mensch von 23 Jahren. Es war der erste Feldzug den der junge Herr mitmachte, meinte nun es wäre ein großes Zucker Essen, strich das schön gewachsene Schnurbärtchen, klopfte säuberlich fein offt jedes Stäubchen von der knappen schönen Uniform sprach immer von seinen Leuten — (er hatte noch nicht lange eine eigene Compagnie) und sagte: liebe Tante ohne Orden komme ich nun ganz gewiß nicht wieder, wovor wäre ich denn Soldat? nein einen Orden muß ich wenigstens haben. — Meine Antwort war jedesmal: guter Junge bringe nur Arm und Beine mit ob einen Orden oder nicht das ist mir einerley. — Voll Lust und Leben ging er früh Morgens in die Stadt und siehda es waren von seinen Leuten in der einen Nacht gleich 7 desertirt, der Fall war schrecklich, zum Rasend werden — Ich dachte: es wird noch beßer kommen.

8 Tage vor der Schlacht kam er hier durch, war einige Stunden nur bey uns. Das Röckchen sah verzweifelt schmutzig aus, von meinen Leuten waren noch verschidentliche davon gelauffen, vom Orden war nicht mehr die Rede, mann hatte Pulver gerochen und gesehen das Kugeln treffen können — indeßen war er noch gesund und unbeschädigt. Dafür danckte ich Gott und sah ihn mit schwerem Herzen abziehen, wir hörten nichts von ihm, den Tag nach dem Einzug der Allirten kommt Nachmitags um zwey Uhr Grebener und Fleischman[3], zwey würtenberger Offiziers die bey uns wohnten in

[1] Marschall St. Cyr hielt mit 36000 Mann die Stadt bis zum 14. November. Sie zählte 50000 Einwohner, hatte aber 50000 Mann Einquartierung! Täglich fand man 20 Verhungerte auf den Straßen. Man aß Hunde und Katzen und noch Ekleres; zu Hunderten waren die Typhusleichen aufgeschichtet; 21000 Franzosen lagen auf den Friedhöfen, 50000 waren in der Umgegend verscharrt.

[2] Louis Ludovici (s. o. S. 15 und 76), geb. 1790, seit 12. Februar 1813 Kapitän im westfälischen 1. Bataillon leichte Infanterie, ward schon 1814 nach dem Feldzug von Hessen verabschiedet.

[3] Die württembergischen Oberleutnants Grebener und von Fleischmann im 4. Kavallerie-Regiment waren, zur französischen Besatzung Leipzigs gehörig, seit

das Zimmer, sie sahen etwas erschrocken aus und Grebner sagte: Mutter draußen ist ein außgeplünderter Verwanter, er will nicht herein kommen, ich begriff nichts davon ging aber doch hinauß, und was sehen meine Augen? Lui der gute Junge, der stolze Capitain standt, an die Treppe gelehnt ohne Schuh und Strümpfe, kein Hemd keine Halßbinde, kaum ein par Hosen und einen alten Baur-Rock zum Erbarmen. Die Kosacken hatten ihn rein außgeplündert, und so hatte er müßen von Lützen[1] her lauffen. Liebe Caroline es war ein Herzzerreißender Anblick, ich stand wie versteinert. Weinen konte ich nicht — die arme Betty zerfloß fast in Trähnen. Was war zu tun! Es wurde in aller Schnelligkeit Waßer und ein enger Kamm herbey geschafft, dann Wäsche und Kleider vom Wilhelm, und seine Garderobe mit einer Feurzange angefaßt und in den Hoff geworfen, dann wurde Caffe gekocht und nachdem wir so alle am Tisch zusammen saßen ein jeder sein Täßchen in der Hand mußten wir Lachen, ja Caroline wir Lachten der junge Capitain aber auch, und — Gott verzey mir meine Sünde! — mir kamen die unglücklichen Orden wieder in den Sinn, ich hütete mich aber wohl sie zu erwähnen, machte aber noch offt im stillen Geist meine Bemerkungen über der Menschen Hoffen und Wünschen. Vor 8 Tagen ist er abgereißt zu seinen Eltern nach Caßel.

Unser Haus war voll wie ein Ey. Die würtenberger schliefen in meiner Stube, Carl und ich in einer kleinen Kammer, Lui der Ordensmann, in Kunzens Wohnstube auf dem Kannapee, und den Tag da uns die würtenberger verließen bekamen wir zwey schwedische Offiziers nebst zwey Bedienten zur Einquartirung. Die Herrn schliefen in meiner Stube und die Bedienten auf dem Vorsaal auf Stroh Säcken, dazu nun nichts zu Eßen als Erdäpfel mit Saltz oder dicken Reiß mit etwas schlechtem Rindfleisch, Brod kaum, nur kleine Portionen, die wir so hin und wieder von Freunden geschenkt bekamen. —

Der älteste Prinz von Oldenburg[2] kam gleich den Tag nach der Schlacht zu uns, er war drey Tage hier und brachte alle drey Abende bey uns zu, er hätte gern nach alter Schloßweise, eine Tasse Teh und Butterbrod mit uns genoßen, aber wir hatten weder Milch noch Butter, dies gab uns zu Lachen, den letzten Abend endlich konten wir doch Teh machen, wir hatten Milch.—

---

Wochen bei Kunzes einquartiert. Da ihre Landsleute während der Schlacht zu den Verbündeten übergegangen waren, so konnten beide zunächst in der Stadt bleiben. Die Verbindung mit ihren Quartiergebern wurde noch jahrelang von ihnen aufrechterhalten.

[1] Es waren drei Stunden Wegs.

[2] Es war der spätere Großherzog Friedrich August (regierte 1829—1858) s. o. S. 148.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Nachbar hatte eine Kuh im Rummel[1] gestohlen, um solche vor den Kosacken zu verwahren hatte er sie in unser Wasch Hauß versteckt, mir kam auf einmal der Gedanke, das Best könte Milch haben und schickte die Sophie runter Zum Melcken, sie brachte uns einen großen Topf voll Milch, dies geschahe nun alle Morgen in der Frühe, und die Frau Nachbarin mag sich wohl gewundert haben warum das Tiehr keine Milch gehabt hat. Der Prinz hat sich Königlich über diesen kleinen Diebstahl divertirt. So gab es wirklich bey allem Elend immer nochwas zu Lachen. —

Das war noch eine gute Zeit — jetzt ist Elend, theure Zeit, Vieseuche, beynah Pest und nichts zu Lachen. —

Vor heut meine liebe Caroline hast Du nun wohl genung zu Lesen? ich habe das Schreiben auch sat. Du wirst vieles von den Schreckens Tagen gedruckt Lesen, glaube immerhin alles, denn an diesen Tagen war nichts so gräßlich was sich nicht hier ereignet hätte. Auf dem Kirchhof sind diese Dinge vorgefallen wovor die Menschheit schaudert, die unser eins aber nicht beschreiben mag[2]. Am 18. brannten um Leipzig herum — Abends — 14 Dörfer mann hat dies von unseren Boden mit ansehen können, ich hatte nicht Lust es mit anzusehen. —

Die Limb(urger) ist noch in Weymar wird auch wohl den Winter dort bleiben, er kommt bald wieder[3].

Betty grüßt dich herzlich, auch Wilhelm und Carl. Grüße mir Thi(bauts)[4] und Mays bestens, auch Deinen lieben Mann und die Sophie. Lebe wohl. —

Glaubst Du das diese Epistel Thi(bauts) und Mays interessiren wird so ließ sie ihnen vor, aber ich bitte mir aus das Du selbst es vorträgst, Du kennst meine Hand, und wirst die Sache gut vortragen und die fehlenden Worte zuzusetzen wißen. Sage mir gleich ob Du diesen Brief bekommen hast. —

---

[1] Das heißt im wüsten Durcheinander.

[2] Auf den Kirchhöfen wurden die Särge herausgewühlt, um als Brennholz zu dienen. Von den 15000 französischen Gefangenen waren 6000 im Johanniskirchhof eingesperrt; sie erbrachen die Grabgewölbe, warfen die Leichen aus den Särgen und krochen hinein, um sich vor der Kälte zu schützen; viele saßen, ganz vertiert, auf Leichen und Sterbenden, den Tod erwartend; andere aßen rohes Pferdefleisch, das von den aufgedunsenen Kadavern abgerissen war, und noch eklere Dinge.

[3] Seit dem 24. August 1813 war das Ehepaar (s. o. S. 157) nach dem Rhein und Süddeutschland verreist; am 27. Oktober waren sie in Weimar; Limburger selbst kam bald nach der Schlacht heim, um sich da nützlich zu machen, seine Frau mit den Kindern im Dezember.

[4] S. o. S. 159 und 165.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Personenverzeichnis

Die auf Tischbeins Bildern dargestellten Personen sind nicht hier, sondern im Bilderverzeichnis aufgeführt

d'Aghiri, Marquis 42 f.
Allard 16
Ampurger 150
Anhalt-Dessau,
Christiane Amalie, Erbprinzeß 115
Friederike, Herzogin von, geb. Prinzeß von Preußen 221
Hans Jürge, Prinz 87 96 117
Leopold Friedrich, Herzog 221
Leopold III. Friedrich Franz, Fürst 80 87 96 117
Louise, Fürstin 80
Arnim, Achim von 110 168
Artaria 81 158

Baden,
Stephanie, Großherzogin von 164
— deren Tochter 164
Baumbach, K. Frdr. von 69
Bause, Joh. Frdr. 122 125
Bayern,
Ludwig, Kronprinz von 176
Becker, Rud. Zacharias 74
Beethoven, Ludwig van 27
Behrisch, E. W. 96
Benelli, A. P. 127 f.
Bennigsen, General von 146
Bertuch, Friedr. Justin 75 84 87 89 101 f. 152
Bertuchs Familie 99 101
Bethmann, H. E. 45
— Simon Moritz von 158
Biermann, Georg 6
Biester, J. E. 82
Birkenstock, J. Melchior von 26 28
— Johanna Antonie, s. Brentano
Böhmer, Auguste 8 56 102 ff. 109 ff. 120
— Karoline s. Schlegel
— Prof. 57
— Philipp 57
Boie, H. Chr. 98 162 169
Boisserée, Sulpiz und Melchior 165
Bonnechose, Marquis de 66
de Bosch, Jeronimo 3
Bose, Louis Graf von 93
Böttiger, K. Aug. 3 74 84 f. 89
Bramigk, K. F., und Familie 93
Branconi, Franz A. S. von 93
Brentano, Bettine 27
— Clemens 27
— Franz, Kaufmann 27
— Franz, Philosoph 27
— Gundel 27
— Johanna Antonie, geb. Birkenstock 27
Bunsen, Ph. Ludw. 52 69
— Marianne, geb. Giesecken 52 69
— Karl Josias 69
Buttmann, Philipp 116

Carstens 2
Chodowiecki 2
Christian, Herzog von Pfalz-Zweibrücken 18
Coburg, Leopold Herzog von Sachsen-Coburg 25 74
Cöler, Hofkammerrat 92
Collina 24
Cornelius 2 176 177

Dalberg, Karl von 3 57 74 ff. 158
— Emmerich Joseph 78 f.
Dalwigk, von 159
Döring, Leopold von 94
Drake, Franz 69
Dubois-Crancé 57
Dufour, Bankherr 3 124 137
Dungern, von 159 f.

Eckstein, Ferd. von 72
Edlinger 2
Eichendorff, Joseph von 9
Einsiedel, Alex. von 171 f.
— Julia, s. Kunze
Elsheimer, A. 2
Erdmannsdorff, Frdr. W. von 75 80 92 122

Feder, Chr. Frdr., und Tochter 99
Ferronet, Marquise, und Tochter 71
Fiedler, J. Chr. 11
Fleischmann, Oberleutnant von 228
Forster, Georg 56
Fragonard 23
Freese, J. G. van 11
Frege, Bankherr 125 137
Frensdorf, Karl Th. 15
— Georg August 15 16 ff. 22 30 39 72
Friccius, Major 225
Friedrich, C. D. 2
Frommann, K. E. F., und Familie 104 ff. 111 113
Froriep, L. Fr. 101
Füger, Fr. H. 26 34

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gainsborough 5
Gehler, Emilie 227
Gerning, von 158
Geyser, G. W. 123
Giesecken, Marianne, s. Bunsen
Gläser, Gotthilf 166
Gleim, J. W. 118 f.
Gmelin, W. G. 176
Göckingk, L. Fr. G. von 82
Gontard, Bankherr 158
Görres, J. J. 110
Göschen, G. J. 150 171
Gotha, August Erbprinz von Sachsen-Gotha 25 74
Goethe 1 2 23 84 85 86 89 90 98 105 108 116 122
Gotter, Luise 58 83
Gracsowki 152
Graff, Anton 2 3 4 5 122 126 132 142 146 170 175
— Lina, seine Tochter 126 128
Grassi, Joseph 118 122
Grebener, Oberleutnant 228
Greuze 23
Gries, J. D. 9 105 107 111
Grighton, Arzt 142
Großmann, Fr. W. 45
Gruner 142
Gundelach 18

Haacke, Graf von 139
Hagedorn, K. L. von 122
Hamilton 24
Hanfstängl, Fr. 217
Hardenberg, Fr. von (Novalis) 103 110
Hartmann, Fr. A. 175
Hegel 110
Herder, J. G. 2 84 85 89
— Karoline 84 f.
Herz, Henriette 176
Herzlieb, Minna 105
Hessen, Landgräfin Philippe von Hessen-Cassel 82
Hessen-Darmstadt, Wilhelmine Erbprinzeß von 158
— Luise, Großherzogin von 159
Heun, Carl (Clauren) 171
Heyne, Therese 56 57
Hill, Karoline von 117
Hirt, Aloys 23
Hodges, Chr. H. 68
Hoppner 5
Huber, L. F. 56
Huch, Ricarda 58
Hufeland, G., Jurist 84 103 106 111 113
— Chr. W., Arzt 104 107
Hugo, Gustav 116
Humboldt, W. von 57
— Frau von 176

Jagemann, Karoline 87
Janssen, Johannes 58
Jeschwil, Fürst 146

Kaffka, J. Chr. 94
Karstens 150
Kaulbach, W. und Fr. 69
Kirms, Franz 86
Kleist, H. von 171
Kobold, Werner 14
Koch, Karl 6
Köhler s. Cöler 92
Körner, Chr. G. 130 132 160 170 ff.
— Minna 130
— Emma 130
— Theodor 160 170 ff.
Kotzebue, A. F. von 87
Kraus, G. M., 84 89 90
Krusenstern, A. J. von, Admiral 147 150
Kügelgen, Gerhard von 146
Kunze, Joh. Friedr. 170
— W. Fr. 141 152 222 ff.
— Betty, geb. Tischbein s. Tischbein
Kunze, Julia, verh. von Einsiedel 171 f.
Kupetzky 5
Küstner 137 142 157

Lamberg, Graf von 25
Lampi 146
Lamsdorf, von 147
Lavater, J. K. 95 98
Lehmann, Fr. A. von 95
Lessing, G. E. 4
Lieven, Dorothea Fürstin von 142 154
Limburger und Frau 142 153 157 230
Lippe, Georg Wilh. Graf von Schaumburg-Lippe 139
Loder, J. Chr. von 104 106 111 113 142 143
— Frau, geb. Richter 104
Löhr, Bankherr 125 137 142
Lorenz, cand. theol. 72
Löwenstern, von 12
Ludecus 87
Ludovici, Georg 15
— Frau 15 228
— Louis, Kapitän 228 ff.

Maltzahn, von 147
Manteuffel, Fr. D. G. von 129 132
Marcolini, von 122 133 ff.
— Frau von 134
— Fräulein von 134 f.
Matthäi (Mattei) 8 83 96 ff. 124
Matthison, Frdr. von 95 124
May, Frz. Ant. 159 165 191 230
Mengs, Raphael 2 22 f.
Mereau, E. K. 104 111
— Sophie 104
Meyer, J. H. 85 90 108
Mirbach, von, Major 225
Mitchel, J. P., und Frau 46 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Müller, Antoinette Maria 15
— August 15 37
— Fr. H. 15 35 41 49 f.
— D. M., geb. Frensdorf, seine Frau 15 37 f. 152
— Friederike, verh. Ludovici 15 228
— Sophie, verh. Tischbein, s. Tischbein
— Wilhelmine, verheiratete Schmidt 15 69
— J. Gotthard 14 17 28 29 34
— Bürgermeister von Leipzig 125
Muther, Richard 218

Nägele, F. K. 163 165 166
Nassau-Usingen
Luise, Herzogin von 159
Luise und Viktorie, Prinzessinnen 159 194
Nassau-Weilburg
Friedrich Wilhelm Fürst von 159
Henriette, Prinzeß 160
Luise Isabelle, Fürstin 160
Naumann, J. G. 132 f.
Neapel,
Caroline, Königin von 25 33
Neumann 127
— Cora 126 ff.
Nicolai, Chr. Fr. 82
Niebuhr, B. G. 176

Olberg 93
Oldenburg,
Georg, Prinz von 148
Paul Frdr. Aug., Erbprinz von 148 229
Peter, Herzog von 148
Orlow, Alexei Graf von 136
— Anna Alexejewna 136
Orthmann und Familie 88
Osborn, Max 6
Öser, A. Fr. 12 26 122
Österreich, Maria Theresia 25
Overbeck, Fr. 2
d'Oyré 57

Pahlen, P. L. Graf von 146
Panin, N. Graf von 146
Passavant, J. D. 158
Paulus, H. E. 104 106 111
— Caroline 104
— Sophie, verh. Schlegel 62 104
Pfeiffer 149
Pfenningen s. Venningen
Pinder, W. 2 212
Platen, Aug. von 218
Plessig 150
Pochhammer, Edm. von 169
Polane (?) 66
Potocki, Sophie Gräfin 142 147
Preller, Friedrich 90
Preußen
August, Prinz von 81
Elisabeth Christine, Königin Witwe 82 219
Ferdinand, Prinz von 81
Friederike, Prinzeß Louis von 81 139 217 ff.
Friedrich Wilhelm II., König von 218
— (III.) Kronprinz von 82
Louis, Prinz von 217
Louis Ferdinand, Prinz von 81 139
Luise, Kronprinzeß von 98 139 217 ff.
Luise, Prinzeß von 81
Viktoria, Königin von, Kaiserin 218

Racknitz, J. Fr. von 122 130 132
Racknitz, Frau von 130 f. 132
Radowitz, Joseph Maria von 218
Radziwill, Anton H., Fürst von 81
Raeburn 5
Ramler, K. W., 82
Rauch, Christ. 69
Recke, Else von der 132 169
Reichenbach, Minna 104
— Bankherr 225
Reiß 50
Richter, Franz 93
Rochlitz, Friedrich 222
Rode, Aug. von 92 f.
Romney 5
Rott, Frau van der 55
Roure, Graf du 65
Rückert, Frdr. 176
Rußland
Alexander I., Kaiser von 144 147 f.
Alexandra, Großfürstin 147
Anna, Großfürstin 146 147
Elisabeth, Kaiserin von 145 147 155
Helene, Großfürstin 147
Katharina, Großfürstin 145 146 147
Konstantin, Großfürst 144
Maria Feodorowna, Kaiserin 145 f. 155
Maria, Großfürstin, s. Weimar
Michail, Großfürst 147
Nikolaus (I., Kaiser), Großfürst 144
Paul (I.), Kaiser 144 ff.

Sander (Zander?) 42
Savigny, Fr. K. von 27
Schadow, J. G. 5 82 108 139 218 220
Schelling, Fr. W. J. 58 102 ff. 105 112 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Scherenberg 49 54 64 f.
Schiller 2 3 84 86 89 130 138 172
Schlegel, A. W., 9 49 56 ff. 59 ff. 63 68 69 78 83 85 103 ff. 109 ff. 177
— Friedrich 57 ff. 59 ff. 103 ff. 110 ff. 113 f.
— Karoline 73 83 85 102 ff. 109 ff. 120
Schlichtegroll, A. H. Fr. 74
Schlözer 57
Schmidt, Erich 59
Schnorr, Hans V., von Carolsfeld 123
Schröder, von 86 150
Schröter, Corona 87
Schubart, Hermann von 42
Schubring 119
Schulz 142
Schuster, Joseph, Komponist (1748—1812) 129
— Frau 129 132
Schütz, J. G. 24
— Chr. G. 84 199
— 93
Seebach, von 147
Seidel, Paul 218
Seidler, Luise 103
Seydelmann, J. C. 122 128 ff. 132 175
— Apollonia 128 f. 135 f.
Solms-Braunfels, Wilh. Fürst von 217
Sonnenfeld, Joseph von 26
Ssaltykow 147
Staël, G. von 62
Steffens, H. 102
Stieglitz 69
Stock, Dora 56 130 175
Strauß, Viktor von 177
Subow, Nicolai 146
Suden und Familie 70

Teller, W. A. 82
Thibaut, A. F. J. 9 165 230
Thorwaldsen, B. 108 178
Tieck, Friedrich 59 108
— Ludwig 60 103 106 110
— Sophie 62
Tilesius 150
Tischbein,
Betty 40 91 103 119 156 167 170 222 ff. u. ö.
Caroline 1 7 ff. 40 99 103 119 123 ff. 168 bis 170 217 u. ö.
Friedrich August 1 ff. 11 ff. 31 ff. 115 ff. 117 ff. 122 f. 132 ff. 140—166 u. ö.
Karl Wilhelm 83 153 167 175 ff. 222 ff.
Sophie 15 30 35 56 ff. 59 ff. 83 85 103 ff. 108 167 f. 222 f. u. ö.
Ludwig Philipp 12 140 f. 153 f.
Luise, verh. Wolf 29 32 f. 39 f. 45 50 f.
Joh. Heinrich, Klosterbäcker 11
— der Ältere 1 2 4 6 13 17 33 73
Johann Valentin 11 32
seine Witwe 12 13 32 ff.
Wilhelm 1 2 7 12 24 33 34 73 148 162

Unzelmann, Friederike 45 62

Vater, Auguste 222
Veit, Dorothea, in zweiter Ehe verh. mit Friedrich Schlegel 58 106 110 176
— Philipp 106 110
Venningen, Frau von 78
Vestris, Gaëtano 16
Vigée-Lebrun 4 23
Vogel, Julius 6 7
Voß, J. H. 159 162
Voß, Ernestine 162
Vulpius, Christiane 86

Waldeck und Pyrmont,
Friedrich Fürst zu 13 14 29 40 159
Georg Friedrich, Graf zu 13
Christian, Prinz zu 13 73
Walter, F. 177
Weimar,
Anna Amalia, Herzogin von 89
Maria Paulowna, Herzogin von 138 144
Weitsch, Fr. G. 82 220
Wendler 174
Weyland, Ph. Chr. 86 89
Wichtendal, Oskar 221
Wieland, Chr. M. 2 74 84 f. 85 89
Wilken, Frdr. 1 3 7 139 141 152 156 161 166 169 176 177
— Friedr. Franz 10 31 161 218 f.
— Sophie, verh. Pinder 169
— Sulpiz 169
Wille, J. G. 12 17 f.
Winckelmann, J. J. 2 80
Windischmann, K. J. 177
Winkelmann, August 113
Winkler 4
Wolframsdorf, W. K. A. von 95
Württemberg
Sophie, Prinzeß von 148
Wilhelm I., König von 148

Zang 11
Zenge, Wilhelmine von 172
Ziesenis 2 5
Zimmer, J. G. 157
Zöllner, J. Fr. 82

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## *Kunstbücher*

# Anselm Feuerbach

## Briefe und Bilder

*Herausgegeben von Dr. Otto Fischer*

*Mit 32 Tafeln / Quart / Kartoniert Gz. 4.50, Halbleinenband Gz. 7,—*

Die Briefe Feuerbachs an seine Stiefmutter, die hochherzige Frau, bilden einen herrlichen Kommentar zu den wiedergegebenen Bildern. Aus diesen Briefen spricht zu uns ein edler und ehrlicher Mensch und ein großer Künstler, der in inneren Kämpfen um seine Kunst seine besten Kräfte verbrauchte und schließlich daran zugrunde ging. (Der Bund, Bern.)

Im ganzen ein Kunstbuch, das seinen Wert in sich trägt und immer wieder zum Lesen und zum Schauen anregt. (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Die Briefproben sind durchweg sehr gut gewählt und sprechen für sich selbst. Sie wirken wie anfachender belebender Frühlingssturm und wie hellglänzender Lichtschein. (Augsburger Postzeitung.)

Otto Fischer hat auf drei Seiten einen präzisen und klar geschriebenen Lebensabriß beigefügt, der nicht weniger gibt als der Inhalt mancher weitschweifiger Monographien. (Der Sammler, Berlin.)

# C. D. Friedrich

# Die romantische Landschaft

## Dokumente und Bilder

*Herausgegeben von Dr. Otto Fischer*

*1 Holzschnitt / 24 Tafeln / Quart / Kartoniert Gz. 3,50, Halbleinenband Gz. 6,—*

Das vorliegende Werk vereinigt in schönen Nachbildungen eine Reihe der seelenvollsten Landschaften dieses auch rein technisch bedeutsamen Künstlers. Mit vieler Liebe und kluger, schöner Einführung hat Otto Fischer Dokumente aus jener Zeit beigefügt. (Hans Biermann.)

Das Buch kommt im rechten Augenblick. Denn der Hang zum Romantischen ist rege, genau so wie zur Zeit Caspar David Friedrichs die romantische Verehrung deutscher Landschaft im Verfolge politischer Strömungen erwachte. (Königsberger Allgemeine Zeitung.)

Wer einmal wieder so recht von innen heraus spüren will, was deutsche Kunst und deutsches Landschaftsempfinden ist, der nehme sich in gesammelter Stunde diese Zeugnisse und Bilder vor. (Westermanns Monatshefte.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag

**Strecker und Schröder in Stuttgart, Johannesstraße 11a**


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## Gedichtbände

### Gottfried Keller / Gedichte

*Mit 9 Holzschnitten von Bruno Goldschmitt*
*Herausgegeben und eingeleitet von Theodor Klaiber / 5.—8. Tausend*

Klaiber hat gut gewählt. Sein Buch ist eine reiche Scheuer. Die kräftigen Holzschnitte sind kellerisch durchempfunden. (Frankfurter Zeitung.)

Die Ausgabe ist ebenso gediegen wie geschmackvoll.
(Professor Dr. H. Mayne im Literarischen Echo.)

### Friedrich Hölderlin / Gedichte

*Mit 4 Bildtafeln*
*Ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Philipp Witkop*

Der Herausgeber und der Verlag haben mit dieser Auswahl Hölderlinscher Lyrik sich ein außerordentliches Verdienst erworben. Die Ausstattung des bestrickend anmutenden Bändchens ist mustergültig; die Gruppierung der Gedichte ist sinngemäß, verständnisfördernd und übersichtlich.
(Danziger Neueste Nachrichten.)

### Eduard Mörike / Gedichte

*Mit 9 Scherenschnitten von Maria Jutz*
*Herausgegeben und eingeleitet von Hans Heinrich Ehrler / 7.—11. Tausend*

Wieviel äußere Schönheit! Doppelt erfreulich, wenn auch der Inhalt dem schönen lieblichen Gewande entspricht, wie in der mit Scherenschnitten geschmückten Ausgabe von Mörikes Gedichten. (Velhagen und Klasings Monatshefte.)

### Goethes Reimsprüche

*Mit 2 Bildern*
*In sinnverwandter Zusammenstellung herausgegeben und eingeleitet von Benno Rüttenauer*

Ein lebendigeres Buch kann man sich kaum denken; denn in den sieben Abteilungen steckt soviel Frische und Kraft, Humor und Galle, Draufgängertum und Besinnlichkeit, Deutsches und Überdeutsches, daß man gar nicht aufhören möchte zu lesen. (Frankfurter Zeitung.)

Die Bände sind auf holzfreies Papier gedruckt. Die Gedichtbände kosten in Halbleinen je Gz. 3.—, in Halbleder je Gz. 7.—, Goethes Reimsprüche in Halbleinen Gz. 2,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag

**Strecker und Schröder in Stuttgart, Johannesstraße 11a**


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

*Mörike-Bücher*

## Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike

*Herausgegeben von Dr. Heinz Kindermann*
*Mit 3 Bildbeilagen und 2 Brief-Faksimiles / In Halbleinen gebunden Gz. 5,50*

Wohl aus keinem Mörike-Briefwechsel leuchtet die Persönlichkeit des großen Schwaben so lauter und so hell, so charakteristisch und so abgerundet wie aus dem mit seinem jüngeren schwäbischen Dichterfreund Hermann Kurz.
(Die Lehrerfortbildung.)

## Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen

*Mörikes Wispeliaden mit Abbildung von Handschriften und Zeichnungen*
*Gebunden Gz. 2,50*

Ein phantastisches Buch aus der Zeit unserer Großväter, ein echtes, prachtvolles Dichterbuch, voll Laune, Spiel und tiefem, herrlichstem Unsinn.
(Vossische Zeitung.)

## Eduard Mörikes Haushaltungsbuch

*34 Faksimileseiten*
*Herausgegeben von Walther Eggert Windegg / 12. Tausend / Gebunden Gz. 2,—*

Diese Blätter sind, von des Dichters Hand mit Zeichnungen, Späßen, intimen Notizen bedeckt, ein kleiner goldener Schatz von Humor, Poesie und lauterer Herzenseinfalt, an dem jeder feine und verständige Mensch Freude haben muß.
(Hermann Hesse in der Neuen Züricher Zeitung.)

## Eduard Mörike

*Von Walther Eggert Windegg / Zweite, neubearbeitete Auflage / Gebunden Gz. 1,50*

Das Büchlein strahlt eine erquickende innere Wärme aus und verrät dabei überall die vornehme Zurückhaltung echter Kennerschaft. Das Büchlein ist ein Kabinettstück, und nicht viele seiner Art werden sich damit messen können.
(Professor Dr. J. G. Sprengel in der Frankfurter Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag

**Strecker und Schröder in Stuttgart, Johannesstraße 11a**



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

## *Biographien*

### Theodor Klaiber
### Friedrich Theodor Vischer

*Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken*
*Mit 6 Tafeln / Halbpergamentband Gz. 5.—*

Dieser stattliche Band gibt ein wohlgelungenes Bild von diesem eigenartigen Menschen mit der knorrigen Seele, von dem Philosophen und Ästhetiker, mit seiner Derbheit und Deutlichkeit, mit dem erfrischend sprudelnden Born seines Geistes.

(Berliner Tageblatt.)

### Theodor Klaiber
### Gottfried Keller und die Schwaben

*Kartoniert Gz. —,80*

Ein von kundiger Hand verfaßtes Büchlein, das den Schweizern wie den Schwaben zur Ehre, zur Freude und zur gegenseitigen Förderung dienen mag.

(Karlsruher Tagblatt.)

### R. Julius Hartmann
### Das Tübinger Stift

*Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens / Mit 46 Abbildungen / Gebunden Gz. 2,55*

Ein Buch, welches das Stift schon längst verdient und jeder Forscher auf dem Gebiete akademischer Geschichte bereits lange schmerzlich vermißt hat.

(Professor Dr. Paul Ssymank)

### Helmuth von Moltke

*Ein Lebensbild, nach seinen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Hanns Martin Elster*
*Mit 16 Bildern und einem Brieffaksimile*
*Halbleinen Gz. 6,50, Ganzleinen Gz. 8,—, Halbleder Gz. 18,—*

Als Vorbild und Erzieher tritt der „große Schweiger" in seinen Briefen, Tagebuchblättern und Reden in unser heutiges Leben. Den selbstlosen, bescheidenen Menschen, seine sittliche Größe, sein edles Herz erkennt nur der, der sich in Moltkes private Mitteilungen vertieft, und dazu will dies Buch helfen.

Die angegebenen Preise sind Grundpreise und ergeben den Verkaufspreis durch Vervielfältigung mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Börsenvereins, die man in jeder Buchhandlung und direkt beim Verlag erfragen kann.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag

**Strecker und Schröder in Stuttgart, Johannesstraße 11a**


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

02SE2086

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
02

J. F. A.
Tischbein

SE
2086